Mein Leben

Von

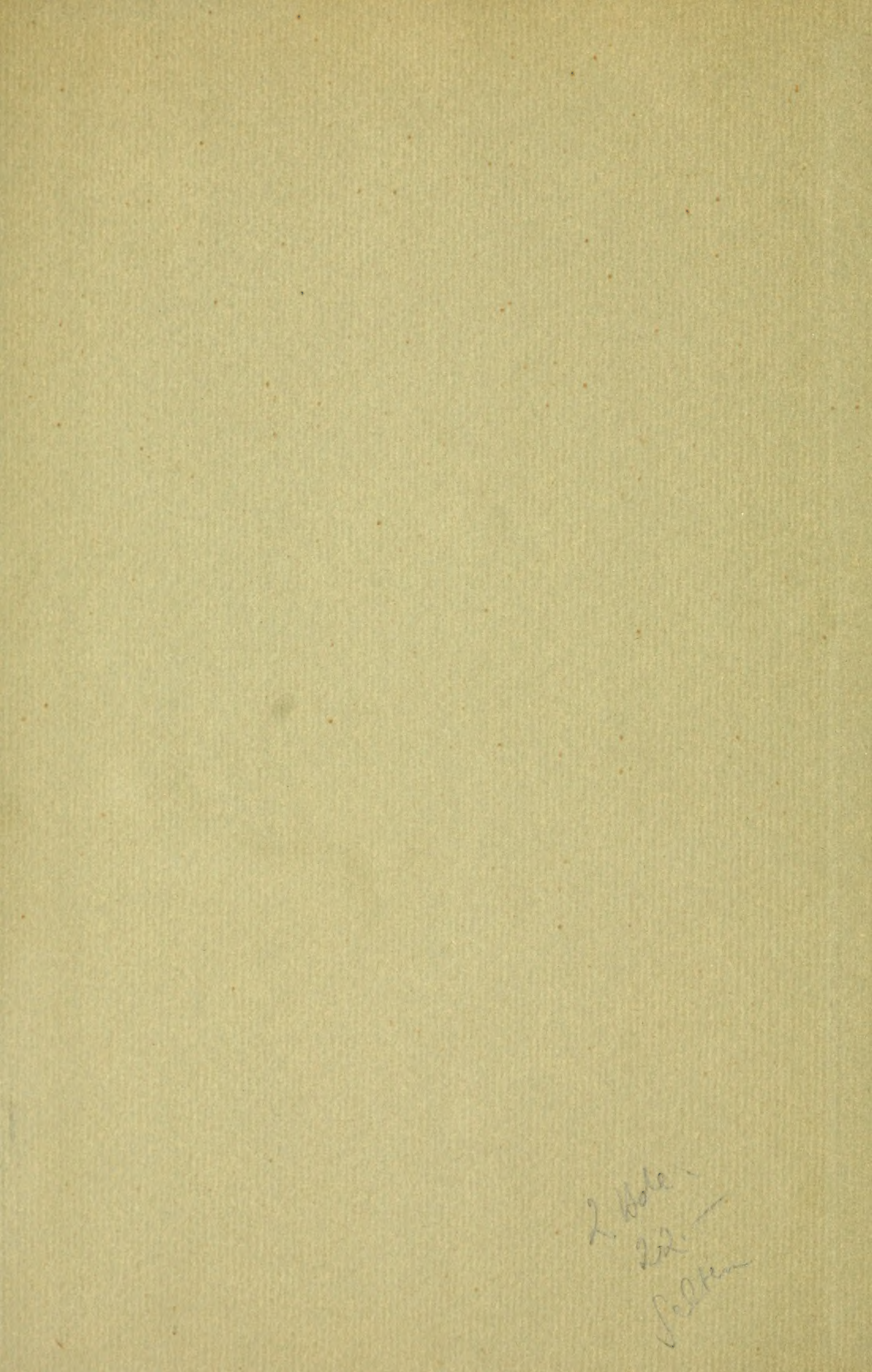
Daniel Freih. v. Salis-Soglio

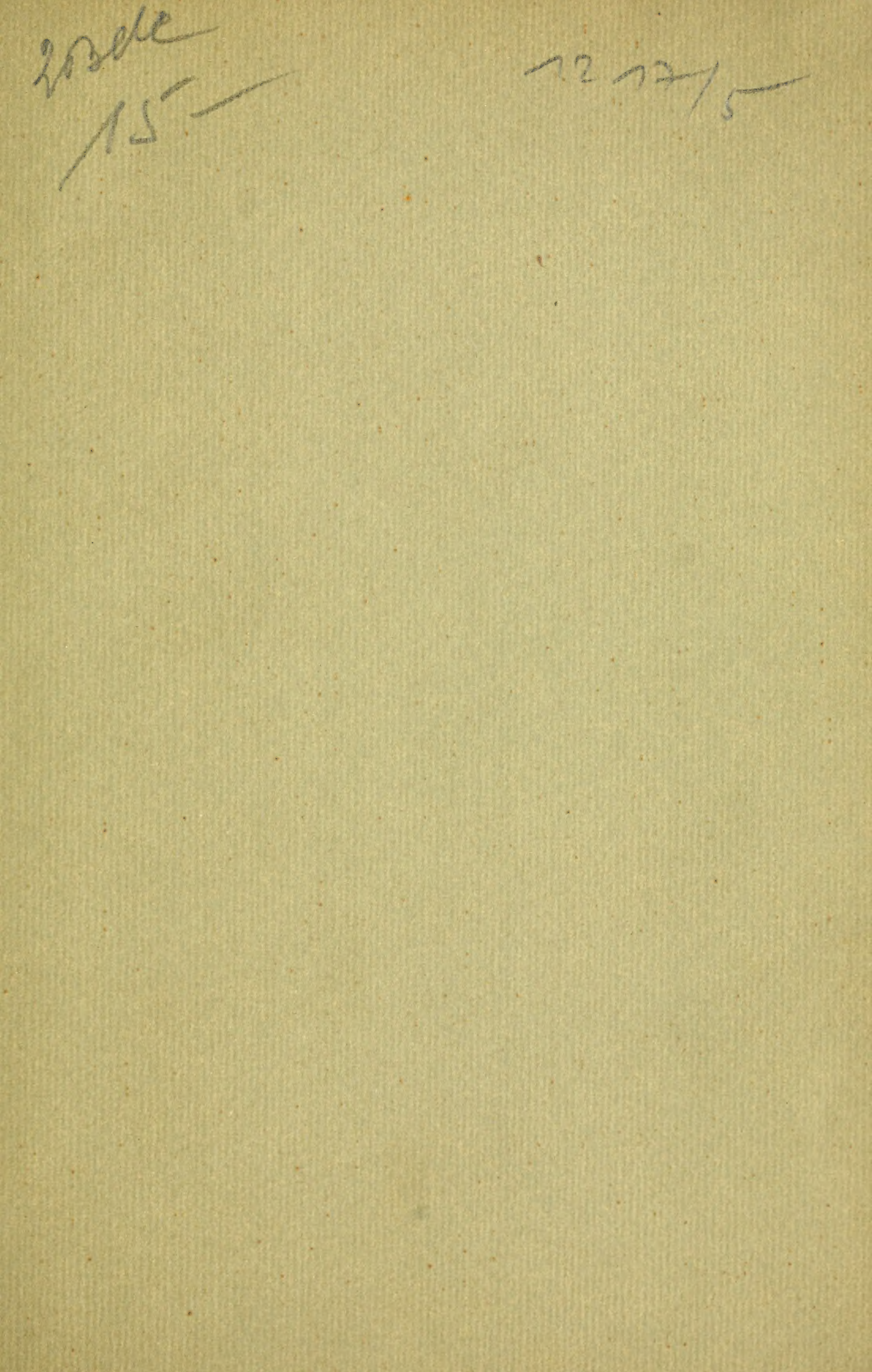
Erster Band

1826—1866



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt


2 Vols





1868
Dr Baron von Salis-Soglio m/p
Oberst im Genie Stabe

Mein Leben

und was ich davon erzählen will, kann und darf

Von

Daniel Freiherrn von Salis-Soglio

k. u. k. Feldzeugmeister

Erster Band

1826–1866

Mit zwei Bildbeigaben und drei Abbildungen im Text



Stuttgart und Leipzig

Deutsche Verlags-Anstalt

1908



DB
80
.8
S23A3
1908
Bd. 1

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Inhalt

Illustrationsbeigaben:

Vorrede

Nahe Verwandte, gute Freunde und Bekannte haben mich wiederholt ersucht, ich möchte doch das, was ich erlebt habe, zu Papier bringen und veröffentlichen.

Solange ich im Besitze meiner guten Augen, arbeitsfähig und arbeitslustig war, lesen, schreiben, malen und musizieren konnte, verging mir die Zeit so schnell und angenehm, daß ich gar kein Bedürfnis fühlte, in meinen Erlebnissen herumzukramen und sie zu beschreiben. Nun ich durch meine schwachen Augen zur Arbeitsunfähigkeit verdammt bin und die scheußliche Madame Langweile bis zur Verzweiflung kennen lernte, dachte ich, vielleicht kann ich ihr mit Hilfe anderer Herr werden, wenn ich den Wünschen eingangs Erwähnter nachkomme; dabei dachte ich freilich nicht, welchen Schwierigkeiten ich begegnen würde.

Zuerst galt es zu schlichten und zu sichten, was ich schreiben wollte, konnte und durfte. Vieles oft recht Interessante aus einem bewegten Leben will man ja seiner selbst und anderer wegen nicht veröffentlichen. Vieles kann man nicht sagen, weil das Gedächtnis nicht mehr alles übersieht, und vieles darf man nicht sagen, weil gar manches, besonders in meinem Fache, geheimbleiben muß. Kühn begann ich meine Arbeit, stand aber gleich vor unerwarteten Schwierigkeiten. Ich sah sehr bald ein, daß das Gedächtnis für die Tatsachen allein nicht genüge — die chronologische Reihenfolge von Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, ja oft Stunden war im Laufe der Zeit in meinem Gedächtnis teilweise verwischt, teilweise ungeordnet. Es durften dieselben mit dem, was über solche Tatsachen chronologisch in offiziellen und privaten Schriften niedergelegt war, nicht in Widerspruch geraten.

Ich mußte sonach in allen möglichen Privatbriefen, die ich selbst geschrieben oder erhalten hatte, in Büchern, die über jene handelten, Nachlese halten lassen, weil ich's mit den eigenen Augen nicht tun konnte. Wie groß diese Mühe war, kann sich nur der vorstellen, der, selbst halbblind, ein solches Wagnis unternimmt. Das Diktieren, selbst wenn man durch solche Nachlese ins klare gekommen ist, war der mindest schwierige Teil, wenngleich ich auch dabei die Erfahrung machte, daß dem Diktierenden die Schreibenden selten schnell genug nachkommen können.

Es war mein fester Vorsatz, nur „Wahrheit“ zu bringen; wenn sich aber ab und zu Fehler eingeschlichen haben und mich meine Gedächtnisschwäche zur „Dichtung“ brachte, so wollen die geehrten Leser und wenn es Leserinnen geben sollte, diese insbesondere, mir meinen übriggebliebenen Rest der Phantasie, die in meinem Leben immer eine große Rolle spielte, gütigst verzeihen. Ich habe meine Aufgabe eben zu spät ergriffen, und es wird sich dies in gar manchem meines Buches abspiegeln. Daß ich mir mit dieser Arbeit kein besonderes Monument setze, weiß ich sehr gut, aber: Es sind eben viele berufen und wenige auserwählt.

Erstes Kapitel

Kinderjahre

(1826—1840)

Durch einen Schrecken, den ein Brand im benachbarten Haldenstein meiner in gesegneten Umständen befindlichen Mutter einflößte, erblickte ich zu Chur (im „alten Gebäude") im Kanton Graubünden in der Schweiz am 19. Februar 1826 um zwei Monate zu früh die ebensoviel gepriesene als verlästerte irdische Welt. Ich war so schwach, daß man mich zur Kräftigung in gewässertem Veltlinerwein badete. Ob ich diesem Umstande oder meiner eigenen Lebenskraft, die sich in der Folge als ziemlich zähe erwies, mein Fortkommen verdankte, weiß ich nicht. Das Zufrüherscheinen erwähne ich, weil es mir fortan eigen blieb und in späteren Jahren durch stets übermäßig frühes Aufstehen, zu früh in die Kanzlei, zu Truppenbesichtigungen, zu Inspizierungen aller Art zu kommen und insbesondere auf den Bahnhöfen zu erscheinen, beinahe sprichwörtlich wurde. Untergebene, die in dieser Richtung mit mir wetteifern wollten, unterlagen stets. Wurde beispielsweise beim Portier des k. u. k. technischen und administrativen Militärkomitees, dessen Präsident ich von 1876 bis 1880 war, in frühen Morgenstunden gefragt, ob schon jemand in der Kanzlei sei, so hieß es: „Außer dem Präsidenten und den Abwaschweibern ist noch niemand da."

So nichtssagend und unscheinbar ich bei meiner Geburt war, so entstamme ich doch einem uraltadeligen, kriegerischen Geschlechte, welches, wie urkundlich erwiesen, mit seinen Ahnen bis in die Zeiten der Hohenstaufen hinaufreicht. Ueber unseren Stammbaum, d. h. den derer von Salis, der zur Prüfung geschichtlicher Daten dem berühmten Historiographen Johannes Ritter von Müller vorgelegt wurde, äußert sich dieser wie folgt:

Unterzeichneter hat bei diplomatisch kritischer Bearbeitung der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der ihr zugewandten drei Bünde in hohen Rhätien die vielfältige Veranlaßung gehabt, von der Abkunft und von dem Stand und Wesen des uraltadeligen Hauses von Salis und auch der in den Stammzweig des Herrn Präsidenten Anton von Salis-Soglio eingreifenden Geschlechter Albertini, Cappol, Curtin, Gugelberg, von Moos, Planta und Schmied von Grünegg, nach urkundlichen und andern ächt historischen Quellen sichere Notiz zu sammeln, und er hat gefunden, daß nicht nur das erste weit und breit berühmte und durch alle erdenkliche Dekorazionen ausgezeichnete Haus

derer von Salis, sondern auch jene übrigen sechs Familien theils vom ursprünglichen in die Finsterniß der Urzeit sich verlierenden, theils von mehrhundertjährigem Adel entsproßen und sowohl im Vaterlande auf beiden Seiten der Alpen als überall an Höfen und in allen Würden aller Art dafür gehalten und angenommen worden sind.

Wie dann auch der im Jahr 1782 zu Chur erschienene Stammbaum derer von Salis ein sehr sorgfältiges Resultat vieler hundert Urkunden von den gründlichsten Kennern für ächt erkannt worden ist, und eine bis in die Karlowingische Zeiten hinaufreichende Akte dem freyen Stande dieses Hauses ein Alterthum gibt, deßen äußerst wenige Familien in der Welt sich zu rühmen haben. Welches alles der Unterzeichnete zwar voll Verehrung des Andenkens so vieler glorreicher Helden und ehrwürdiger Standeshäupter, aber nicht weniger im Gefühl seiner Pflicht für die historische Wahrheit, nach seinem besten Wißen, als Resultat seiner Forschung, bei seiner Ehre als Mann und als Geschichts-Schreiber mit seiner Namensunterschrieft und Sigill hiemit bezeugt.

Wien den 3. Dezember 1803.

Johann von Müller
des K. Reichs Ritter
K. K. wirklicher Hofrath, erster Custos der Hofbibliothek, der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. mehrer anderer Mitglied.

Die Familie stammt nachweisbar aus dem Comaskischen (Como) in Oberitalien. Es dürften Glieder oder ein Glied nach dem Bergell (Bregaglia) des jetzigen Kantons Graubünden ausgewandert sein und sich dort angesiedelt haben. Ein viel um- und bestrittenes, im Original noch vorhandenes Dokument, das in der Académie des Belles-lettres zu Paris geprüft und als echt befunden wurde, besagt, daß zwei Brüder unseres Geschlechtes, Rudolphus und Andreas, den Erzbischof Hatto von Mainz, der 913 auf einer Reise nach Rom begriffen war, nicht nur auf den Höhen des Septimer empfingen und in ihre Burg Castellazzio begleiteten, sondern daselbst auch durch Bezahlung von 9 Solidoren [1]) vor Zeugen, die auf dem Dokumente mit unterzeichnet sind, den Lehenseid für Konrad I. feierlich erneuerten. Indessen, wie gesagt, die Echtheit dieses Dokumentes wurde später vielfach bestritten und geradezu negiert. Aber wenn auch dieses Schriftstück nicht echt sein sollte, so besitzt die Familie doch andere Dokumente, die das Erscheinen derer von Salis bis in das zwölfte Jahrhundert nachweisen. Bezeichnend für den kriegerischen Sinn, der schon in meinen Vorfahren lebte, ist die Wahl des Familienwappens und der Wahlspruch desselben. Letzterer, „Pro fructibus arma", sagt: „Da der Weidenbaum (salix, salices)

[1]) Eine damalige Goldmünze.

keine Früchte trägt, müssen solche die Waffen tragen." Warum auf dem Helm des Wappens eine bis zu den Hüften nackte Jungfrau mit herabhängenden blonden Haaren und einem Diadem auf dem Haupte, statt mit Armen mit zwei Flügeln (der eine rot, der andere weiß) versehen, gewählt wurde, weiß ich nicht. Es scheint mir aber, als ob dadurch gesagt werden sollte, daß schon meine Vorfahren keine Verächter des weiblichen Geschlechtes waren. Die Mitglieder der Familie besaßen vielen kriegerischen Sinn. Das beweist der zu Chur 1782 im Druck erschienene Stammbaum, der 20 große Blätter umfaßt und aus dem hervorgeht, daß 270 Salis Kriegsdienste dem eigenen Vaterlande, der Schweiz, Frankreich, Italien, der Republik Venedig, Spanien, Deutschland, Bayern, Holland, Neapel, Portugal u. s. w. leisteten und daß von ihnen ungefähr 40 die Generalcharge aller drei Grade und selbst Heerführerstellen erreichten. Unter den Frauen und Herren gab es auch manche, die sich dem geistlichen Stande widmeten. Von den ersteren waren im siebzehnten Jahrhundert zwei regierende Fürstäbtissinnen des Ober- und Untermünsters in Regensburg.

In meiner engeren Familie dienten von fünf Söhnen meiner Großeltern (die Großmutter war eine Schwester des bekannten Dichters Salis) vier, und zwar der älteste, Hans, in Bayern, Holland und der Schweiz, in der er zuletzt Sonderbundsgeneral war (1847). Der dritte Sohn, Daniel, diente in Frankreich und Neapel, wo er 1848 bei Erstürmung einer Barrikade blieb. Der vierte, mein Vater Emanuel, diente kurze Zeit in Holland, dann in der Schweiz; der fünfte, Eduard, in Frankreich und in der Schweiz. Nur ein Sohn, der zweite, Peter, wählte den technischen Stand und bettete sich im besten Mannesalter freiwillig sein nasses Grab in der Limmat bei Zürich. Alle fünf Söhne hatten eine sorgfältige Erziehung genossen und würden vielleicht eine andere Lebenslaufbahn gewählt haben, hätten sich nicht die finanziellen Verhältnisse meiner Großeltern durch die kriegerischen Ereignisse am Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts innerhalb und außerhalb des Landes so ungünstig gestaltet, daß sie eigentlich arm wurden. Glücklicherweise heirateten insbesondere zwei, mein Vater und dessen jüngerer Bruder Eduard, begüterte Damen und kamen dadurch und durch eine gute finanzielle Wirtschaft in nach damaligen Begriffen wohlhabende Verhältnisse. Alles dies erzähle ich von meiner Familie, weil es nicht ohne Rückwirkung auf mich blieb. Hierbei darf ich auch nicht unerwähnt lassen, daß meine Großeltern ein anerkannt schönes Paar und ihre fünf Söhne fünf innerlich und äußerlich tüchtige

Männer waren. Meine Eltern hatten drei Kinder. Der drei Jahre älteren Schwester Meta folgte ich, und auf mich folgte nach 17 Jahren noch ein Mädchen Berta. Meine Mutter starb, noch verhältnismäßig jung, 1854; mein Vater, der mit der Jahreszahl 1800 ging, auch nicht alt, 1863. Ich wurde, wie früher schon erwähnt, im „alten Gebäude“ geboren, so genannt, weil später ein anderer Salis durch einen Neubau das alte Gebäude an Schönheit innen und außen übertrumpfen wollte, was ihm aber, was das Innere anbelangt, gewiß nicht glückte. Denn das alte Gebäude war in seinen Innenräumen reich mit Oel- und Freskogemälden, zumeist italienischer Herkunft, sowie Stukkaturen ausgestattet. Der Garten war in altfranzösischem Stil mit zierlicher Eleganz hergerichtet, mit Wasserspielwerken versehen und voll seltener Pflanzen, so daß Haus und Garten damals noch mehr als jetzt eine Sehenswürdigkeit der Stadt bildeten und beide sogar in Büchern des öfteren ausführlich beschrieben worden sind. Insbesondere ist heute noch das Stiegenhaus mit seiner schönen, großen, hölzernen Treppe, seinen Stukkaturarbeiten und Deckengemälden sehenswert. Die Wasserspielwerke, zu denen ein Wasserreservoir auf dem Dache oberhalb der Decke des Saales diente, spielten aber meinem Herrn Vater einen argen Streich. Das Reservoir verlor seine Wasserdichtigkeit und das Wasser träufelte auf die Saaldecke herab, die mit einem schönen, großen Freskogemälde geschmückt war, das den Sonnengott Helios darstellte, wie er auf einem Viergespann von Jungfrauen begleitet über die Wolken dahinfuhr, und durchnäßte es derart, daß die Hälfte eines schönen Tages auf den Fußboden herabfiel. Mein Vater war dadurch gezwungen, das Freskogemälde von einem weniger bedeutenden Maler restaurieren zu lassen, wobei ein Teil der Jungfrauen und des Viergespannes keineswegs schöner ausfiel und die zwei Engel, welche das Gespann führten, Gesichter wie Affen erhielten. Mit diesem Deckenkrach endete ein für alle Male das Wasserspiel im Garten bis auf den hochaufsteigenden Wasserstrahl des Springbrunnens.

Zu meiner allerfrühesten Jugend zurückkehrend, vermag ich mich der Zeit von meiner Geburt bis ungefähr zum siebenten Jahre gar nicht und ebensowenig dessen, was mir darüber von meinen Eltern erzählt worden ist, zu entsinnen. Meine früheste Erinnerung ist die an einen schönen grünen Schleier, den ich in einem Kampfe ums Dasein im Jähzorn meiner Schwester vom Hute zerrte und in Stücke zerriß, ein Vorfall, über welchen diese heftig weinte und mir sehr lange grollte. Ich war, so sagte man, zwar guten und weichen Herzens, aber von sehr lebhaftem Temperament. Das nächste Er-

eignis, auf das ich mich entsinnen kann, ist, wie mich mein Vater in die Stadtschule brachte und wie ich von dieser, als er umgekehrt war, sofort durchbrannte und weinend zur Mutter nach Hause lief. Als mein Vater heimkam, sagte meine Mutter zu ihm: „Er ist schon wieder da.“ Mein Vater faßte mich dann ziemlich derb am Arme und führte mich in die Schule zurück, wo er mich vom Lehrer ein paar Stunden einsperren ließ, wodurch meine Lust, in die Schule zu gehen, größer wurde als die, davonzulaufen. In der Stadtschule lernte ich nicht schlecht, schloß vielfach Freundschaften und wurde, so klein ich war, unter einer gewissen Sorte von Knaben — nicht immer der besten — tonangebend. Es erwachte schon in dieser Zeit durch Exerzitien mit dieser merkwürdig bewaffneten Bande etwas von militärischem Geiste in mir. Aber als ich dann erst von meinem Onkel Peter aus Zürich eine prachtvolle Trommel und eine große Messingkanone erhielt, da war mein Militarismus kaum mehr in Frage gestellt. Ich lernte zum Leidwesen des ganzen Hauses und aller Nachbarn das Trommeln wie ein Tambourmajor, handhabte die Kanone wie ein Artillerist, lud sie mit Pulver und ließ sie vorsichtshalber von größeren Kameraden abfeuern. Ein besonderes Vergnügen machte es mir auch, zeitweise ein Fäßchen Bier in Krügeln abzuzapfen und mit ihm und mit recht wohlriechendem Käse meine obenerwähnte Bande in einem lauschigen Haine des Gartens traktieren zu dürfen.

Damals oder etwas später, des Zeitpunkts entsinne ich mich nicht mehr genau, trat ein Ereignis ein, das meinem militärischen Sinn neue und bedeutende Nahrung verlieh. Es fand im benachbarten Kanton St. Gallen eine größere Konzentrierung von Truppenkontingenten der Kantone der östlichen Schweiz statt. Dieselben sollten ein Lager bei Schwarzenbach im Kanton St. Gallen beziehen. Zu dieser Konzentrierung wurde auch mein Vater mit seinem Bataillon befohlen. Bevor die Truppen in das Lager abmarschierten, mußten sie eine Zeitlang im Kantone gedrillt werden. Mein Herr Vater, der Major und Bataillonskommandant, staffierte sich zu dieser Konzentrierung zum Stolze meiner Mutter, die in den sehr schönen Mann noch stark verliebt war, sehr stattlich aus. Abgesehen von einem Reitpferd, das er kaufte, von neuen Uniformen, mit denen er sich equipierte, wurde aus der Remise ein altes Wägelchen hervorgeholt, geputzt und ausgebessert, und es wurden für dasselbe zwei Zugpferde gemietet. Ich durfte mit zu den Lagerübungen hinaus, und meine Freude über diese Erlaubnis war unbeschreiblich. Das Bataillon marschierte ab. Voran mein Vater hoch zu Roß. Ich folgte dem Bataillon mit meiner Trommel in dem Wägelchen mit

der Bagage des Herrn Majors, das auch ein kleines Feldzeltbett für mich enthielt. Das Gefährt führte der in prächtige Wappenfarben gesteckte, für diesen Zweck aufgenommene Bediente. Im Lager durfte ich nicht nur alles mitansehen und mitmachen, sondern ich durfte sogar, was für mich noch viel mehr war, mit den Tambouren die Tagesreveille und den Zapfenstreich mittrommeln und war dabei jedenfalls nicht der schlechteste unter ihnen. Daß ich von diesem Lager so ermüdet und so stolz zurückkehrte, als ob ich einen hervorragenden Anteil an den militärischen Uebungen gehabt und alle zu Fuß mitgemacht hätte, ist selbstverständlich.

Weitere Ereignisse, die dazu angetan waren, meinen Entschluß, zum Militär zu gehen, noch mehr zu zeitigen, waren zwei Reisen, die meine Eltern mit mir nach Mannheim machten, um daselbst meine ältere Schwester Meta, die sich zur Vollendung ihrer Erziehung im dortigen berühmten großherzoglich badischen Mädcheninstitute befand, zu besuchen. Auf dieser Reise sah ich sehr viel badisches Militär, denn mein Vater lief, wenn möglich, jedem Militär noch viel mehr nach als ich. Aber nicht nur badisches Militär lernte ich kennen. Im Institute, im Mädchenpensionat, fand ich eine ganz junge Gräfin, von der mein Herz stark ergriffen wurde und mit der ich mit Erlaubnis der Institutsvorsteherin sogar korrespondieren durfte. Die Korrespondenz schlief aber bald ein, und ich hörte von dieser Gräfin in meinen alten Tagen nur, daß sie auch recht alt geworden und erst vor ein paar Jahren gestorben sei.

Die zweite Reise führte uns nach Bayern und Tirol. In Bayern sah ich sehr viel bayrisches Militär, deren Kopfbedeckung, einzig in ihrer Art, mir sehr imponierte. Aber noch mehr imponierten mir in Innsbruck die kleinen Kadetten des österreichischen Regiments Großherzog von Baden Nr. 59 in ihren blauen Hosen, weißen Fräcken mit orangegelben Egalisierungen und geschweiften Tschakos. So, dachte ich, muß auch ich einst aussehen. Die weiße Uniform war gar so schön und rein, trotzdem sagte man nachher von diesem Regimente, daß es das schmutzigste von allen Regimentern sei, weil es 37 Jahre baden (Großherzog von Baden) gewesen sei, um reiner (Erzherzog Rainer) zu werden.

Aus dieser Zeit bewegen mich noch heute Erinnerungen an meine liebe, gute Großmutter. Mein Großvater war schon 1835 zu Grabe getragen worden. Bei meiner Großmutter pflegte ich sehr oft zu sein, besonders zur Jausenzeit. Da wußte sie mich nicht nur durch guten Kaffee oder Schokolade und prächtiges Gebäck zu gewinnen, sondern auch durch ihre herrlichen Erzählungen aus den französischen

Zeiten und aus den Kriegen, die drei ihrer Söhne mitgemacht hatten, und aus Briefen, die sie mit netten Zeichnungen versehen von ihnen erhalten hatte, zu fesseln. Ich glaube mit einem solchen Briefe, wie ihn beispielsweise Onkel Daniel aus Spanien schrieb, könnte man jetzt einige Tausend Ansichtskarten füllen, denn bei diesen ist ja die Adresse die Haupt- und der Inhalt Nebensache, gerade das Umgekehrte von ehedem.

Meine Großeltern bewohnten den oberen Stock des alten Gebäudes, meine Eltern seit ihrer Hochzeit den ersten Stock, die Beletage. Das Parterre war immer vermietet. Das alte Gebäude wurde vom Herrn Envoyé aus der gräflich Salis-Soglioschen Familie im achtzehnten Jahrhundert gebaut und kam durch eine Heirat von einem meiner direkten Vorfahren mit einer Gräfin von Salis-Soglio in den Besitz unserer Linie. Um aber alleiniger Besitzer von dieser schönen, ziemlich umfangreichen Realität zu werden, mußten von meinen Eltern und Großeltern 44 Erbteile abgelöst werden. Damit wurden meine Eltern alleinige Besitzer. Doch klagten sie oft und nicht ohne Grund, daß der Besitz für sie zu groß und zu teuer sei. Dieser Klage kann ich mich als jetziger Besitzer vollauf anschließen, und dennoch möchte ich das „alte Gebäude" um keinen Preis verkaufen, so gute Anerbieten ich auch gehabt habe.

Aus jener Zeit stammen auch sehr schöne Erinnerungen an manche hervorragende Persönlichkeiten, die im großelterlichen und elterlichen Hause vielfach verkehrten; so jene an den Dichter Salis und dessen Freunde Matthisson, Haller, Gellert, Lavater, Angelika Kaufmann, an manche Glieder der Familie Planta, Jenatsch, Buol, Juvalta, Tscharner, Barvier, Bodmer, Flugé vom Aspermond, Lanicca u. a. Es war eine hochangesehene, feingebildete, geistreiche Gesellschaft, deren Glieder zwar in der kleinen, noch mit alten Ringmauern und Türmen umgebenen Stadt geboren waren und lebten, aber vielfach die Welt gesehen und sich feine gesellschaftliche Formen und Sprachkenntnisse erworben hatten. Die allgemeine Nivellierung unserer Zeit in sozialer und geistiger Beziehung bringt solche Menschen nicht mehr leicht hervor und die Originale gingen ganz verloren.

Die Bande, deren ich früher erwähnte, war aber Gott sei Dank nicht meine einzige Gesellschaft. Der Nachbargarten gehörte dem Vetter meines Vaters, dem Herrn Stadtvogt Albert von Salis, Chef der alten Firma Massner und Braun. Der Ehe vom Genannten mit einer Nina von Planta entstammten vier Söhne und eine taubstumm geborene Tochter. Diese vier Söhne, drei älter, einer jünger als ich, spielten in meinen jungen Jahren eine kaum geringere

Rolle als die zwei Söhne und fünf Töchter des Herrn Obersten Ulrich von Planta, einem Bruder der genannten Nina, der 40 Jahre unser Haus in allen von uns selbst nicht bewohnten Räumlichkeiten in Miete innehatte. Das eigentliche Home des Genannten bildete das große Schloß in Reichenau, in dem seinerzeit sich der flüchtige Prinz Louis Philippe d'Orléans, der spätere König von Frankreich (1830—1848), als Lehrer Monsieur Jabot-Latour zwei Jahre versteckt aufhielt. Das Zimmer, das dieser in der Galerie des Schlosses bewohnte, wurde unverändert belassen, wie es damals war, und wird heute noch von Fremden öfters besichtigt.

Die Freundschaften zwischen unseren Familien brachten es mit sich, daß ich oft in Reichenau zu Gaste war, bis ich infolge eines bösen Bubenstreiches, den ich dem Herrn Obersten von Planta, im Vereine mit seinem jüngeren, mit mir gleich alten Sohne Jacques, ausführte, von Reichenau verwiesen wurde. Es wurden nämlich in Reichenau verschiedene Türen und andere Holzbestandteile mit schöner brauner Farbe angestrichen. Das brachte uns auf den Gedanken, den sehr feinen holländischen Hochzeitsreisewagen mit derselben Farbe anzustreichen. Aber wir kamen mit dieser bräunlich-gräulichen Beschäftigung nicht sehr weit, ohne entdeckt und verjagt zu werden.

Aus dieser meiner Jugendzeit ließe sich noch gar vieles erzählen, aber das würde mich vom Ziele doch zu weit abführen. Die Stadtschulzeit ging vorüber und ich trat mit recht guten Zeugnissen zwölfjährig in die Kantonschule (das Gymnasium). Ich war zu dem Eintritt ins Gymnasium physisch und geistig gut ausgebildet. Ich schrieb und zeichnete schon sehr hübsch, war ein guter Rechenkünstler, turnte behende wie ein Affe, lief Schlittschuhe vor- und rückwärts, zeichnete alle Buchstaben auf dem Eise, sprang über Schneehaufen, schlittelte sehr gut und schwamm wie ein Hund. Mit dem Wasser, besonders mit dem Mühlbach, aber auch mit jeder Lacke am Rhein war ich sehr befreundet, fiel beim Wettspringen über den Bach wiederholt hinein und kam dann zum Schreck meiner Mutter ganz naß nach Hause. Dabei erkältete ich mich sehr selten und hatte sonderbarerweise nie eine Frostbeule. Aber auch den holden Musen blieb ich nicht fremd und lernte Violinspielen, dem ich bis zu meinem achtzigsten Jahre treu blieb, das heißt, bis die Sehkraft meiner Augen so abnahm, daß ich keine Note mehr lesen konnte. Mein Vater war ein sehr guter Violinspieler und musikalisch gut veranlagt. Es waren aber auch andere Glieder unserer Familie und der Gesellschaft, in der wir lebten, sehr musikalisch, und ich erinnere mich mit Vergnügen an die Kammermusikabende, die allwöchentlich bei einigen Mitgliedern



Das „alte Gebäude“ in Chur von der Gartenseite

der Gesellschaft abwechselnd abgehalten wurden. Zu diesen Abenden wurden auch Damen eingeladen. Bei diesen musikalischen Versammlungen spielte ich in späteren Jahren, als ich mich zu einem ziemlich tüchtigen Violindilettanten herangebildet hatte, in den Urlauben, die ich in Chur zubrachte, die Primgeige. Die Musik spielte überhaupt von meiner Jugend an bis in mein spätestes Alter eine große Rolle in meinem Leben. Ich verdanke ihr unendlich viele glückliche Stunden, in denen sich meine Seele über gar manches irdische Leid, das keinem Sterblichen ausbleibt, sehnsuchtsvoll, oft wonnetrunken erhob. Tempi passati!

Ich hatte bishin und fürderhin bis zum Eintritt in die k. k. österreichische Ingenieur-Akademie in Wien eine selten schöne Jugendzeit, aus der die Gestalten meiner geliebten, in großer Eintracht lebenden Eltern herrlich hervorleuchten.

Zweites Kapitel

Auf der Ingenieur-Akademie zu Wien

(1840—1846)

Mittlerweile war meine Schwester Meta, an Körper und Geist wohlgebildet, von Mannheim zurückgekehrt, und das war gut, denn die großen Kosten für beide Institute hätten meine Eltern nicht erschwingen können. Sie taten finanziell für unsere Erziehung, was nur möglich war, und wir blieben ihnen dafür zeitlebens dankbar. Nach mehrfachem Hinundherschreiben zwischen Chur und maßgebenden Persönlichkeiten in Wien war mein Eintritt (1840) in die Ingenieur-Akademie als Kostzögling gesichert. Je näher die Abreise nach Wien heranrückte, desto schwüler wurde mir ums Herz, wußte ich doch, daß der Abschied aus dem elterlichen Hause ein dauernder werden mußte. Die Vorbereitungen zur Reise nach Wien waren verhältnismäßig bald fertig. Es wurde ein großer, viersitziger Reisewagen gemietet, in dem eine der heitersten Reisegesellschaften Platz nahm, die es nur geben konnte. Sie bestand aus drei Freunden meines Vaters, diesem und mir. Die drei Freunde waren ein Herr Doktor von Raschaer, ein Herr Hanns von Planta-Wildenburg und der erfinderische Leutnant Ulisses von Albertini, der nach kurzen Diensten in Frankreich, bis zur Julirevolution 1830, in die österreichische Armee und zwar in das Regiment Erzherzog Karl Nr. 3 eingetreten war und mit uns von seinem Urlaub, den er in Chur verbracht hatte, nach Wien, beziehungsweise nach Laxenburg, zu seinem Regimente zurückkehrte. Wenngleich wir, außer in den Nachtstationen, keinen längeren Aufenthalt nahmen, kamen wir doch erst den fünften Tag spät abends in Wien an. Wir hatten dort ungeschickterweise kein Logis bestellt und fuhren an neun ersten Hotels vergebens vor. Endlich erhielten wir Unterkunft im „König von Ungarn“, das damals zwar ein Hotel zweiten Ranges, aber mit sehr guten Zimmern war. Den nächsten Tag machte mein Vater, damals Oberstleutnant im eidgenössischen Generalstabe, dem Herrn k. k. Ingenieur-Oberstleutnant von Körber einen Besuch. Der Genannte war schon damals eine sehr maßgebende Persönlichkeit und einer jener Herren, die sich ihren Stuhl, auf dem sie zu sitzen kamen, nach Maßgabe ihres zunehmenden Alters, Avancements und ihrer Machtsphäre zu einem immer bequemer werdenden Lehnstuhle zu gestalten wußten, womit ich sagen

will, daß er von jungen Jahren an bis zu der hohen Charge eines Feldmarschalleutnants stets auf demselben, wenn auch erweiterten Posten blieb. Am darauffolgenden Tage erwiderte von Körber den Besuch meines Vaters und trug demselben in echt österreichischer Weise das kameradschaftliche „Du" an. Es bestand auch eine allerdings weit abstehende Verwandtschaft zwischen den Familien Körber und Salis. Herr Oberstleutnant von Körber war ungemein freundlich und zuvorkommend, vermittelte den Eintritts- und Prüfungstag und versicherte meinem Vater, er werde sich meiner sehr annehmen. Diese Versicherung gestaltete sich im Verlauf der Jahre zu einem komischen Ende, denn nachdem ich bis zu meinem Austritt aus der Akademie 1845 vom Genannten nichts gesehen hatte, erkannte er mich bei den dem Austritt vorangehenden Prüfungen wieder und rief mir erstaunt zu: „Ach! Sie sind ja der junge Salis! Sind sehr groß geworden und haben, wie ich weiß, sehr gut gelernt."

Der Eintritts- und Aufnahmeprüfungstag kam. Schweren Herzens, von meinem Vater in die Akademie gebracht, trat ich ein; galt es doch durch die Prüfung zu entscheiden, ob ich in die III. Klasse könne oder nicht. Die Prüfung fiel in allen Gegenständen bis auf die mathematischen Fächer gut aus. Diese ließen zu wünschen übrig, so daß das Prüfungsurteil dahin lautete, ich könne zwar in die III. eintreten, aber man hielte es für besser, wenn ich in die II. Klasse käme, in der ich gewiß sehr bald unter die Ersten vorrücken würde. Mein Vater entschloß sich, dem Ratschlage zu folgen. Ich wurde eingekleidet, in die II. Klasse geführt und derselben vorgestellt; aber ob meines Schweizerdeutsch sofort von den Kameraden derart in Arbeit genommen, daß das sogenannte „Außi möcht' i" unwiderstehlich wurde. Als nach einigen Tagen mein Vater mich wieder aufsuchte, gab es eine furchtbare Weinszene. Ich wollte um jeden Preis wieder austreten und mit ihm nach Chur zurückkehren. Das gab er aber nicht zu, und nachdem durch seine Abreise die Unmöglichkeit des Zurückkehrens festgestellt war, fügte ich mich in das Unvermeidliche, gewöhnte mich ein und war schließlich sehr gerne und zufrieden in dieser nach jeder Richtung hervorragenden und eleganten Anstalt. Ihre Leitung befand sich damals in den Händen des Generalmajors Alexander Brasseur von Kehldorf als Akademielokaldirektors, eines großen, starken, sehr liebenswürdigen, aber etwas zu nachsichtigen Mannes, der deshalb mit seinem Studieninspektor Major von Gallina wenig harmonierte. Nach der am 3. Juli 1842 erfolgten Pensionierung des Generalmajors von Brasseur trat an dessen Stelle am 29. Juli 1842 Oberstleutnant Johann Wolter Edler von Eckwehr,

der bisher das Sappeurkorps kommandiert hatte. Zwischen den zwei Genannten führte die Direktion Studieninspektor Major von Gallina. Als der neue Akademielokaldirektor von Wolter einrückte, sollte die Uebergabe der Akademiedirektion in feierlichster Weise und unter Beisein des damals schon alten Feldmarschalleutnants Bonomo und anderer höherer Genieoffiziere vor sich gehen. Wir wurden hierzu, in Gala adjustiert, in den ersten der zwei Speisesäle geführt und dort in Form eines Quadrates, dem eine und zwar die gegen den Eingang sehende Seite fehlte, aufgestellt. Bald darauf erschien Feldmarschalleutnant Bonomo mit seiner ganzen großen Suite. Die ernste feierliche Stimmung dauerte nicht lange. Major von Gallina trat vor und hielt an Oberstleutnant von Wolter und uns Zöglinge eine Ansprache, die ebenso lang als minder gelungen war und die Geduld des Feldmarschalleutnants Bonomo so in Anspruch nahm, daß diese ihn plötzlich verließ und er, vortretend, den Major Gallina beiseitedrängte und ihm zurief: „Schweigen Sie, jetzt werde ich fortreden!" Aber seine Rede gelang zu unserem großen Ergötzen noch viel weniger. Er verlor den Faden und seinen Atem und wendete sich, darob ärgerlich geworden, an den Oberstleutnant von Wolter mit den laut gesprochenen Worten: „So, Herr Oberstleutnant, jetzt reden Sie weiter." Das geschah auch, aber die feierliche Stimmung war verloren. Mit Feldmarschalleutnant Bonomo erlebten wir bei der Austrittsprüfung und einer Parade auf dem Gange noch manche komische Episode, aber ich muß mich, um dem Humor nicht volle Zügel schießen zu lassen, doch zurückhalten, sie zu erzählen.

Ich lernte in der Akademie gut, errang zuerst den neunten, dann den vierten, beim Abschied aus der Akademie und Eintritt in das Ingenieurkorps sogar den dritten wissenschaftlichen Rang und brachte im Jahre 1845, als ich auf Urlaub nach Hause kam, zur Freude meiner Eltern ein Zeugnis mit, auf das ich heute noch stolz bin, da in demselben nur eine Klassifikation und zwar die beste, I. Klasse „mit Vorzug" für alle Gegenstände, vorkam.

Hinsichtlich der Bestimmung des wissenschaftlichen Ranges muß ich eines Umstandes erwähnen, der mir schon als Akademist auffiel. Es war mir beinahe unbegreiflich, wie in einer Zeit des reinsten Absolutismus jener Rang durch freie Wahl der Mitschüler bestimmt werden durfte. Und doch war es so! Nicht der Professor, Akademiedirektor und Studieninspektor, nicht die Klassifikation des ersteren waren die maßgebendsten Faktoren der Rangbestimmung, sondern die Anzahl der Stimmen von den Mitschülern. Und ich

glaube, daß die Rangseinteilung gerade durch diese freiheitliche Institution eine viel gerechtere wurde, als wenn sie dem betreffenden Professor und seinen Noten allein überlassen worden wäre, denn dieser konnte zwar die Resultate des Lernens genau und gerecht klassifizieren, nicht aber wissen, wie der einzelne zu diesen Resultaten gelangt war, d. h. mit welchem Aufwand von Mühe und Fleiß. Auch lernten die Mitschüler durch eine nachahmungswürdige zweite Einrichtung gegenseitig ihre Fähigkeiten äußerst genau kennen. Die besten Schüler, ungefähr das erste Drittel, hatten in den Korrepetitionsstunden den weniger guten, also den andern zwei Dritteln, die Aufgaben zu erklären und mit ihnen durchzugehen. Es hatte diese Methode einen sehr großen Vorteil sowohl für die den kleinen Korrepetitionsgruppen Vor- wie Unterstehenden. Die ersteren wurden durch die Vorträge, die sie hielten, sich selbst über den Gegenstand klarer, lernten reden und vortragen, und die anderen lernten unter dieser Mithilfe viel leichter als allein. Es würde mich zu weit führen, wollte ich über gar manches Eigentümliche der Akademie noch erzählen. Jedenfalls hatte die Anstalt einen sehr guten, weitverbreiteten Ruf, denn es befanden sich in ihr Kost- und Stiftzöglinge nicht nur aus allen Provinzen Oesterreichs, sondern auch aus vielen Staaten Deutschlands, England, Italien und der Schweiz, und da es mich als Schweizer heute noch angenehm berührt, an diese meine Schweizer Kameraden zurückzudenken, so will ich diejenigen, die mit mir in der Akademie waren, um so lieber nennen, als sie meist unter den Ersten der betreffenden Klassen waren:

Rudolf Thormann, Berner	1840	ausgetreten
Karl Fischer von Weiler-Eichburg, Berner . .	1841	"
Karl Graf Hallwyl, Berner, 1841	früher	"
Albert von Muralt, Berner	1842	"
Friedrich Ludwig Fischer, Ritter von Weiler, Berner	1843	"
Franz Hurter von Amann, Schaffhausener . .	1844	"
Daniel Freiherr von Salis-Soglio, Graubündner	1845	"
Arnold Vögeli, Zürcher	1846	"
Rudolf Forcart, Baseler	1846	"
Emanuel Ricou, Waadtländer	1848	"
Maximilian von Orelli, Zürcher	1848	"
Rudolf Freiherr von Sinner, Berner	1850	"
Ferdinand Landwing	1850	"
Oskar Meiß von Teufen, Zürcher	1850	"
Ludwig von Tscharner	1846	"
Herrnschwand-May, Berner	1853	"

Von diesen sechzehn kamen zwölf in das Ingenieurkorps und errangen zumeist einen hohen, zwei hiervon den ersten wissenschaftlichen Rang.

Alle diese genannten Schweizer wurden vom damaligen langjährigen Schweizer Geschäftsträger Baron Effinger und seiner liebenswürdigen Gemahlin nicht nur freundlichst empfangen, sondern auch oft ausgebeten und zum Essen eingeladen. Wir alle erinnerten uns dieses liebenswürdigen Paares sehr gern, insbesondere der Gemahlin, die als Frau und dann als Witwe 70 Jahre in demselben Hause am Graben wohnte, und erst auszog, als es niedergerissen wurde. Sie erreichte ein Alter von 92 Jahren.

Außer den genannten 16 Schweizern sind speziell von meiner Familie noch vier in der Ingenieur-Akademie gewesen:

Andreas Freiherr von Salis-Soglio 1800—1805
Anton Freiherr von Salis-Soglio . 1801—1807

dann die zwei Brüder

Karl Graf von Salis-Zizers . . . 1840—1841
Heinrich Graf von Salis-Zizers . . 1840—1841.

Die zwei letzteren waren Söhne von Rudolf Graf von Salis-Zizer, der Geheimer Rat, Kämmerer, Feldmarschalleutnant und zweiter Inhaber des Infanterieregiments Nr. 3 von 1827 bis 1840, Oberst hofmeister des Erzherzogs Franz Karl und für seine Taten als Major und Anführer der Wiener Freiwilligen bei Ebelsberg und Znaim (3. Mai und 10. Juli 1809) Ritter des Theresienordens war. Er war damals eine so rühmlich bekannte Persönlichkeit, daß man ihn den „Bayard von Oesterreich" nannte. Gerade weil er Söhne von Wienern zu ruhmreichen Taten führte, hätte er so gut wie viele andere verdient, daß die Stadt Wien ihm ein Ehrengrab verlieh. Uebrigens tragen in Wien eine Straße im XIII. Bezirk und ein Platz in Znaim seinen Namen. Er war so angesehen bei Hofe, daß Seine Majestät Kaiser Ferdinand der Witwe des 1840 Verstorbenen die volle Pension überließ und daß die zwei vorgenannten Söhne auf Kosten des Kaisers und des Erzherzogs Karl in der Ingenieur-Akademie erzogen wurden.

Man durfte bis zur V. Klasse nicht allein ausgehen, sondern mußte ausgebeten sein. Der freie Ausgang bildete ein Vorrecht der V. und VI. Klasse und der vier Ersten der IV. Klasse. Aeußerlich wurde dieses durch eine doppelte Borte am Tschako gekennzeichnet.

Ich war im Turnen einer der Besten und passioniert fürs Reiten. Leider konnte ich dieser Passion nach meinem Austritte

nicht frönen, da die Garnisonen, in die ich zuerst kam, keine dazu geeigneten waren, denn die Gondeln in Venedig, die kleinen Esel in Dalmatien und die Maulesel in Südtirol waren nicht dazu angetan, meine Reitkunst zu vervollständigen. Auch hätte ich damals schwerlich das Geld dazu gehabt, mir ein Pferd zu halten. Doch fand ich mich in späteren Jahren, wo es geschehen mußte oder konnte, bald wieder in diese Kunst und diese Passion so weit hinein, als es mein Dienst erforderte.

Während dieser ganzen fünf Jahre lernte ich auch unter einem vorzüglichen Lehrer weiter Violinspielen und arrangierte mir späterhin als Armeeleutnant mit einem ebenfalls gut violinspielenden Kameraden mit Namen Pfeifinger, meinem Lehrer und einem Violoncellspieler Linke*(Sohn des Violoncellspielers van Beethoven) jede Woche einmal ein Quartett, das mir große Freude und innere Befriedigung verschaffte.

Wenn nun auch in meinem Zeugnisse mein sittliches Betragen stets als mustergültig hingestellt war, so muß ich der Wahrheit zur Ehre doch gestehen, daß es an vielen losen Streichen, die ich machte, nicht fehlte. So hatte ich von der V. Klasse ab mit mehreren Kameraden für die Ausgangstage ein Logis in der Stadt gemietet, in dem wir uns stets in Zivil umkleideten, was streng verboten war, um unsere Streiche ungenierter ausführen zu können. In was sie bestanden, lohnt nicht die Mühe, es weiter zu erörtern.

Von den höheren Klassen bis zum Schlusse des höheren Kurses (1844—1846) besuchte ich, so oft ich durfte und konnte, Theater und Konzerte. Ich sah und hörte hierbei viele hervorragende Schauspieler, Sänger und Instrumentalkünstler. War es doch eine Blütezeit des Burgtheaters und der Oper, und wie oft fiel mir die Wahl, in welches von den Theatern ich gehen sollte, sehr schwer. Zur Zeit der italienischen Opernstagione ging ich am liebsten in diese. Die Konzerte hervorragender Künstler fanden meist in der Mittagstunde im großen Redoutensaale statt. Wen und was hörte ich da alles! Und gewiß trug das viel zu meiner inneren Bildung bei. Mein Violinlehrer gab auch einem sehr alten, immer noch schönen siebenbürgischen Grafen Bethlen Unterricht. Dieser war in der Oper und beim Ballett ein ständiger Zuschauer, ja was das Ballett anbelangt, so begnügte er sich damit nicht. Mein Violinlehrer machte mich mit ihm bekannt, und ich besuchte ihn oft des Sonntags vormittags.

Zu seinen intimen musikalischen Matinees kamen viele hervorragende Künstler, so auch der Violinspieler Ernst und als Klavierspieler Meister Liszt. Unvergeßlich klingen mir noch heute die

ungarischen Weisen ins Ohr, die ich da einmal von ihnen zusammen spielen hörte.

Sitze zu den Theatern und Konzerten konnte ich mir allerdings nicht leisten. Aber die Stehplätze in den Hoftheatern (Parterre) waren für Offiziere ja spottbillig, die Füße jung und fest und das Interesse so groß, daß von einem Müdigkeitsgefühl keine Rede sein konnte. Zu den Vorstellungen der berühmten Sängerin Jenny Lind gönnte ich mir allerdings trotzdem Parkettsitze — war ich doch auch in sie vernarrt wie alle Welt! Schöne, unvergeßliche Stunden hohen Genusses!

Drei denkwürdige Tage brachten uns folgendes:

1. Die große Parade im April 1843 auf dem Glacis, die zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Erzherzogs Karl als Besitzer des Großkreuzes des Maria-Theresien-Ordens stattfand;

2. eine ähnliche Parade, die ebendaselbst am 31. Dezember 1845 zu Ehren des Kaisers Nikolaus abgehalten wurde, und

3. die Enthüllung des Monumentes für Kaiser Franz I. im Jahre 1846, denen wir Ingenieur-Akademisten und Armeeleutnants beigezogen wurden, respektive beiwohnen durften.

An den beiden ersten Paraden nahm auch der greise Feldmarschall Erzherzog Karl teil. Für das gute und stramme Defilieren bei der ersten Parade wurden wir belobt. Den berühmten Feldherrn sah und hörte ich zum letztenmal in ziemlicher Nähe bei der Besprechung, die er nach Schluß eines Manövers der Wiener Garnison, das auf der Schmelz unter dem Kommando Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht stattfand, abhielt und dem wir Armeeleutnants hoch zu Roß als Zuseher beiwohnen durften. Das sind wohl schöne Erinnerungen! Bald danach, am 30. April 1847, starb der greise, große Feldherr und gefährlichste Gegner Napoleons I.

Es war ein langjähriger Brauch, daß die besten Zöglinge der oberen Klassen als Tänzer zu den Kammerbällen bei Hofe und auch zu den Bällen im Offizierstöchterinstitut in Hernals eingeladen wurden. Wie viele kehrten mit verwundeten Herzen von da zurück in die Akademie und hauchten sehnsuchtsvoll die Seufzer ihrer jungen Liebe in der deshalb so genannten Seufzerallee in die Lüfte! Ich gehörte weder zu den Glücklichen, die zu diesen Bällen beigezogen wurden, noch zu den Unglücklichen, die von ihnen verwundet zurückkehrten, denn das Tanzen gehörte damals nicht zu meinen Leidenschaften, das Lieben eher, so jung ich auch noch war.

Von meinen in der II. Klasse 82 Köpfe zählenden Kameraden kamen meines Erinnerns nur 20 in die VI. Klasse. Von diesen

wurden sieben für das Ingenieurkorps bestimmt und zu Armeeleutnants ernannt, die den damaligen höheren Kurs bildeten. Bei der feierlichen Schlußprüfung, die in einem Sitzungssaale, der zur Wohnung des Akademielokaldirektors gehörte, stattfand, ereigneten sich folgende spaßhaften Vorfälle, die Feldmarschalleutnant Bonomo veranlaßte. Er führte als ältester Ingenieurgeneral den Vorsitz. Ich war eben an die Tafel gerufen, um etwas zu demonstrieren. Geduld, das Demonstrierte anzuhören, hatte der alte Herr aber wenig. Während der Prüfung der einzelnen stand er gewöhnlich auf und besah sich durch ein Glas die Zeichnungen der eben zur Prüfung Aufgerufenen, so auch meine. Auf einmal wendete er sich zum Direktor und fragte diesen sehr laut, warum er gestatte, daß die Zöglinge die Zeichnungen so dick ausziehen?! Der Fragende hatte, wie es scheint, vergessen, daß er die Zeichnungen durch ein Vergrößerungsglas ansah! Später fragte er förmlich schreiend den Feldmarschalleutnant Baron de Traux: „Haben Sie Ihre Schindmähren schon verkauft?“ Er war ihm nämlich neidisch, weil jener sich eine Equipage halten konnte.

Am 2. August 1846 erhielt ich mein vom Generalgeniedirektor, Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Johann, unterschriebenes Offiziersdekret und wurde zur Dienstleistung der Fortifikationslokaldirektion in Venedig zugeteilt, was mich hoch erfreute, da ich unter den sehr liebenswürdigen und hochangesehenen Ingenieurmajor von Khautz zu stehen kam.

Von den vorher erwähnten 20 im Jahre 1845 ausgetretenen Akademisten erreichten im weiteren Verlaufe ihres Lebens 2 den Feldzeugmeisters-, 3 den Feldmarschalleutnants-, 2 den Generalmajors- und mehrere den Oberstenrang, was zeigt, daß die Klasse, wie man sagte, eine sehr gute war.

Nun muß ich noch eine Episode erwähnen, die sich durch die letzten 2½ Jahre in der Akademie und bis zum Beginn meiner Dienstzeit in Venedig in Form eines wirklichen Romans abspielte, weil sie wesentlich auf meine sittliche, geistige und künstlerische Bildung Einfluß nahm. Von der IV. Klasse an saß mit mir auf einer Bank der geistreichste unter den Klassenkameraden, heute noch mein intimster, hochverehrter Freund. Er faßte zu mir eine immer stärker werdende Zuneigung. Als er sah, daß mein empfänglicher Sinn und mein weiches Gemüt mich auf Abwege bringen könnten, faßte er den Entschluß, mich von demselben durch eine hehre Liebe in Form eines Phantasiegebildes abzulenken. Er erzählte mir von seinen beiden Schwestern. Die ältere, Mina, sei augenleidend, die jüngere, Luise, bildschön, sehr musikalisch und für Musik schwärmend. Er

vertraute mir an, daß selbe nach Wien kommen sollten und sich gewiß freuen würden, mich kennen zu lernen und mit mir musizieren zu können. Sie kamen aber nicht nach Wien, und ich war darob sehr traurig, denn ich hatte mir von dieser vermeintlichen Luise und über ihr Aeußeres, ihr Wesen, ihre musikalischen Anlagen schon ein Bild gemacht. Mit der Anfrage an meinen Freund, ob ich ihr nicht schreiben dürfe, und der Bejahung dieser Anfrage entstand eine mehrjährige Korrespondenz mit der genannten Luise. Ich habe all die schönen, gefühlvollen, geistreichen, mich stets auf gute Wege leitenden Briefe nicht nur aufgehoben und einbinden lassen, sondern sie auch selbst in meinen alten Tagen wiederholt gelesen. Immer wieder tauchte die Nachricht vom Kommen der zwei Schwestern auf, und ebensooft kamen sie unüberwindlicher Hindernisse wegen nicht, und ebenso unermüdlich ging die Korrespondenz, besonders von meiner Seite, fort. Ueber alles, was in mir vorging, wurde aufrichtig berichtet, und über alles erhielt ich die liebevollste und belehrendste Antwort. In Venedig, wohin mein Freund bestimmt war, löste sich das Geheimnis der zwei Schwestern. Die ältere existierte gar nicht und die jüngere war mein Freund selbst. Der schrieb die Briefe an mich und ich meine an ihn. Damit bewahrheitete sich von neuem der Satz: „Die Liebe ist blind", denn wenn sie nicht blind gewesen wäre, so hätte ich aus der Handschrift meines Freundes, die vollständig gleich jener der vermeintlichen Luise war, längst erkennen müssen, von wem die Briefe an mich herrührten, auch hätte ich aus dem Inhalt derselben erkennen müssen, daß solche Briefe nur jemand schreiben kann, der mein Sinnen, Trachten und Handeln Tag für Tag, ja Stunde für Stunde zu beobachten Gelegenheit hat und daher in meiner nächsten Nähe sein mußte. Was war der Zweck dieses Vorgangs? Der edelste, den man sich denken kann: er wollte mich an der Hand einer hehren Liebe in moralischer Beziehung auf gute Wege hinführen und erhalten, was ihm auch großenteils zu meiner bleibenden Dankbarkeit gelang. Der Abschied von dieser vermeintlichen Luise wurde mir so schwer wie von einer wirklichen.

Drittes Kapitel

In Venedig und Spalato

(1846—1848)

Nun begann eine interessante Zeit. Mein Vater begleitete mich nach Venedig und installierte mich daselbst. Diese Installierung bestand darin, daß er mich in das Fortifikations-Direktionsgebäude an der Piazza S. Angelo brachte, dessen Offiziersquartiere aber so überfüllt waren, daß mir vorläufig keines angewiesen werden konnte.

Leutnant Kail, Kommandant des Sappeurdetachements, lud mich ein, bei ihm zu wohnen, und überließ mir von seiner Wohnung im zweiten Stocke das Zimmer mit dem Eingange von der Hauptstiege aus und benutzte für sich den hinteren Ausgang einer Nebenstiege. Ich teilte ihm offen mit, daß ich Violinspieler sei, und das erfuhr er in Bälde zur Genüge; ich zweifle nicht daran, daß er deshalb seine gutmütige Höflichkeit gegen mich bitter bereute. Zum Glück dauerte mein Wohnen bei ihm nicht gar lange. Die Fortifikations-Lokaldirektion Venedig war eine der größten. Sie zählte — den Geniedirektor mit eingerechnet —, soviel ich mich erinnere, 13 Offiziere. An Beschäftigungen fehlte es bei den zahlreichen Befestigungen um Venedig und Chioggia und den vielen Kasernen in Venedig nicht. Zudem waren Neubauten auf den Inseln Lido, Treporti und S. Nicolo im Gange und neue für andere Punkte und Inseln projektiert. Einstweilen wurde ich beauftragt, Projekte zu kopieren, eine Arbeit, die ich zu so großer Zufriedenheit meines unmittelbaren Vorgesetzten, des Hauptmanns Romano, durchführte, daß er sich dem Geniedirektor gegenüber äußerte, der Herr Leutnant von Salis zeige so viel Geschick für fortifikatorische Zeichnungen, daß ihm in diesem Fache eine Zukunft sicher sei: eine Vorhersage, die sich im gewissen Maße verwirklichte, ohne daß ich deshalb Ursache hatte, diesem eingefleischten Pedanten eine besondere Sehergabe zuzumuten. Des weiteren wurde ich dann dem Hauptmann Baron Henikstein zu den Bauten am Lido und auf der Insel S. Nicolo zugeteilt. Ich lernte unter seiner guten Leitung in bautechnischer Hinsicht sehr viel, und es war damit der Grund zu meiner fortifikatorischen Ausbildung gelegt.

Die dienstlichen Beschäftigungen, die mir oblagen und denen ich stets gewissenhaft nachkam, hinderten nicht, daß ich mich auch in gesellschaftliche Kreise stürzte; den Abend hierzu hatte ich ja immer frei

War ich nicht in Gesellschaft, so spielte ich im ersten Stock des Café Quadri Whist oder Guerre-aux-lâches, und zwar ziemlich hoch, oder ich ging ins Theater.

Die Gesellschaft von damals in Venedig war teils eine aristokratische, von Ausländern und Italienern gemischte, teils eine deutschbürgerliche. Ich besuchte beide — mehr aber letztere, weil sie in geistiger und besonders in musikalischer Beziehung eine gehaltvollere und intimere war, während in ersterer nur größere Feste stattfanden.

Im Jahre 1847 wehte schon etwas Revolutionsluft, die auf die adeligen gesellschaftlichen Verhältnisse zurückwirkte: die Italiener und die vielen schönen Italienerinnen zogen sich zurück.

In der Schweiz standen sich die politischen Parteien, d. h. die katholischen und reformierten Kantone, schon sehr schroff gegenüber; bald traten dort zwischen den Eidgenossen und dem Sonderbund (dem katholischen Teil der Bevölkerung) solche Differenzen ein, daß an eine friedliche Lösung der Streitfragen kaum mehr zu denken war. Es wurden beiderseits Truppen aufgeboten und die Heerführer ernannt: General Dufour auf eidgenössischer Seite, General Johann Ulrich von Salis-Soglio (mein Onkel) auf seiten des Sonderbundes, obwohl er selbst Protestant war. Man fahndete nach Schweizern, die im Auslande als Offiziere dienten, und so kam es, daß wir Schweizer in österreichischen Diensten die Anfrage erhielten, ob wir nicht, mit der Zusage des späteren Rücktrittes in die österreichische Armee und in unsere Offiziersrangverhältnisse, den schon zur Gewißheit gewordenen Krieg auf seiten des Sonderbundes mitzumachen wünschten. Einige nahmen das Angebot an. Ich selbst befand mich in einer eigentümlichen Lage. Auf der einen Seite kommandierte mein Onkel Hans, auf der anderen, eidgenössischen Seite, im Tessin, dessen jüngerer Bruder — ebenfalls mein Onkel — Eduard, und dazwischen stand im paritätischen Kanton Graubünden mein Vater als Kantonsoberst. Mein Vater legte infolge dieser Umstände seine Stellung sofort nieder, um freie Hand zu behalten, ohne sich der einen oder der anderen Partei tatsächlich anzuschließen. Die Anfrage von meiner Seite an ihn und an Onkel Hans, ob ich mittun soll, fiel verneinend aus, so daß ich blieb, wo ich war.

Der Sonderbund unterlag. Mein Onkel mußte sich, schwer verwundet, über die Furka und den Kanton Wallis ins Ausland flüchten, wo er, verbannt von der Schweiz, zuerst in Tirol, dann in Bayern, in München, wo er vom König Ludwig I. und seiner Gemahlin Therese als alter ehemaliger bayrischer Offizier freundlichst aufgenommen wurde, Wohnsitz nahm. Soviel ich über diesen alten

Herrn noch Interessantes zu verzeichnen wüßte, so tue ich dies doch nicht, weil es von keiner Bedeutung für das ist, was ich zu erzählen vorhabe. Leider habe ich selbst (halbblind und sehr alt) nicht mehr das physische und geistige Vermögen, das Erbe meines Onkels Hans, in dessen Besitz ich bin, zu sichten und zu ordnen, so überzeugt ich auch bin, daß es sich vollauf lohnen würde, da genannter Onkel in der Zeit von den letzten Napoleonischen Kriegen angefangen bis zum Schlusse des Sonderbundkrieges und auch später bis zu seinem Tode viel erlebt und niedergeschrieben hat. Es befinden sich von ihm nicht weniger als zirka 35 eingebundene Tagebücher in Quartformat in meinem Kasten in Chur.

Die Zeit von meinem Eintreffen in Venedig bis zu meinem Abgange von da, infolge der 1848 eingetretenen Revolution, benutzte ich fleißig, um der italienischen Sprache in Wort und Schrift mächtig zu werden; dies gelang mir auch durch Unterricht, Lektüre, Umgang mit Italienern und Italienerinnen und vielen Theaterbesuch ziemlich rasch. Behilflich hierzu war mir ein Italiener, der auch Ingenieur-Oberleutnant und der Venezianer Direktion zugeteilt war. Ich hatte mich mit ihm sehr angefreundet, war aber nachher durch sein Verhalten in den Revolutionstagen arg enttäuscht. Er wurde einfach fahnenflüchtig, obwohl er ordnungsmäßig um seine Quittierung einzukommen Gelegenheit gehabt hätte.

Im Theater trat dazumal die wunderschöne, junge, nachgerade einen Weltruf erreichende Ristori auf und machte damals schon viel von sich rühmen. Auch das Französische vernachlässigte ich nicht, wurde doch in der höheren Gesellschaft in Venedig viel Französisch gesprochen. Meine italienische Sprachkenntnis kam mir in den später folgenden Jahren, in denen ich in Verona, Pastrengo, Rovigo und Trient größere Bauten auszuführen hatte, sehr zustatten.

Gegen Ende des Herbstes 1847 erhielt die Direktion einen für mich sehr lieben Zuwachs in dem Ingenieurleutnant Vögeli, mit dem ich vier Jahre in der Akademie zugebracht hatte (er war in der Klasse hinter mir). Nun waren wir drei Schweizer bei der Direktion, aber nicht lange, da einer davon, von Hurter-Amann, und leider auch meine Freunde Steinitzer und Kleinkauf wegtransferiert wurden.

Im Jahre 1847 versammelten sich in Venedig i dotti (die Gelehrten). Venedig bereitete ihnen einen äußerst glänzenden Empfang, und Feste folgten auf Feste. Man verstand es da, solche Feiern wunderbar farbenprächtig und abends in herrlichster Illumination erscheinen zu lassen, wobei die Beleuchtung durch die Widerspiegelung von tausend und aber tausend Lichtern in den Lagunen doppelt schön

erschien. Zu dieser Zeit erhielt ich auf 14 Tage liebe Gäste in den Personen meines Schwagers und meiner Schwester, die, auf einer größeren Hochzeitsreise begriffen, von der Schweiz über Venedig nach Wien und Prag u. s. w. fuhren. Ich holte sie vom Bahnhof in einer Gondel ab. Vor dem Aussteigen auf der Piazzetta hatte ich meiner Schwester die Augen verbunden und löste das Band im Augenblick des Aussteigens, damit sie vollständig von dem taghell beleuchteten Markusplatz überrascht werde. Der Eindruck, den sie erhielt, war überwältigend. Nun ging's ins Hotel de l'Europe, wo ich Logis bestellt hatte. Der feinbefrackte Zimmerkellner begleitete uns in die bestellten Appartements, machte dann eine tiefe Verbeugung und sagte: „Trenta lire per giorno." Das Gesicht meines Schwagers wurde nach dieser Andeutung länger und blasser, und ich beeilte mich, am nächsten Tage ein Privatlogis aufzutreiben, das „per giorno" nur „dieci lire" kostete, dabei am Canale Grande im ersten Stockwerk in einem netten, kleinen Palais sich befand. Wir machten natürlich ebenso alle Festivitäten mit, als wir auch nach Möglichkeit alle Sehenswürdigkeiten Venedigs besahen. Nur einmal ging es uns zwei Männern sehr schlecht — wir wollten bei einem bekannten Wirte einen echten und rechten Fischfraß einnehmen und uns durch alle möglichen Fische durchessen. Beim dritten Fischgange wurde es meinem Schwager so schlecht, daß er die Flucht ergriff und in der Gondel nach Hause fuhr. Nach dem vierten Fischgang folgte ich ihm in ähnlicher Weise möglichst schnell nach und meine Schwester saß allein da und mußte auch allein nach Hause fahren. Mein Schwager erholte sich bald, ich aber leider nicht.

Im Verlaufe ihres Aufenthaltes machte ich Schwager und Schwester mit der mir sehr befreundeten Familie Kleinkauf bekannt, die in meinem Venezianer Leben eine große Rolle spielte. Die Familie bestand aus einer durch Gicht an einen Rollstuhl gebannten alten Frau, die trotz ihres Leidens stets gesprächig an allem Anteil nehmend, geistreich und sehr musikliebend war. Ich duettierte ihr mit meinem Freunde, Artillerie-Oberleutnant von Hoffmann, oft bis spät in die Nacht vor. Außer ihr waren da drei Töchter, die älteste, Rosa, mit dem evangelischen Pfarrer Wittchen verheiratet, die zweite, Resi, und die dritte, Luise, waren ledig, und ihr Bruder war mein Kamerad im Ingenieurkorps und ebenfalls der Direktion zugeteilt. Ein liebenswürdiger, aufgeweckter, leichtlebiger Mensch, der seiner Familie sehr teuer wurde. Er starb in jungen Jahren in tragischer Weise! Die jüngste der obgenannten Töchter war von sehr veredelndem Einflusse auf mein Wesen; sie lebt, 84 Jahre alt, noch in Wien.

Die versammelten Dotti (Gelehrten) in Venedig beschäftigten sich aber mehr mit der Politik, den italienischen Freiheitsbestrebungen und phantastischen Hoffnungen als mit exakten Wissenschaften. Ihr Einfluß in politischer Richtung war unverkennbar zurückgeblieben.

Die Luft wurde immer schwüler, die Gärung überall immer größer, und man konnte voraussehen, daß die Explosion, die in der Schweiz vorüber war, in den Monarchien Europas bald erfolgen werde. Nun kamen inhaltvolle Nachrichten von Wien und damit schwere Zeiten für ganz Italien und natürlich auch für uns in Venedig. Was sich da und dort ereignete, steht längst in der Geschichte. Was ich aber in dieser Zeit in Venedig mitansah und erlebte, beschrieb ich in einigen Briefen an meine Eltern von Venedig und Triest. Den Inhalt dieser Briefe gebe ich im nachfolgenden teils wörtlich, teils auszugsweise wieder.

Aus dem Briefe vom 7./8. Februar 1848:

„Und was sagt Ihr zu all den italienischen Bewegungen? Die Geschichte nimmt einen sehr ernsten Charakter an und aller Augen sind jetzt auf Neapel gerichtet — hier muß der entscheidende Schlag, und das binnen kurzem, geschehen. Die sizilianische Geschichte hat allem wieder einen ungeheuern, unberechenbaren Aufschwung gegeben, und die Demonstrationen in ganz Italien für den Sieg dauern fort und riefen auch hier in Venedig gestern Unannehmlichkeiten im Fenicetheater hervor, die ich Euch als Beteiligter darstellen werde.

„Das Tragen der schwarzen Handschuhe als Trauerzeichen der Mailänder Geschichte kennt Ihr. Zum Gegensatze war gestern nun verabredet, allgemein mit weißen Krawatten, Gilets und Handschuhen als Zeichen der Freude der bewilligten sizilianischen Konstitution im Theater zu erscheinen. Richtig, mit Ausnahme der Fremden, der wenigen Neutralen, erscheint alles wie verabredet in dieser feierlichen Eleganz. Die zwei ersten Akte von ‚Macbeth‘ werden ohne irgendeine Störung gegeben. Das Ballett, abgekürzt, weil der Mann der Tänzerin Cerito krank ist, beginnt. Die Cerito erscheint, um ihren neapolitanischen Tanz zu tanzen, den sie übrigens gestern nicht zum erstenmal produzierte, sondern auch in früheren Vorstellungen. Sie wird mit einem ungeheuern Applaus empfangen gegen den gewöhnlichen, der sich durch das ganze Ballett durchzieht. Der Vorhang fällt. Stürmend verlangt man eine Wiederholung. Einer im Parkett bindet ein dreifarbiges Sacktuch an seinen Stock und schwingt es in die Höhe. Auf dies ein noch ärgeres Schreien, Wehen mit Schnupftüchern, ‚Fuori‘-Schreien, kurz, ein fürchterlicher Spektakel. Die Offiziere und Kadetten ziehen sich sogleich aus den ersten Bänken, in denen sie

immer sitzen, zurück und stellen sich in einen Klumpen. Die in den Logen waren, kommen ins Parterre zu den anderen. Der Garnisonsinspektion habende Hauptmann nimmt gleich die zwei Polizeileute her und verlangt, daß man die Hauptschreier auf seine Verantwortung arretiere. Dieses ruft ein Hinundherdisputieren hervor, während welchem der Hauptmann einen Kadetten hinausgeschickt hat, damit er die Theaterwache scharf laden lasse, und einen anderen schickt er, um die 50 Mann Reserve aus der nächsten Kaserne (das sind italienische Grenadiere) zu holen. Der erste Kadett erscheint bald wieder und meldet laut, daß bereits scharf geladen wäre. Auf dies bemerkt man ein Stutzen in der Menge und hört: ‚Fuori e a casa.‘ Nach und nach geht alles aus dem Theater. Die 50 Mann waren schnell vor dem Theater aufgestellt und machten Platz, vor Ungeduld brennend, daß es einmal was absetzen würde. Das Theater wurde dann geschlossen. Einen imponierenden Eindruck machten auch die im Theater anwesenden Offiziere, die vereint nur den Augenblick abwarteten, um ihrer Wut freien Lauf zu lassen. Indessen ging die Geschichte gut aus. So ist die Tatsache. Aehnliche Vorfälle ereigneten sich in Treviso und Padua.

„Unsere Stellung hier wird immer unangenehmer und schwieriger. Truppenverstärkungen langen fortwährend an. Auch wir in Venedig erhielten Verstärkung durch Grenzer. Der Geist im Militär ist außerordentlich gut, bis jetzt sogar in den italienischen Regimentern. Hierbei bemerke ich, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse durch das Wegbleiben der Italiener keinen großen Abbruch erlitten haben, sondern fortgehen; doch fehlt es nicht an Drohbriefen, welche die Gesellschaftgeber erhielten und polizeiliche Maßregeln erforderten.“

Aus meinem Briefe von Venedig, 19. März 1848:

„Ich konnte bis auf diese Stunde, es ist Sonntag halb neun Uhr vormittags, keine Zeit finden, Euch zu schreiben. Ich hoffe, die Nachrichten werden die ersten sein, die Ihr von Venedig erhält, so daß Ihr Euch nicht umsonst um mich beunruhigt. Die letzten ereignisvollen 48 Stunden sind es, die ich Euch in Kürze, so wie ich sie weiß, beschreiben will. Es sind dies wohl die interessantesten meines bisherigen Lebens, und ich lernte dabei kennen, welche Veränderung ein Volk in so wenigen Stunden erleiden kann — von der ausgelassensten kindischen Freude bis zu einer Erbitterung, die dem Tode ruhig in die Augen sieht. Laßt mich die Sache so schreiben, wie ich sie erlebte. Für alles, was ich sage, bürge ich nicht. Ich konnte nicht alles sehen, und es dient mir dies als ein treffendes Beispiel, wie wenig man doch Zeitungsnachrichten glauben darf,

wenn man selbst das nicht immer wissen kann, was unmittelbar um uns vorgeht. Doch zur Sache. Donnerstag den 16. März nahen Gerüchte von der Revolution in Wien; dennoch ist alles ruhig, man erwartet die Bestätigung — hofft Konzessionen, sogar Konstitution; einige erhoffen sogar die Genehmigung zur Errichtung einer Guardia civica.

„Dennoch läßt sich diesen Tag keine auffallende Bewegung sehen und es scheint nur auf den Abend gewartet zu werden. Alle Logen in der Fenice, die sonst immer leer bleiben, sind vergeben, und um sieben Uhr abends wird das Theater abgesagt. Es regnet stark — das kühlt ab, und der Abend und die Nacht vergehen ohne weitere Ereignisse.

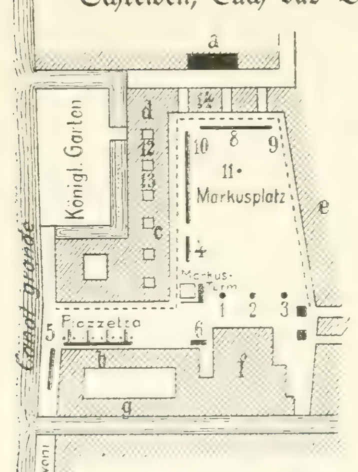
„Denselben Tag, um vier Uhr nachmittags, wurde die Gouverneurin auf dem Platze von einer Schar junger Leute ausgepfiffen.

„Am Freitag den 17. März um sieben Uhr früh fahre ich mit Hauptmann Baron Henikstein wie gewöhnlich auf den Lido — das ist unser Objekt. Um zwei Uhr nachmittags fahren wir von dort zur Visitierung auf eine andere Insel, die ungefähr eine halbe Stunde von Venedig entfernt sein mag. Wie wir dort aus der Gondel steigen wollen, hören wir einen doppelten Schuß. Wir bleiben stehen, die Schüsse wiederholen sich, endlich sind es vier doppelte Schüsse. Das ist unser Alarmzeichen, d. h. wenn die Stadt im Aufstand ist. Wir fahren sogleich weg — die Gondel schien uns wie Blei.

„Gespannt, Kleingewehrfeuer zu hören, lehnten wir die Köpfe zum Fenster hinaus. Da wir nichts hörten, sage ich noch: ‚Vielleicht ist etwas Freudiges proklamiert worden.‘ Doch konnten wir selbst dies nicht glauben, nachdem Alarm war. Wie wir bei Quintavalle in den Kanal hineinfahren, hören wir Musik und ein ungeheures Schreien. Wir machen die schwarzen Gondelläden zu, denn wir haben nicht einmal Säbel mit. Doch das nützt nichts, denn das Volk kennt unsere Gondoliers und Gondel. ‚Ecco i gondolieri del Genio — viva la barca del Genio — vivano gli officiali del Genio!‘ Dieses Vivat galt also uns, und unter lautem Jubel zogen wir bis zur nächsten Wendung des Kanals, der keine Riva hatte.

„Der Kanal führt ungefähr bei der Arsenalbrücke ins Freie — dort sahen wir, gegen den Kanal hinauffahrend, auf jeder Brücke Militär. Vor der Kaserne stehen zwei Kompagnien, kurz alles besetzt. Es war ein eigener, überraschender Anblick. Alle Schiffe geschmückt, alle Fenster behangen, dies Jubeln und Lärmen und die ernste Haltung des Militärs. Noch nicht wissend, was all der Jubel bedeuten soll, fuhren wir nach Hause, die Säbel zu nehmen, um dann nach der Alarmanweisung auf den Markusplatz zu gehen.

„Jetzt vor allem einen kleinen Plan; er erleichtert mir das Schreiben, Euch das Verstehen.



a Burgwache — 60 Mann.
b Hauptwache — 4 Geschütze.
c Wohnung des Gouverneurs.
d " " " Vicekönigs, wenn er hier ist – sonst leer.
e alte Procuratien u. wo der Buchstabe ist, Militär-Caféhaus.
f Markus-Kirche.
g Dogen-Palast.
▮ die schwarzen Linien sind die Aufstellung der Truppen, wie ich sie sah, als ich auf dem Markusplatz ankam
1 2 3 Flaggenbäume.

„Eben als ich anlangte, war ein Matrose beschäftigt, von der Säule 1 die dreifarbige Bandiera herunterzunehmen, die die Leute im Taumel der Freude aufgezogen hatten. Das Volk drängte ihn weg. Nun kletterten zwei Livreebediente hinauf, schnitten den Strang ab und zogen endlich auf der Säule 2 ein kleines dreifarbiges Schnupftuch auf. Das Militär ist ruhig. Endlich werden gegen die Halbkompagnie vor dem Markusturme von der gegenüberstehenden Seite Steine geworfen. Die Soldaten lassen sich nicht halten und rennen mit gefällten Bajonetten durch die Menge bis e und 3; die Menge verliert sich wie Spreu. Der befehlende Oberleutnant kann kaum seine Leute zurückhalten, trotzdem er einem mit dem gezogenen Säbel den Tschako auseinander haut. Endlich stehen sie wieder. Es gibt einige Verwundete. Kurz darauf, während Zivilisten mit den Offizieren sprechen und bitten, doch ja nicht einzugreifen, kommt ein Haufen und schlägt im Kaffeehaus e alle Fenster ein und plündert es förmlich. Die Halbkompagnie 4 rückt vor, treibt die Leute mit den Bajonetten weg und aus dem Kaffeehaus.

„Es bleiben Wachen beim Kaffeehaus; der ganze Platz wird außer gegen die Riva 5 abgesperrt.

„Nun kommt von 5 ein Zug, der sich unter den Prokurazien fortzieht — voran bekränzte Papstbilder und die Leute mit Stöcken und dreifarbigen Fahnen. Die Halbkompagnie vor dem Turm macht rechtsum und jagt diese Leute weg und vernichtet die Bilder. Diese und jene 6 machen nun Front gegen die Riva 5. Erstere läßt scharf laden, doch der Tumult nimmt sein Ende, die Leute verlieren

sich. Um fünf Uhr geht alles, auch das Militär, bis auf einige Verstärkungen der Wachen, nach Hause.

„Nun aber die Ursache alles dieses. Um elf Uhr vormittags kommt ein Dampfschiff von Triest mit der Nachricht, daß dort die Konstitution, d. h. die Bewilligung derselben, und die Preßfreiheit proklamiert wurde. Die Leute verlangen dasselbe vom Gouverneur. Er verspricht, sobald es dienstlich kommt, es auch zu proklamieren. Die Leute gehen in ihrer Freude aber zu weit. Advokat Dr. Manin und Tomasseo, die Führer der revolutionären Partei, die eingesperrt waren, wurden vom Volke befreit und auf Sesseln erhoben auf den Markusplatz getragen und hierbei die italienische Trikolore auf den zwei Mastbäumen aufgezogen; auf dieses hin erfolgten die von uns gehörten Alarmschüsse.

„Dies geschah, bevor ich in die Stadt kam, das schönste sah ich also nicht. Samstag den 18. März regnete es bis zehn Uhr vormittags; um zwölf Uhr mittags war viel Volk auf dem Platze und großer Lärm; ich passiere mitten durch ohne die geringste Störung und gehe zu Contin, einer alten, sehr gut kaiserlich gesinnten Venezianer Beamtenfamilie, die unweit des Arsenals wohnt, eine Visite zu machen.

„Um halb zwei Uhr nachmittags, eben als ich der Frau die gestrige Geschichte erzähle, fallen von neuem Alarmschüsse; ich schnalle den Säbel um und renne wie nicht gescheit auf den Markusplatz. Alles flieht von dort — Läden werden geschlossen, Balken zugemacht, alles läuft in die Häuser. Auf der Riva erscheint schon Militär. Ich komme auf den Markusplatz, als sie eben einen Toten wegtragen. Unter den Prokurazien beiderseits ist Blut, der Platz ist leer; Burgwache bei 8 und 9 ist verteilt aufgestellt, bei 10 die Gouverneurswache, bei 11 Pflaster aufgerissen und in kleinere Stücke zerschlagen. Das ist der Anblick, der sich mir im ersten Kommen darbot. Also was war? Das Volk in Masse auf dem Platze versammelt. Einige Lumpen fangen an, das Pflaster aufzureißen. Leutnant Graf Cerrini bei 10 schickt hinauf zum Gouverneur, was er machen darf und soll. Antwort bleibt lange aus (Grund davon später).

„Eine Patrouille von Grenadieren, ein Leutnant und ein Gemeiner und Tambour von Grenzinfanterie, die den Platz passieren, werden beworfen ohne Schaden. Ein anderer Leutnant ist wie ein Gefangener mitten im Volke, Cerrini schickt zwölf Mann von 10, um ihn zu befreien; wie diese noch auf dem Platze sind, schießen schon Plänkler von 8. Die Offiziere halten diese mit Lebensgefahr

zurück, nachdem sie sehen, daß sich alles verliert. Es sind fünf Tote, mehrere Verwundete, einer liegt bei e.

„Eben waren beim Gouverneur mehrere Abgeordnete versammelt, die ihn und Feldmarschalleutnant Zichy und Martini, den Marinekommandanten, bitten, Errichtung einer Bürgergarde zu erlauben, sie werden mit dem Leben für den guten Erfolg und für die Ruhe der Stadt bürgen. Polizeiminister sagt nein. Die Herren schwanken und sind schon auf dem Punkte, ‚nein‘ zu sagen. Da fallen unten Schüsse — es wird erlaubt. Polizeiminister dankt augenblicklich ab. Zichy und Martini lassen erwähnten Alarm schießen. Die Abgeordneten bitten um Gottes willen, man möchte jetzt nur nicht Militär ausrücken lassen; gut, es soll nicht ausrücken. Conte Michele geht selbst unter Bedeckung von zwölf Mann mit der schriftlichen Anweisung in die Kaserne, das Militär möchte nicht ausrücken.

„Bürgergarde formiert sich — die Kommandanten tragen weiße Binden von der rechten Seite zur linken, Gemeine um den Leib —, Säbel aller Gattungen, Gewehre, Flinten sind ihre Bewaffnung.

„Die Militärpatrouillen sind auf Befehl eingestellt — bis vier Uhr ziehen schon die Patrouillen der Zivilgarden herum.

„Wir gehen speisen. Im Nachhausegehen, unweit unserer Wohnung, sind ungefähr zwölf Kerls, auf ein Fenster hinaufgaffend, versammelt, wo ein Verwundeter im Zimmer lag; wie wir kommen, schreien sie uns entgegen: ‚Ecco la vostra opera dessopra — ecco voi principi d'Italia, ma anche noi vogliamo degli armi, anche noi corpo di Dio‘ etc. Wir gehen ruhig weiter. Sie trauten sich, da wir zu dreien sind, doch nicht. Wir kommen nach Hause — eben langt vom Platzkommando ein Offizier an unter Bedeckung von acht Mann, der meldet, daß ein Offizier verwundet in ihrer Kaserne liege und ein ihm beispringender Jäger (der hier auf Urlaub war) wie ein Hund totgeschlagen worden sei. Die Patrouille geht weiter.

„Wir gehen zu mir ins Zimmer — es ist nicht mehr geraten, einzeln ohne Bedeckung auszugehen. Um halb sieben Uhr ruft mich Ingenieurhauptmann Bielawsky, der die Hausinspektion in unserem Direktionsgebäude hatte, ich soll sogleich mit unseren drei Gondeln zum Gouverneur fahren und dem Major von Khautz, der dort ist, diese Meldung geben. Ich fahre hin. ‚Ist gut, daß Sie kommen,‘ sagt er mir, ‚Sie müssen die Nacht dableiben und die Verteidigung des ersten Stockes, das sind die Zimmer des Gouverneurs und die leerstehenden des Vizekönigs, übernehmen. Hauptmann Graf Belrupt ist zu ebener Erde, Hauptmann Romanó gegen die hintere Seite.‘

„Die Höfe 12—13 sind alle besetzt, es wimmelt von Militärs.

„Ich bin schon bei meinem Posten 14 oben, von wo ich die kleinste Bewegung überblicken kann, als ein Kanonenschuß fällt. Ein Dampfschiff von Triest ist angekommen, bringt die Preßfreiheit, Konstitution, d. h. die Versammlung der Stände in Wien und Guardia civica oder Nationalgarde.

„Es ist elf Uhr; unter stürmischem Jubel muß der Gouverneur und der Podestà diese Nachrichten vom Balkon verlesen. Leute sammeln sich, es wogen Menschenmassen auf dem Platze, man beleuchtet alles gegenüber, und so weiter. Wir lösen und ziehen die Posten ein. — Eine halbe Stunde früher bis an die Zähne bewaffnet, alles besetzt, alles im Verteidigungszustand — nun alles fröhlich, lustig. —

„Dann gehen wir noch zum Gouverneur, woselbst sich auch schon die Damen der Hautevolee versammelt hatten; es wurde noch untereinander geschwätzt, dann wird die Musikbande geholt, diese spielt die Volkshymne, geht mehrere Male spielend um den Markusplatz, endlich gehen auch wir nach Hause. Das dachte ich nicht; denn ich hatte mich in meinen königlichen Gemächern schon recht breit gemacht, und statt der Gesellschaft, die ich dort voriges Jahr beim Vizekönig sah, hatte ich die von Pompiers und Grenzmannschaft.

„Ich fürchte, wenn jetzt auch alles beruhigt ist, die Leute werden zu weit gehen, und eine Volksbewaffnung hat noch selten zu etwas Gutem geführt."

Die Ereignisse, die jetzt folgten, enthält der Brief aus Triest vom 2. April an meine Eltern, den ich so weit wiedergebe, als er jene schildert.

„Die Nachricht an die liebe Schwester Meta macht Euch bekannt, daß man sich schon Montag Vormittag die Verkündigung der Republik in die Ohren munkelte. Indes glaubten dies wenige; meine Ueberzeugung war, daß es so wäre.

„Der frühere Ordonnanzoffizier des Feldmarschalleutnants Grafen Zichy war nach Padua beordert, infolgedessen mußte ich an diesem Tage seine Stelle vertreten und in den Palast eilen, um mich dort zu melden; denn der Festungskommandant Graf Zichy hatte sich aus seinem Festungskommandantengebäude und Wohnung, Piazza S. Stefano, schon früher in das Gouvernementspalais (neue Prokurazien) auf dem Markusplatz begeben.

„Als ich dort angelangt war, sah ich, wie weit es bereits gekommen, denn der alte Graf Zichy, weniger der Gouverneur, hatten schon ziemlich den Kopf verloren. Die dreifarbigen Kokarden, welche

tags vorher von der Guardia civica abgeliefert worden waren, begannen wieder zum Vorschein zu kommen, und es war noch nicht der Tag verflossen, als man sie schon ungehindert selbst in den Deputationen und Sitzungen beim Gouverneur trug. — Item, das war am Ende aller Ende eine Nebensache. Gegen zwölf Uhr langte eine Bitte vom Kommandanten der Guardia civica an den Festungskommandanten Graf Zichy ein, man möchte ihr die Lokale der früheren Burgwache bewilligen, was auch geschah.

„Bald darauf kamen neue Bitten: die Grenzerinfanterie beim Arsenal möge mit italienischen Truppen gewechselt werden, das Regiment Kinsky selbst beim Alarm in den Kasernen konsigniert bleiben. Letzteres bewilligte man auch.

„Mit der Bewilligung dieser Bitte war denn doch die Absicht der Guardia civica so vollständig klar, daß nur Dummheit und Kopflosigkeit dazu gehörte, dies nicht zu verstehen. Kein Alarm! Das Militär war von diesem Augenblicke an Null, und dennoch wäre es noch jetzt ein Kinderspiel gewesen, die Auflehnung aufzuhalten.

„Schon an diesem Tage bat unser Major Khautz, man möge doch die Truppen auf die Inseln ziehen und einen einfachen Antrag zurücklassen: geben uns die Venezianer keinen Proviant, so bombardieren wir die Stadt. Die Stadt soll machen, was sie will, die Guardia civica hat in ihr Ruhe und Ordnung zu schaffen. Nein! Mit Blindheit hatte Gott die Häupter geschlagen. Graf Zichy meinte, Mißtrauen gegen die Guardia civica wäre das Gefährlichste, und er glaubte noch immer, daß sie es aufrichtig meinte. Daher wurde auch die Bitte um Militärgewehre gestattet, wie viele, ist mir unbekannt. Die Guardia vermehrte sich von Stunde zu Stunde, und die lächerlichsten Gestalten und Patrouillen mit Waffen aller Art, weißen Binden, Kokarden und so weiter durchstreiften rastlos die Stadt. Der Gouverneur ersuchte den Festungskommandanten, der nunmehr die Gewalt ganz an sich gezogen hatte, doch das Palais am Abend in Verteidigungszustand setzen zu lassen. Dazu wurden nun mit Abgang der bestehenden Wachen zwei Kompagnien kommandiert; die Verteidigung war erschwert durch die Ueberlieferung der Burgwache an die Guardia civica, denn gegenüber derselben lag der Hauptaufgang zu den Gemächern des Vizekönigs, die leer standen. Den unteren Stock nach vorne hatte Hauptmann Graf Belrupt, nach rückwärts Hauptmann Romanó, die Stiege bei der Burgwache ich zu verteidigen. Man gab mir 90 Mann zur Verteidigung meines mir zugewiesenen Palaisteiles, später kamen noch mehr dazu. Die Stiege war für uns unendlich günstig, um so ungünstiger für die An-

greifenden. Ich ließ sie mit allen möglichen Möbeln der Zimmer von oben bis unten verbarrikadieren und legte auf die oberen Balustraden die vorgefundenen Marmorplatten von Kommoden, Tischen und Konsolen, um dieselben eventuell auf die Angreifer zu werfen. Ich glaube, es wären dort bei einem Angriffe sehr viele geblieben, ohne ihren Zweck zu erreichen. Es scheinen diese Vorbereitungen, die man alle gesehen haben mochte, den Venezianern Furcht eingeflößt zu haben, denn die Nacht verfloß ganz ruhig. Es war interessant; wie ein Lager kam mir das Inspektionszimmer vor. Wir waren die ganze Nacht auf.

„Am anderen Tage wurden die Kroaten wieder entlassen bis auf die gewöhnlichen Wachen.

„Die Deputationen begannen wieder. Die Korvette (das ist das Wachtschiff im Hafen) wurde aus Mißtrauen gegen die Marinemannschaft mit Grenzern besetzt. Die Marine spielte darüber die Empörte. Um vier Uhr nachts durchlief plötzlich ein falscher Alarm die Stadt: Kinsky sei aus den Kasernen und schlage sich mit der Marine, eine merkwürdig kombinierte Ausstreuung, die ins Lächerliche weiterging. Ein Beispiel davon mag folgender Vorfall sein. Papa erinnert sich gewiß des Gasthauses al Vapore, wo wir immer speisten — gut! Da kam ich um vier Uhr hin und fand alles, Fenster, Läden und so weiter geschlossen; ich klopfte an, kaum ging die Tür auf, so umringt mich ein neugieriger Haufen und bittet mich, zu erzählen, was denn draußen vorgehe. Es klang unglaublich, 20 (zwanzig) Schritte vom Markusplatz weg, in einer Gasse, von der man auf den Platz sieht, kann sich so etwas verbreiten. Ich nahm die zwei ersten besten hervor, führte sie auf den Platz und überzeugte sie, daß alles nicht wahr sei. Die Aufregung war ungemein groß und nahm von Stunde zu Stunde noch zu; kaum durfte man mehr allein gehen. Zu gleicher Zeit, so wurde mir gesagt, bereitete man sich vor, die Ziegel und andere Dinge, falls die Truppen ausrückten, von den Dächern auf sie herabzuwerfen. Nachmittags kam eine neue Deputation mit der Bitte, man möge auch die Grenzer aus dem Palaste entlassen bis auf 50 Mann. Für diese nahm man schlauerweise den Vorwand zur Bewachung der Kasse — alles bewilligt. Ich kann nicht sagen, welche Gefühle mich und alle anderen durchzuckten, als wir diesen Befehl hörten. — Graf Zichy opferte uns alle — mit diesem Befehl versetzte er uns den letzten Streich; er hatte alles, alles in seiner Schwäche der Guardia civica überliefert. Alle Assistenzen, die von dieser genommen werden sollten, wurden auch bewilligt. Es war unerhört — das deutsche Regiment

und die Kroaten konsigniert, die Wache bis auf die Hauptwache von der Guardia besetzt und jetzt auch noch diese letzte mit italienischen Grenadieren. Stellt Euch unsere Lage vor. Ja, wir jungen Offiziere sahen alles, was kam, voraus. Tränen weinten wir über die Schmach, die uns unser Festungskommandant antat, und der Erfahrene sah nichts und glaubte bis auf den letzten Moment an die Aufrichtigkeit der Guardia civica. O Blindheit! Gerüchte durchlaufen die Stadt, man werde die Feier der Gefallenen in der Markuskirche abhalten; sieben Schüsse werden fallen, dann wieder heißt es, 21 sollen fallen für die Feier der Konstitution. Man läßt es überall sagen; dann erfolgt nichts. So weit war es schon, daß Graf Zichy selbst es nicht wußte. Es zeigt dies sein Befehl, den er in die Kasernen mit folgendem Wortlaut sandte: ‚Es werden Schüsse fallen, sollten diese auch vielleicht bis auf 21 steigen, die Truppen dürfen sich deswegen nicht alarmieren.‘ Dies ein Befehl?! Ich kann nicht alle Details anführen, es ginge ins Unendliche. Morgen weiter.“

Nun kommt die Beschreibung der Ereignisse, die am Mittwoch den 22. vorfielen.

„Um zehn Uhr vormittags wurde von den Arbeitern im Arsenal der Oberst Marinovich, früherer Adjutant bei Erzherzog Friedrich, ermordet. Wie das kam, kann ich Euch nicht sagen, denn die Gerüchte sind verschieden. Jedenfalls auf eine schauerliche Art. Als Grund seiner Ermordung gibt man die Strenge an, die er gegen die Arbeiter handhabte, und sein Sparsystem für den Staat. Alles möglich! Aber feststeht, daß er ein ehrenhafter, entschlossener und energischer Mann war. Ungeheurer Jubel begrüßte seinen Tod. Es kam mir wie ein Frevel vor, so den Mord eines Ehrenmannes gefeiert zu sehen. Was weiter im Arsenal geschah, weiß ich nicht. Merkwürdig auch waren die Instruktionen, die der Offizier der Hauptwache erhielt. Dreimal sendet dieser zum Festungskommandanten um Befehle, was zu tun sein:

1. Wenn die Guardia civica verlangt, daß er ins Gewehr trete,
2. oder Spiel schlage,
3. oder die Fahne vorführe,
4. oder endlich wenn sie verlangt, daß er sie übergeben solle.

Nie erhält er eine bestimmte Antwort. Endlich sieht er unsern braven Major und eröffnet diesem sein Anliegen. Dieser geht mit ihm zum Grafen Zichy. Er muß bestimmte Befehle geben. Der Befehl lautet ungefähr, es sei alles zu tun, was die Guardia verlangt. Mit Tränen in den Augen wie ein Kind kehrt der Offizier zu seinem Posten zurück — ja! ich sage Euch, wir weinten alle, daß man uns

nach und nach so schmählich und niederträchtig opfere, denn das tut jedem Ehrenmann weh.

„Die Guardia civica verlangte auch nach und nach alles. Nachmittags zwischen drei und vier Uhr sendet man aus dem Arsenal in die Kaserne um zwei Kompagnien von dem italienischen Regimente Wimpffen; der Major von jenen erlaubt keine mehr, sondern sagt, sein Bataillon würde auf diese Art zu sehr zersplittert."

Da das, was an diesem Tage noch erfolgte, in meinem Briefe nur bruchstückweise erzählt ist, will ich nunmehr dasselbe aus dem Gedächtnisse beschreiben, denn solche Ereignisse vergißt man selbst im Detail auch bis ins höchste Alter nicht. Statt wie gewöhnlich ins Gasthaus zum Essen zu gehen, gingen ich und mein Freund, Leutnant Mangold, zu der uns befreundeten Familie Kleinkauf auf die Riva degli Schiavoni, wußten wir doch, daß sie uns zum Essen behalten werde. Wir hatten noch nicht abgespeist, als wir von der Riva her einen merkwürdigen Lärm hörten, der aus einem entsetzlichen Gejohle, Geschrei, Musik, Trommeln und Evvivarufen und so weiter bestand. Wir zwei Offiziere waren in Uniform und wollten so auf den Balkon eilen; doch Pfarrer Wittchen hielt uns zurück mit den Worten: „Nicht in Uniform!" und brachte uns sofort zwei seiner Röcke, die wir anzogen; so gingen wir auf den Balkon hinaus. Was wir da sahen, war ein Maskenzug sondergleichen und spottet jeder Beschreibung. Ein Offizier der Marine-Genieabteilung mit gezogenem Säbel, verkehrt aufgesetztem Hut, einer dreifarbigen Binde, statt des Portepees mit einer dreifarbigen Kokarde, tanzte der nachfolgenden Musikbande wie ein Narr voran. Die Marinemusik, alle mit dreifarbigen Abzeichen, Kopfbedeckungen, die teilweise von anderen Truppenkörpern entlehnt waren, intonierte die Marseillaise; ihr folgten unter ohrenbetäubendem Lärm Marinesoldaten, Teile von Wimpffen-Infanterie und auch einige Mann vom Grenadierbataillon, die Guardia civica und der ganze Janhagel des venezianischen Volkes. Dieser Zug machte vor der Kaserne der Wimpffen-Infanterie Halt, verlangte dort vom Rest des Bataillons, sich zu ergeben, auf die Tschakos statt der Rosette die dreifarbige Kokarde zu setzen, die in vielen Exemplaren vom Pöbel mitgeführt wurde. Die zu einem Haufen gesammelten Offiziere wurden unter allen möglichen Androhungen aufgefordert, das Gleiche zu tun. Sie taten es aber nicht, und infolge dieses guten Beispieles taten es auch die Soldaten des Bataillons nicht. Der Zug trollte nun weiter gegen den Markusplatz. Was dort weiter geschah, weiß ich nicht. Es scheint aber, daß zu dieser Zeit dem alten, schwachen Festungskommandanten von

einer Deputation unter Anführung des Dr. Manin die schmähliche Kapitulation vom 22. März abgerungen wurde. Da es uns zwei Offizieren nicht geheuer schien, jetzt in Uniform die Straßen zu passieren, um in unsere Wohnungen zu gelangen, so ließen wir uns vom Pfarrer Wittchen mit Zivilkleidern versehen und gingen in dieser Verkleidung zusammen unbeanstandet zuerst beide bis zur Kaserne, in der das Grenadierbataillon disloziert war, zu dem Leutnant Mangold gehörte. Vor dem Tor derselben stand die Guardia civica als Wache. Diese hielt Leutnant Mangold an, ließ ihn aber durch, weil er keine Waffen hatte. Er fand das ganze Grenadierbataillon mit Ausnahme weniger Desertierten im Hofe aufgestellt. Ich meinerseits ging nun durch enge, mir wohlbekannte Gäßchen allein bis zur Piazza S. Angelo, wo mein Direktionsgebäude lag. Hier stand ebenfalls statt der gewöhnlichen militärischen Wache eine der Guardia civica. Auch diese durchsuchte mich zuerst und ließ mich dann durch. Ich meldete mich bei Major von Khautz, bei dem sämtliche Ingenieuroffiziere versammelt waren. Er frug mich ziemlich barsch: „Ja, wo stecken denn Sie? Wir waren sehr besorgt um Sie." Und als ich ihm sagte, ich sei auf einem Besuch gewesen, meinte er: „In solchen Zeiten macht man keine Besuche, sondern bleibt schön zu Hause. Da Sie aber so gerne ausgehen, so können Sie mit Leutnant Vögeli noch einen Gang machen, um einen Befehl in die Kaserne ai Gesuiti zu überbringen und dem Major von der Kinsky-Infanterie Engelhofer diesen Zettel übergeben." Was er enthielt, wußten wir nicht, aber den Auftrag konnten wir unbeanstandet ausführen.

Damit schloß für uns die venezianische Revolutionstragödie. Wer nicht einmal eine echte und rechte Revolutionsluft eingeatmet hat, der weiß nicht, welche Wirkung eine solche auf Gemüt und Geist auszuüben vermag. Solcher betäubender Einwirkung muß es wohl zugeschrieben werden, daß die dem Festungskommandanten Zunächststehenden nicht Disziplin und Gehorsam über Bord warfen und im Sinne des Reglements zum Ungehorsam griffen, um dem Kaiser und Reiche die Festung zu erhalten. Truppen waren genügend da und die Opfer, die ein solches Handeln vielleicht gefordert hätte, wären gegen die nach Tausenden Zählenden, welche die lange Zernierung und Belagerung Venedigs nachher erforderten, jedenfalls nicht nennenswert gewesen.

Infolge der Kapitulation vom 22. März 1848, die der unglückliche und schwache Festungskommandant, Feldmarschalleutnant Graf Zichy, mit der mittlerweile gebildeten provisorischen Regierung abschloß, mußten die Truppen von Venedig abziehen. Als diese

Truppen bereits abgegangen waren, blieben wir Ingenieuroffiziere und eine Menge deutscher Beamten, teilweise mit ihren Familien, noch in Venedig. Mit italienischer Höflichkeit wurden wir aber auch bald im Sinne der Kapitulationsbedingungen, d. h. binnen acht Tagen, jenen nachgesendet.

Zu diesem Zwecke wurde uns am 31. März ein Kauffahrteischiff zur Disposition gestellt, in das wir uns mit vielen jener deutschen Beamten und Familien einbarkierten. Von einem Dampfschiffe in Schlepptau genommen, wurden wir durch die Lagunen bis vor die Diga des Hafens von Malamocc bugsiert. Der Dampfer kehrte, uns unserem Schicksal überlassend, nach Venedig zurück.

Mit ziemlich gutem Winde begann die Segelfahrt nach Triest.

Der Wind wurde immer schwächer, die Fahrt immer langsamer, und angesichts Triests (1. April), dem ersehnten Ziele, hörte der Wind ganz auf und wir blieben stecken. Nun wurden die Boote in See gelassen und das Schiff mit Rudern weiter bis in den Hafen von Triest hineingeschleppt. Tragischer konnte man wohl nicht in den April geschickt werden. Die Fahrt auf dem schmutzigen Schiffe bei schlechter Verpflegung und trüben Gemütern war eine nichts weniger als angenehme. Wir hätten von einer Weltreise nicht müder ans Land steigen können, als es hier geschah.

Vor der Abfahrt von Venedig, die frühmorgens stattfand, konnte ich es nicht unterlassen, noch einmal die Familie Kleinkauf, die seit Anfang dieses Jahres an der Riva degli Schiavoni wohnte, einen Besuch abzustatten, um dem Fräulein Luise ein pyramidal geformtes großes Blumenbukett, das ich tags zuvor bestellt hatte, unter Tränen zu überreichen. Da sie aber noch nicht in Toilette war, konnte ich ihr dasselbe nur durch die Türspalte übergeben. Die Bitte, ihr schreiben zu dürfen und mir schreiben zu wollen, ward gewährt. Die wenigen Briefe, die ich von ihr empfing, zählen zu den schönsten, die mir je zukamen.

In Triest angelangt, bot mir der dort stationierte Ingenieuroberleutnant von Muralt, ebenfalls ein Schweizer, in kameradschaftlichster Weise ein Zimmer in seinem Logis an. Lange belästigte ich ihn nicht, denn zu meiner großen Freude erhielt ich am 12. April die Bestimmung, zu dem Korps abzugehen, das sich unter dem Kommando des alten Feldzeugmeisters Graf Nugent am Isonzo mit der Bestimmung ansammelte, durch das Venezianische nach Verona zu marschieren, um nach Säuberung des Venezianischen sich der Armee Radetzkys anzuschließen. Noch ehe ich mich indessen zu dieser Kommandierung feldmäßig ausgerüstet hatte, bekam ich am 13. April zu

meinem großen Leidwesen die Order, sofort nach Dalmatien zur Fortifikationslokaldirektion in Zara abzugehen. Hier angelangt, mußte ich aber, ohne mich ausschiffen zu dürfen, nach Spalato abgehen, woselbst ich am 15. April eintraf. Ein Ingenieuroffizier war von dort, ich glaube sogar von der Insel Lissa, fahnenflüchtig geworden und nach Neapel abgefahren, wo Glieder seiner Familie wohnten; der mußte nun ersetzt werden. Ich war über diese Bestimmung nach Dalmatien so unglücklich, daß ich sogar die tolle Idee faßte, zu quittieren und mich als Freiwilliger dem Korps Graf Nugent anzuschließen, in dem viele Freiwillige waren. Aber mein Ansuchen wurde von Major von Khautz abgewiesen und ich darauf aufmerksam gemacht, daß es in Dalmatien an kriegerischen Ereignissen wahrscheinlich auch nicht fehlen dürfte, die aber nicht eintrafen.

In Spalato angekommen, meldete ich mich bei meinem neuen Fortifikationslokaldirektor Hauptmann Conrad. Ein kleiner, schwächlicher, schlecht aussehender, magenkranker, sehr gescheiter Mann voll zynischer Aeußerungen, dem ich weder ein langes Leben noch so hohe Stellungen, wie er sie später einnahm, zugetraut hätte. Ich war nur kurze Zeit in Spalato. Die paar Tage, die ich dort war, wurde ich nach Sinj und ins Fort Clissa gesendet, um zu sehen, ob dieselben in Verteidigungszustand seien und allenfalls hierzu Notwendiges vorzuschlagen; dann mußte ich nach Lissa, um die dortigen Befestigungsanlagen in Verteidigungszustand zu setzen und neue anzulegen. Diese erste Segelbootfahrt auf dem Meere werde ich nie vergessen! Sie ward in einer Brazzera gemacht. Ein kleines Schiff mit einem Mast und einem großen lateinischen und einem kleinen Fockmastsegel. Diese Art von Barken ist sehr seetüchtig und segelt flink und gut. Die, in der ich fuhr und die ein tüchtiger Schiffer mit zwei Gehilfen leitete, war als vorzüglich bekannt. Am Morgen, als wir abfuhren, wehte Schirokko, der Himmel war trübe. Der Schiffer prophezeite rasche Zunahme des Windes und außerhalb der Porta di Spalato, der Oeffnung zwischen der großen Insel Brazza und kleinen Solta, hohe See. Was er voraussah, trat ein. Wir fuhren bei der Porta in den Kanal von Lesina-Lissa hinaus, aber die hohe See zwang uns, nach vergeblichen Mühen weiterzukommen, umzukehren, was auch zwei Barken vor uns tun mußten. Nun sagte der Schiffer zu mir: „Signor tenente, non puo restare di sopra;“ ich fragte: „Ma cosa debbo fare?“ Darauf zeigte er auf das Loch, das mit einem Deckel zugedeckt war, hob denselben auf und sagte: „Bisogna andare qui dentro.“ Ich warf mich hinunter und machte dort nolens volens durch Hin- und Herkugeln die ziem-

lich starken Bewegungen mit, in denen das kleine Schiff von den hohen Wellen hin und her geschaukelt wurde. Uebel wurde es mir aber nicht. Uebrigens dauerte diese für mich finstere Fahrt — denn als der Deckel geschlossen ward, drang in den Bauch des Schiffes kein Lichtstrahl ein — nicht lange. Wir landeten bald in dem ruhigen Hafen von Milna auf Brazza, wo wir indessen zwei Tage und zwei Nächte warten mußten, bis sich der Sturm gelegt hatte und die Weiterfahrt wieder beginnen konnte. Endlich erreichte ich mein Ziel, die bekannte und berühmt gewordene Insel Lissa. Ich quartierte mich in die sog. Madonnabatterie ein. Diese, das Fort George und drei alte gemauerte Martellotürme, die noch von den Engländern herrührten, waren die einzigen permanenten Befestigungsobjekte. Die übrigen waren aber offene, gewöhnliche, günstig gelegene, die zwei Hafeneinfahrten gut unter Feuer nehmende Erdbatterien. Das Hauptwerk, am inneren, westlichen Rande des Hafens, bestrich den ganzen Hafen und war damals mit 8 schweren Geschützen, 4 Stück glatten Sechsunddreißigpfündern und 4 Stück dreißigpfündigen Granatkanonen armiert. In der Kehle, vom offenen Batteriewall durch einen Hof getrennt, lag das bombensicher eingedeckte, mit einem Dach versehene Unterkunftsgebäude. Von seinem ersten Stocke konnte der Wall mit Gewehrfeuer bestrichen werden. Von den nicht weitab liegenden Höhen in der rechten und linken Flanke der Batterie konnte man aber auf den offenen Wall sehen und eventuell die Bedienungsmannschaft beschießen, d. h. der Wall war gegen diese Anhöhen nicht defiliert. Die Arbeiten, die ich zu leisten hatte, bestanden darin, diese Defilierung zweckentsprechend durchzuführen, das hoch an der Nordostspitze gelegene, permanente Fort George sowie die drei Martellotürme und die sämtlichen offenen Batterien in vollen Verteidigungszustand zu setzen. Endlich für eine neu anzulegende Batterie, die den Zweck haben sollte, die zwei Hafeneinfahrten noch besser unter Feuer nehmen zu können, ein gut gelegenes Emplacement zu wählen und die Batterie zu erbauen, und schließlich auch den Turm in Comisa, dem zweiten Ort auf der Insel, dem einzigen Befestigungswerk daselbst, für einen allfälligen Kampf herzurichten. Namentlich die zuerst genannte Arbeit brachte mich in große Verlegenheit und führte zu zwei in den Flanken des Batteriewalles aufzurichtenden krenelierten Mauern, die noch jetzt mein fortifikatorisches Gewissen beunruhigen, ohne zu wissen, wie ich heute die gestellte Aufgabe anders hätte lösen können. Würde die Batterie von der See- und Hafenseite, d. h. also von vorne, beschossen und zugleich von gelandeten Truppen mit Gewehrfeuer in

den Flanken bedroht werden, so könnten an den Gewehrscharten keine Leute stehen, denn diese müßten den Schiffen den Rücken zeigen. Noch heute denke ich mit Schaudern an die Schwierigkeit zurück, die mir die zunftgerechte Konstruktion der in Hausteinen auszuführenden Gewehrscharten, mit so schlechten Mauern, wie ich sie hatte, gemacht haben. Die Arbeiten auf Lissa kosteten ungemein viel Geld. Die spärlich vorhandene Erde, die für die neu zu erbauende Batterie herbeigeschafft werden mußte, wurde sogar per Kubikschuh und zwar sehr teuer bezahlt. Als Annäherungshindernis wurden vielfach große Aloes angepflanzt. Die Arbeiten gingen rasch vorwärts. Ich erwarb mir damit die Zufriedenheit meines Direktors und auch der höheren Vorgesetzten.

Der Festungskommandant von Lissa war ein ehemaliger, nunmehr dem Armeestande eingereihter Husar, von innen und außen ein echter feuriger Ungar. Wenn's auf ihn und seinen Wunsch angekommen wäre, so hätte man beinahe täglich geschossen, denn er erblickte in jedem größeren, der Insel sich nähernden Schiffe ein feindliches Schiff. Einmal wurde einem solchen vermeintlichen Kriegsschiff, das sich unvorsichtigerweise zu sehr der Insel genähert und unterlassen hatte, seine Flagge aufzuziehen, auch richtig das Steuerruder weggeschossen, welcher Vorfall unserem Herrn Kommandanten Unannehmlichkeiten und viel Schreibereien bereitete. Der alte Herr war ebenso neugierig auf alle neuen Kriegsberichte, die meist sehr alt wurden, bis sie zu uns kamen, als mit diesen sehr mitteilsam, so daß er zweimal des Nachts bei Laternenschein mit militärischer Begleitung auf das Fort George hinaufkam, um uns Bulletins vom Kriegsschauplatze vorzulesen. So brachte er uns das eine Mal die Nachricht über die am 6. Mai 1848 vorgefallene Schlacht bei S. Lucia vor Verona, die trotz der Minderzahl unserer Streitkräfte durch deren Heldenmut zu einem Siege für uns wurde. Mit goldenen Lettern steht das „Monte Berico“ „Kopal ruft“ des 10. Jägerbataillons in der Kriegsgeschichte Oesterreichs. Das 10. Jägerbataillon hatte nämlich für seinen Heldenmut in der Schlacht von S. Lucia zum Andenken an diese von der Armee Radetzkys ein silbernes Signalhorn erhalten, auf welchem die angeführten Worte standen. Wenn wir auch nicht in der Lage waren, den glänzenden Sieg auszunutzen, so verloren die Gegner doch den Mut, ihren Einbruchsversuch nach Verona, das von da ab immer stärker wurde, und zwar doppelt durch Neubefestigungen wie neue Truppenzuschübe, zu wiederholen.

In jener Schlacht verlor auch Generalmajor Ulysses Freiherr

von Salis-Soglio sein Leben. Ein Mißgeschick war die Ursache, daß er sich, ohne dazu dienstlich gezwungen zu sein, den Kämpfenden kämpfend anschloß! Außer dem Genannten unserer Familie, wurde Rudolf Graf von Salis-Zizers, Hauptmann der von Kinsky-Infanterie Nr. 47, später bei Sommacampagna am 23. Juli 1848 verwundet und verlor sein Leben mit anderen Helden dieses Regiments bei Novara am 23. März 1849. Er war, als er hörte, daß es in Italien wieder losgehe, noch nicht von seiner Verwunderung geheilt, und den Arm noch in der Binde tragend, eingerückt. Hierbei sei erwähnt, daß die Geschichte unserer Familie nachweist, daß auf den blutgetränkten Feldern Italiens gar mancher ihrer Mitglieder verwundet wurde oder geblieben ist.

Meine Objektshütte lag am südlichen Hange der Anhöhe, auf der das Fort George stand. Ich hatte dort meine Kanzlei und einen mir zugelaufenen, sehr großen, schönen und treuen Montenegriner Wolfshund untergebracht. Dagegen schlief ich und mein kleiner Pinsch im genannten Fort mit einem Hauptmann B. und einem Leutnant G., deren Kompagnie teilweise die Fortsbesatzung und teilweise die Bewachung der nächsten Batterien bestritt. Die Garnison von Lissa bestand aus einer Kompagnie Festungsartillerie unter Kommando eines Hauptmanns Stark und zwei Kompagnien des VI. Garnisonsbataillons, das unter den sechs solchen minderwertigen Bataillons das Elitebataillon war. Bei der Hitze und dem dadurch erzeugten Durst war es leicht erklärlich, daß die Offiziere den bekannt süffigen und starken Lissaerwein oft mehr tranken, als sie vertragen konnten. So erging es auch meinem Schlafkameraden Hauptmann B., der nie ins Bett ging, ohne sich auf das Nachtkästchen noch ein Fläschchen Wein zu stellen, das in der Früh stets leer war. Als die Insel, deren Befestigungswerke und Garnison eines Tages vom Feldmarschalleutnant Baron Zeißberg in Begleitung des damaligen Fortifikationsdistriktdirektors Baron Mamula in Zara inspiziert wurden und sie hierbei auch das Fort George und die Arbeiten daselbst besahen, wurde ich vom genannten Herrn Feldmarschalleutnant sehr ernst befragt, ob es wahr sei, daß Herr Hauptmann B. meist betrunken wäre. Ich hatte den guten und sonst sehr braven Mann zu gerne, als daß ich zu seinem Ankläger werden wollte, und erwiderte deshalb, ich hätte den Herrn Hauptmann immer nur im gleichen Zustande gesehen, worauf mir gesagt wurde, daß das eben ein trunkener sein solle. Meine Angabe scheint den Herrn Hauptmann doch gerettet zu haben, denn er diente noch mehrere Jahre weiter.

Wenngleich ich viel zu tun hatte, so schrieb und zeichnete ich viel, spielte auch täglich Violine, las viel Italienisch und wäre auf dieser Insel beinahe in den Besitz einer vorzüglichen Violine von Nikolaus Amati gekommen, die vom großen Violinkünstler Tartini, Kapellmeister in Padua, stammte. Ich war mit dem Bürgermeister von Lissa, dem Herrn Doimi, gut bekannt. Er wußte, wie gerne ich Violine spielte und sagte mir eines Tages, ich solle doch in ein näher bezeichnetes Haus gehen, es wohne dort in einer Dachwohnung ein sehr alter Mann, der nicht mehr ausgehe und im Besitze einer echten Cremonesergeige sei, die er aus Not gerne verkaufen würde, da er selbst doch nicht mehr spielen könne. Ich ging hin, fand alles, wie mir Herr Doimi sagte, besah die Violine, spielte darauf, sah durch das F-Loch auf den Boden der Violine und entzifferte da auch den vergilbten Zettel „Nikolaus Amati", leider ohne mir die Jahreszahl zu merken. Alles schien echt. Als ich den alten Mann fragte, wie er zu der Violine kam, sagte er: „È cosa semplice, era a Padua 40 anni. Violinista alle spalle del celebre Tartini — e questo mi lasciava il violino — un capo d'opera." Als Preis gab er mir 120 Gulden an. Was sollte ich nun machen? Konnte, durfte ich mich alles Geldes, das ich noch von der dreimonatigen Gageauszahlung, die wir beim Abzug von Venedig von der provisorischen Regierung erhielten, übrig hatte, angesichts des Umstandes, daß ich ja doch vor dem Feinde war, entblößen? Nein, das ging nicht. Und so blieb leider die Violine in Lissa, und alle meine späteren Bestrebungen, in Erfahrung zu bringen, wo sie hinwanderte, blieben erfolglos. Ich erfuhr brieflich nur, daß der alte Mann gestorben und die Violine weiter, wahrscheinlich nach Italien, gewandert sei. An wen? Das blieb mir unbekannt! Und da diese Violingeschichte so lang und interessant ist (?), sollen die geehrten Leser später noch eine hören, wie ich im Jahre 1862 in Verona zu meiner prachtvollen Nikolaus Amati (da sè) von 1667 kam.

Wenn auch nicht viel, so hatte ich doch etwas Geld im Vorrat und durfte mir daher, bei dem sehr wohlfeilen Leben, das ich führte, den Luxus erlauben, meine Geniebarke aufs eleganteste und zu meinen Schwimmübungen aufs bequemste herzurichten. Die zwei Schiffsmänner erhielten weiße Hosen, blaue Blusen, eine krapprote Schärpe und ebensolche Mützen. Um leicht ins Wasser und aus demselben in die Barke steigen zu können, ließ ich eine Stiege anfertigen, die hinten angehängt wurde. Das Baden in- und außerhalb des Hafens und in den vielen Buchten der Insel war damals noch nicht gefährlich. Die Haifische kamen erst in größerer Menge nach der Schlacht

von Lissa in diesen Teil des Adriatischen Meeres, als jene diesen gefräßigen und gefährlichen Tieren so viel vorzügliches Menschenfleisch lieferte.

Einmal fiel es mir ein, auch einem Sardellenfischfang beiwohnen zu wollen. Die Schiffer einer Fischbarke nahmen mich auf. Wir fuhren unter Fackelbeleuchtung abends in die bewegte See aus. Die fing aber an bald so hoch zu gehen, daß unsere Barke nicht mehr imstande war, in den Hafen von Lissa zurückzukehren; im Gegenteil, sie wurde vom Sturme weiter nach Süden, bis zur unbewohnten Felseninsel Pelagosa getrieben. Hier landeten wir in einer Bucht und mußten zwei Tage und eine Nacht abwarten, bis wir nach Lissa zurückkehren konnten. Eine unvergeßliche Fahrt, die mir das Sardellenfischen und nur Sardellenessen ein für allemal verleidete und mir eine tüchtige, wohlverdiente Nase vom Festungskommandanten zuzog.

Bei einer Inspizierung, die ich in Comisa vornahm, wurde, als ich eben auf dem dortigen Martelloturme stand, vom Hum, dem höchsten Punkte der Insel, d. h. von der dort etablierten optischen Telegraphenstation, „feindliche Flotte südwestlich in Sicht" telegraphiert. Wirklich tauchte diese auch auf, kam bald in die Höhe von Comisa, so daß ich und die wenigen Artilleristen überzeugt waren, jetzt ginge die Geschichte los, deren ungünstiger Ausgang für uns ja unzweifelhaft war. Nun ertönten drei Schüsse, wohl ein Signal, denn auf dieses hin sammelten sich die feindlichen Schiffe und nahmen den Kurs etwas gegen den Hafen von Comisa, aber nicht lange, wir sahen mit freiem Auge schon die Schiffsmannschaft am Verdeck, um dann wieder nordwestwärts zu fahren. Es war die längst erwartete italienische Flotte unter Admiral Albini.

Allgemach kam die Zeit der Erlösung von meiner dreimonatigen Verbannung auf Lissa, an die ich heute aber doch mit Interesse zurückdenke. Es erwuchs mir aus dieser Kommandierung in Lissa für meine Fachwissenschaft Vertrauen und Selbständigkeit im Handeln. So jung ich auch noch war, so nahm ich meine Stellung doch sehr ernst, wie dies aus meinen Briefen von Lissa an meine Eltern hervorgeht. Ich war mir der vollen und großen Verantwortung vollkommen bewußt. In einem dieser Briefe führte ich sogar wortgetreu aus dem Ingenieurreglement alles an, was mir im Falle einer feindlichen Aktion als Ingenieuroffizier zu tun zukomme, und ich bin überzeugt, daß ich's auch — wenn's Ernst geworden wäre — so gemacht haben würde.

Ich schiffte mich am 20. Juli nach Spalato ein. Mein treuer

Montenegriner Wolfshund begleitete dem Ufer entlang bis an die Spitze der Landzunge, auf der das Fort George stand, heulend meine Barke, und seine Treue stimmte mich förmlich wehmütig. In Spalato erwartete mich mein Oberleutnantsdekret vom 2. Juli 1848, aber auch Entwurfsarbeiten für eine Befestigung des Hafens von Spalato, die nie ausgeführt wurde. Die Arbeiten nahmen indessen nicht viele Stunden des Tages in Anspruch. Es blieb mir viele freie Zeit, in der ich mit zwei Kameraden, die noch bei der Direktion waren, oft tolles Zeug trieb, aber auch viel Musik, nachdem ich in einem benachbarten Hause nicht nur ein Klavier, sondern auch in dem Oberleutnant S. des 53. Infanterieregimentes einen vorzüglichen Klavierspieler und Notentreffer gefunden hatte.

Mein Aufenthalt in Spalato dauerte bis 17. Oktober 1848. Ich hatte den Befehl erhalten, zur Fortifikationsfiliale nach Trient abzugehen. Das wollte ich mit meiner Bitte, die ich von Spalato aus nach zwei Seiten stellte, verhindern. Ich wollte zur Zernierung von Venedig, die im vollen Zuge war und der voraussichtlich die systematische Belagerung des Forts Malghera nachfolgen mußte. Die Einnahme von Venedig ohne die Einnahme des genannten Forts war nicht denkbar. Venedig auszuhungern, war nicht möglich, da die Stadt von der Seeseite aus immer neu verproviantiert werden konnte. Auf eine Blockade zur See oder gar auf einen Angriff durch die österreichische Flotte war nicht zu rechnen. So tatendurstig diese auch war, konnte sie sich in einen Kampf mit der überlegenen italienischen Flotte unter Albini und den Schiffen, die Venedig besaß, um so weniger einlassen, als man die Haltung der Kriegsschiffe von Frankreich und England, die in der Adria kreuzten, nicht kannte. Dennoch verzögerte sich der belagerungsmäßige Angriff von Malghera bis zum April 1849.

Wie früher erzählt, reiste ich am 17. Oktober 1848 mit dem Dampfschiff von Spalato ab und kam, mit zwei Tagen Aufenthalt in Zara, am 19. in Triest an. Ich hätte nun sofort weiterfahren sollen. Das tat ich aber nicht. Man nahm es dazumal mit der Transferierungsdauer nicht so genau, und so erlaubte ich mir, mich acht Tage in Triest aufzuhalten. Am neunten Tage, das war nunmehr der 27. Oktober, fuhr ich mit der Post nach Mestre. In Mestre wollte ich einen Coup ausführen und versuchen, durch Vermittlung meines früheren Direktors von Khautz der Zernierung Venedigs beigezogen zu werden. Ich kam spät abends in regnerischem Wetter in Mestre an und fand daselbst eine große militärische Unordnung. Es biwakierten in und um Mestre Truppen mit ausgestellten Posten. Durch

diese mußte ich, ohne daß ich Losung und Feldgeschrei kannte, hindurchpassieren, um zu Major von Khautz zu gelangen, der außerhalb Mestres in einer Villa wohnte. Durch die Truppen kam ich, aber nicht zu Major von Khautz, denn der lag am Lagunenfieber erkrankt zu Bette und konnte niemand empfangen. Dieses Mißgeschick im Verein mit dem mittlerweile eingetretenen starken Regen kühlte mein Begehren bedeutend ab, und ich setzte mich übelgestimmt in den schon zur Abfahrt bereitstehenden Postwagen. Ueber die scheinbare militärische Unordnung in Mestre erfuhr ich später, daß sie daher gekommen sei, daß die früher durch einen Ausfall der Venezianer am 27. Oktober aus Malghera, durch den die österreichischen Zernierungstruppen ihre Stellungen und auch Mestre verlassen mußten, wieder in jene einzurücken im Begriffe standen.

Wenngleich nicht jedermann wissen konnte, daß von einer Einnahme von Venedig, ja selbst von einer Beschießung der Stadt von der Landseite ohne Wegnahme des Forts Malghera, der Insel S. Giuliano und der von den Venezianern auf der Eisenbahnbrücke erbauten Batterien keine Rede sein konnte, so glaubte wenigstens ich doch nicht, daß sich der Beginn der regelmäßigen Belagerung von Malghera bis in den April 1849 hinziehen werde. Ich durfte demnach nicht ganz unzufrieden sein, daß mir mein vorerzählter Coup nicht gelungen war und ich von Mestre unverrichteter Sache abfahren mußte. Die langatmige und doch mit vielen Strapazen und Lagunenfieber verbundene Zernierung war keine besonders einladende Kriegsepisode. Anders wäre es gewesen, wenn ich zur eigentlichen Belagerung von Malghera sofort oder bald hätte kommen können.

Die Fahrt nach Verona in der Nacht schien mir ewig lang. Ein fünftägiger Aufenthalt in Verona war eher gerechtfertigt als der neuntägige in Triest, wenngleich ich auch dort viel für mich Lehrreiches gesehen hatte. Aber in Verona gab es fortifikatorisch sehr viel Altes und Neues in Augenschein zu nehmen. Außerdem hatte ich aber auch die Schlachtfelder der jüngsten Kriegsereignisse zu besichtigen und zu studieren. Auch der Besuch, den ich von Verona nach Peschiera machte, war interessant und lehrreich. Weniger lehrreich war es aber, daß ich an der Spielbank im Kaffeehaus an der Piazza Brá zuerst ziemlich gewann, um dann richtig alles und selbst meinen Fundus instructus zu verlieren. Glücklicherweise hatte ich für die Fahrt nach Bozen, wo General Roßbach sich befand, bei dem ich mich zu melden hatte, schon ein Postbillett gesichert. In Bozen besuchte ich meinen dort wohnenden Onkel Hans, einstigen Sonderbundsgeneral, und fuhr mit ihm am nächsten Tage nach

Meran, wo er und ich Bekannte und Verwandte hatten. Nun hieß es aber nach meinem eigentlichen Bestimmungsorte abzugehen. In Trient logierte ich mich im Hotel d'Europe ein. Konnte ich ja doch in diesem vorläufig auf Pump leben. Ich meldete mich vorschriftsmäßig bei dem Geniedirektionsfilialskommandanten Hauptmann Baron Türkheim, der mich etwas griesgrämig empfing und meinte, ich hätte nach dem Aviso, das er erhalten habe, früher kommen sollen. Am nächsten Tag klagte mir Genannter, ein übrigens liebenswürdiger, trefflicher Offizier und Mensch, er sei ohne Geld und könne, der Unruhen im Badischen wegen (er war Badenser) vorderhand keines erhalten; ob ich ihm leihen könnte? Die Verneinung führte zu einer Lacheruption. In der Folge erhielten wir beide außer unserer Gage und Bauzulage am folgenden Ersten, wenige Tage danach, Geldsendungen von zu Hause; er von Freiburg im Breisgau, ich von Chur — und damit waren wir nicht nur wieder flott, sondern konnten sogar den eben kommenden Geburts- oder Namenstag meines verehrten Hauptmanns Baron Türkheim durch eine große Abendfestivität, die wir den Table-d'hote-Genossen gaben, feierlichst begehen. Generalmajor Roßbach, dieser echte und rechte alte Soldat und Kavalier, verlegte sein Hauptquartier, bald nachdem ich mich bei ihm in Bozen gemeldet hatte, nach Trient und präsidierte von da ab unserer Table d'hote im Hotel d'Europe. Er liebte es sehr, besonders abends, lange zu tischeln, zu rauchen und dabei ab und zu einen Schluck Wein zu nehmen. Obwohl er selbst nicht sehr viel sprach, hörte er sehr gerne zu. Aber dies Bis-spät-in-die-Nacht-Sitzen war für die Tischgenossen, die Frühaufsteher waren oder es sein mußten, doch zu ermüdend. Andererseits wollte man den alten, sehr beliebten Herrn doch nicht mit seinen zwei Adjutanten allein lassen, und so wurde für die übrigen Table-d'hote-Genossen ein förmlicher Dienstroster eingeführt, durch den bestimmt wurde, wer die Nachttischwache zu halten habe. Es traf diese etwa vier bis fünf Herren jeden Abend.

Hauptmann Baron Türkheim baute am Tonale und auf dem Doss' di Trento Blockhäuser, Batterien und Absperrungen. Er wohnte für die Leitung der ersteren in Vernillio, wo er beim Pfarrer und seiner Dorothea Unterkunft und Kost fand. Später siedelte er ganz hinauf und ich übernahm die Bauten in Trient und in der Vall' Arsa. Zu diesen Bauten standen mir Arbeiter und Professionisten von vier Nationalitäten und Truppen zu Gebote. Tiroler Landesschützen, Kaiserjäger (auch Italiener), Infanteristen (Böhmen und Polen). Die Böhmen standen in der Arbeit weit voraus. Die

Landesschützen im Pfeifenrauchen und -stopfen, und zwar so stark, daß ich dies verbieten mußte. Es ging aber doch, wenn auch langsam, vorwärts. Zur Eindeckung des Blockhauses mit Erde und zur Erbauung der Batterie gegen Trient mußte ich zu einem Gewaltstreich greifen, da mit dem alten, griesgrämigen Besitzer des Doss' di Trento und des Hauses daselbst auf gütlichem Wege nichts zu erreichen war. Es wurde zu besagten Arbeiten die Erde von Weingärten und einigen anderen Feldern genommen; die Folge davon war, daß späterhin der ganze Doss' di Trento käuflich in ärarischen Besitz überging. So klein auch die Arbeiten in Trient waren, lernte ich dabei in meinem Fache und in dem darauf Bezug habenden Rechnungswesen doch sehr viel, da ich alles ganz allein, ohne jedwede bautechnische Hilfe, zu besorgen hatte. Zeitweise mußte ich auch auf den Tonale, um die dortigen Arbeiten zu leiten, da Hauptmann Baron Türkheim unwohl war. Die Ueberwachung dieser Arbeiten in einer Höhe von fünftausend Fuß und darüber, im Dezember, war sehr mühsam. Man mußte, um zu ihnen gelangen zu können, förmlich gebirgsmäßig ausgerüstet sein. Einmal hatte ein furchtbarer Schneesturm das zu erbauende Blockhaus derart mit Schnee bedeckt, daß ich es kaum finden konnte. Das Hospiz, ein elendes Gebäude, bot weder Unterkunft noch eßbare Speisen und Getränke. Und so mußte ich mich, wie es auch Hauptmann Baron Türkheim machte, entschließen, in Vernillio zu nächtigen und zu speisen und den Weg von da auf den Tonale früh morgens hinauf und abends herunter zu machen.

Bärenjagden, wie mein Freund Hauptmann Türkheim, machte ich keine mit. Erlegt hatte er übrigens auch keine Bären, dafür erzählte er aber mit Vorliebe, daß sie ihm sehr zuvorkommend entgegenkamen und er einmal sogar von weitem sah, wie ein Bär gemütlich durch das Diopterlineal sah, das ich auf dem Meßtische aufgestellt hatte, um Visuren zu nehmen. Se non è vero, è ben trovato, sagt der Italiener. In Trient blieb ich nicht lange, erlebte aber daselbst noch gar manches, was zu erzählen hier zu weit führen würde.

Viertes Kapitel

In Mainz und Rastatt

(1849—1853)

Im Frühjahr 1849 wurde ich nach Mainz transferiert. Auch mit der Schnelligkeit dieser Transferierung nahm ich es wieder nicht genau, denn statt direkt hinzufahren, zweigte ich auf acht Tage nach Chur ab, um meine Eltern zu sehen, und dann erst von da nach Mainz zu fahren. Hatte ich in Trient schon manches Revolutionäre mit angesehen, so erlebte ich auf meiner Reise nach Mainz davon weiteres und in noch verstärktem Maßstabe in Rastatt und Mainz.

Im Omnibus, der mich vom Bahnhof in Rastatt in die Stadt führte, mußte ich schon manches für einen Offizier sehr unangenehme Gespräch anhören. Ich wollte die neuerbaute und noch im Bau begriffene Festung genau ansehen, kam aber nicht dazu, denn es wurde mir bei der dortigen Geniedirektion bedeutet, ich solle suchen, schnellstens weiter und nach Mainz zu kommen, weil von einer Stunde zur anderen der volle Ausbruch der Revolution zu gewärtigen sei. Ich fuhr somit ab und direkt nach Mainz. Die Mainzer Zeit war, was mein Fach betrifft, die am wenigsten lehrreiche. Ich hatte nur ganz nebensächliche Bauten und Restaurierungen zu besorgen. Es bestand in Mainz eine preußische Geniedirektion, der Major Linden vorstand. Unter diesem eine österreichische Ingenieurabteilung mit meinem späteren Schwager, Hauptmann Baron Scholl, als Chef. Trotz meiner nicht sehr wichtigen Tätigkeit wurde der Aufenthalt in Mainz für mein ganzes künftiges Leben wichtig und verhängnisvoll.

Im Winter 1849 auf 1850 nahm ich Urlaub nach Chur, um daselbst einen Heiratsantrag zu machen und mir einen Korb dabei zu holen. Ich kam verstimmt nach Mainz zurück und verliebte mich dann aufs neue, zuerst in ein hochadliges Mädchen, dem ich aber, weil mir die Trauben zu hoch zu hängen schienen, keinen Antrag machte, dafür aber späterhin der jungen Schwägerin vom Hauptmann Baron Scholl. Und diesmal gab's keinen Korb, aber doch sonst viele Hindernisse, denn meine Braut war noch minderjährig, und der katholisch gesinnte Familienrat wollte von einem Protestanten und österreichischen Offizier nichts wissen. Also hieß es beiderseits in Geduld warten bis zur Volljährigkeit der Braut.

Noch muß ich eines merkwürdigen Zufalls erwähnen, welcher die zwei geschätzten, früher erwähnten Mädchen viele, viele Jahre später betraf. Beide heirateten bald nach meiner Mainzer Zeit, wurden recht alt und starben am selben Tage in derselben Stunde. Die eine in Zürich, die andere in Görz am 2. Mai 1904. Ich besuchte beider Gräber bald darauf, in Zürich und in Graz, wohin die Leiche der zweiten Dame überführt worden war.

In Mainz erhielt ich am 10. Oktober 1849 die Ernennung zum Hauptmann II. Klasse, also nach vier Jahren Dienstzeit. Das machte besonders unter den alten Subalternoffizieren der Preußen viel Aufsehen, und man fragte nicht unbegründet, welche Verdienste ich denn hätte, um so schnell die Hauptmannscharge zu erreichen. Aber auch meine Verlobung machte Aufsehen. War doch meine Braut jung, hübsch, reich und elternlos, daher, soweit es bei einstweilen Minderjährigen möglich ist, selbständig. Ich war überglücklich und es schien mir meine Zukunft in jeder Beziehung sich rosig gestalten zu wollen. Das traf aber leider nicht in allem ein.

Hier erwähne ich eines merkwürdigen Zufalls, durch den ich den Vater meiner Braut, den Herrn Kommerzienrat Hermann Theodor Essing, der einige Jahre vor meiner Verlobung starb (die Mutter war schon früher gestorben), kennen lernte. Bei dem ersten Besuche in Mainz, den ich meiner künftigen Schwägerin Baronin Scholl machte, glaubte ich dieselbe schon einmal im Leben irgendwo gesehen zu haben. Als ich ihr dies bemerkte, fragte sie mich: „Sind Sie vielleicht ein Verwandter des Fräulein Meta von Salis-Soglio, die mit mir im Großherzoglich badischen Mädcheninstitut in Mannheim war?" — „Nicht nur Verwandter bin ich, sondern ihr Bruder." Nun kam mir die Erinnerung, wo ich Baronin Scholl gesehen hatte. Wir, meine Eltern und ich, waren 1837, wie ich schon früher erzählt habe, zum Besuche meiner Schwester in Mannheim, gingen damals im großherzoglichen Schloßpark spazieren und erblickten daselbst einen eleganten Herrn, der mit einem schwarzgekleideten Mädchen ebenfalls spazieren ging. Als dieses Mädchen meine Schwester erblickte, eilte es auf sie zu, umarmte und küßte sie, ließ sich meinen Eltern vorstellen und machte dann diese mit ihrem Vater, das war der elegante Herr, bekannt, und diese Szene blieb mir ebenso unvergeßlich wie das schöne Mädchen und dessen Vater.

Ich machte mich in Mainz mit allem Ernste und Fleiße daran, Englisch zu lernen und hielt mir einen sehr renommierten englischen Lehrer, Mister Ingelton, der leider nicht immer nüchtern erschien. Beim Lesen sah er immer ins Buch, und je mehr ich dasselbe an-

spuckte, desto besser fand er Lesen und Aussprache. Als ich ihm einmal dann sogar ein ganz angespucktes Buch zeigte, ich glaube, es war Bulwers „Zanoni", meinte er, jetzt sei ich in der Aussprache fest. Zum Englisch-Radebrechen und Sprechen fand sich in Mainz sehr viel Gelegenheit. Es wohnten da und im benachbarten, vielbesuchten Wiesbaden sehr viel Gesellschaft suchende und gebende englische Familien, die ich kennen lernte und oft besuchte. Gesellschaftlich war Mainz mit dem benachbarten Wiesbaden und Frankfurt a. M. wohl meine beste Garnison, derer ich stets gerne gedenke. Die Spielbanken in Wiesbaden und später in Baden-Baden hatten für mich nur als Zuseher Anziehungskraft. Zum Spielen dünkte ich mich viel zu arm. Ich hätte nach Verlust von wenigen Napoleons stets die Flucht ergreifen müssen, und dazu war ich zu stolz. Wußte ich doch, daß die Chancen des Gewinns gegen jene des Verlustes sehr klein sein mußten, da sonst die Bankbesitzer da und dort nicht so ungeheure Summen für sich einstreichen und außerdem noch kaum geringere für Kuranlagen und Feste hätten hergeben können. Mein Violinspiel vernachlässigte ich auch nicht, nahm Stunden und spielte viel mit anderen zusammen. Zwei Partnerinnen, Frau und Tochter des Gouverneurs Exzellenz Graf Degenfeld, spielten beide gleich geläufig Klavier. Für mich war es ein Hochgenuß, mit ihnen spielen zu dürfen. Hierbei kann ich in dankbarer Erinnerung nicht unerwähnt lassen, daß Seine sonst als ziemlich brummig bekannte Exzellenz mich mit wahrhaft väterlicher Huld behandelte. Zweimal spielte ich sogar im Militärkasino öffentlich Duette mit dem Kapellmeister des 11. Infanterieregiments, und ich glaube, daß der römische Kaiser Nero auf das, was er seinem Volke zeitweise vorflötete, kaum stolzer war als ich auf das, was ich dem Publikum vorgeigte. Das Qualitative dürfte beiderseits gleich gewesen sein.

In Mainz war es auch, wo ich dicke, bis zum Jahre 1905 dauernde Freundschaft mit dem damaligen preußischen Premierleutnant im 40. Infanterieregiment Knappe von Knappstädt schloß. Er kämpfte im Verfolge seiner späteren militärischen Karriere im Jahre 1866 gegen uns und war mit seinem Garderegiment der erste, der in der Schlacht bei Königgrätz in Chlum einrückte. Welche Bedeutung das für den Ausgang der Schlacht hatte, weiß jeder, der diese mitgemacht oder deren Beschreibung gelesen hat. In der Schlacht bei St. Privat kommandierte er eine Gardebrigade und wurde schwer verwundet. Nachdem ich ein paar Dezennien hindurch nur ganz sporadisch durch Nachrichten anderer etwas über ihn erfahren hatte und im letzten Dezennium 1895 bis 1905 ihn schon längst gestorben glaubte, erhielt

ich auf einmal von seinem Neffen aus Neubrandenburg einen Brief mit der überraschenden Nachricht, daß sein Onkel Knappe noch lebe und mich noch einmal vor seinem Tode sehr gern sehen möchte, „denn," so hieß es im Briefe, „ich wäre doch dessen bester Freund gewesen". Kaiser Wilhelm hatte den alten Herrn an seinem achtzigsten Geburtstag, obwohl er in Pension war, zum General der Infanterie ernannt und gratulierte ihm zum neunzigsten Geburtstage als erster von Messina aus zu dieser seltenen Feier. In dem erwähnten Briefe bat mich der Neffe, ich möge zu dieser Feier nach Neubrandenburg kommen. Das konnte ich zwar nicht tun. Ich reiste aber im Juni, obwohl ich selbst schon alt war, nur elf Jahre jünger als er, in einem Zuge von Wien nach Neubrandenburg, blieb drei Tage bei meinem guten alten Freunde, dem tapferen Offizier und edeln Menschen, und kehrte voll Genugtuung von dieser Fahrt zurück mit dem Vorsatze, im nächsten Jahre (1906) den Besuch zu wiederholen. Das geschah aber nicht mehr, denn im Jahre 1906 hatte sein Leben ein Ende erreicht. Er starb sozusagen mit dem letzten Briefe, den ich an ihn geschrieben hatte, in der Hand.

Wenngleich ich früher über meine Garnison Mainz bemerkte, daß sie in fachmännischer Beziehung die am wenigsten instruktive war, so bezieht sich diese Aeußerung nur auf die Arbeiten, die ich daselbst im Fortifikations- und sonstigen Baufache, und diese noch nicht einmal selbständig, zu leiten hatte. Es wäre im höchsten Grade ungerecht, würde ich nicht erwähnen, daß mir der intime Umgang mit meinem Chef, Hauptmann Freiherrn von Scholl, auch in meinem Berufe von großem Nutzen war. Dieser geniale und hochgebildete Mann, der Sohn unseres sogenannten österreichischen Vauban, scheint sein fortifikatorisches und bautechnisches Genie schon als Erbstück von seinem im österreichischen Fortifikationswesen bahnbrechenden Vater erhalten zu haben. Wenn es mir auch nicht vergönnt war, unter dem Erstgenannten größere Bauten auszuführen, so lernte ich doch von ihm sehr viel bei Besichtigung aller Festungswerke von Mainz und durch das Demonstrieren und Erklären der einst von seinem Vater projektierten Festung Ulm.

Was Hauptmann Baron Scholl in späteren Jahren, insbesondere als Akademiebaudirektor in Wiener-Neustadt, als Reichsbefestigungsbaudirektor und selbst als Landesverteidigungsminister geleistet hat, gehört der zeitgenössischen Geschichte an. Er war aber ein ebenso liebenswürdiger Kamerad als wohlwollender Vorgesetzter, und ich freue mich förmlich, diesem edeln Manne mit diesen Zeilen ein kleines Denkmal setzen zu dürfen.

Baron Scholl wurde noch als Hauptmann nach Wien transferiert. Ihm folgte in Mainz ein Interregnum in der Leitung der österreichischen Ingenieurabteilung, welche ich übernehmen mußte, weil Baron Scholls Nachfolger, Hauptmann Thormann, noch längere Zeit in Bern auf Urlaub war. Meine Braut reiste nicht mit Baronin Scholl nach Wien, sondern einstweilen nach Köln und Röhndorf am Rhein zu einer anderen Schwester und später nach Rüsselsheim am Main zu einer sehr überspannten Tante. Es begannen für mich nun die Hin- und Herfahrten am Rhein und später nach Rüsselsheim. Glücklicherweise vertrugen meine dienstlichen Obliegenheiten diese häufigen kurzen Abwesenheiten, ohne Schaden zu leiden. Ich kann diese Zeit des Alleinseins in Mainz nur mit „himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt" bezeichnen. Daß ich täglich Briefe schrieb, täglich solche erwartete und die Briefboten zu den sehnsuchtsvollst herbeigewünschten Menschen gehörten, steht fest.

Nach etwa zwei Monaten meines Selfgovernment rückte Hauptmann Thormann mit seiner jungen, sehr großen und bald auch sehr umfangreichen Frau ein, und dieser hochbegabte, charaktervolle Mann übernahm die Geschäfte und das Reden bei der Direktion, das ihm so vom Munde floß, daß ich füglich dabei schweigen konnte. Noch bevor er einrückte, entstanden schwierige Verhältnisse in Mainz, welche eine Disharmonie, ja sogar feindliche Stimmung zwischen den preußischen und österreichischen Teilen der Garnison hervorbrachte. Die politische Spannung zwischen Oesterreich und Preußen war bis zu dem Punkte gediehen, daß der Ausbruch eines Krieges zwischen diesen zwei in Deutschland stets rivalisierenden Staaten kaum mehr fraglich erschien. Als Vorbote ereignete sich das Gefecht bei Bronzell in Kurhessen am 8. November 1851 zwischen preußischen Truppen und den bayrischen Exekutionstruppen, wobei der Verlust in dem bekannt und berühmt gewordenen einen Trompeter und dessen Schimmel bestand. Gouverneur der Festung Mainz war zu dieser Zeit Feldmarschalleutnant Baron Mertens, Festungskommandant ein preußischer General, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. Es wurden nämlich diese zwei Stellen alle drei Jahre abwechselnd von Oesterreich und Preußen besetzt. In einem allfälligen Kriege zwischen den zwei Großstaaten war es kaum denkbar, daß die Festung Mainz neutral erklärt werde. Wem sollte sie gehören? Das konnte wohl nur innerhalb der Festung durch einen Kampf entschieden werden, bei dem es sich vor allem darum gehandelt hätte, wer im Besitz der Zitadelle blieb. Diese war leider von mehr Preußen als Oesterreichern besetzt und das

verursachte dem Herrn Gouverneur schwere Tage und Stunden. Es wurde hin und her erwogen, wie man dieses Mißverhältnis in der Besetzung der Zitadelle zu Oesterreichs Gunsten ohne auffallende Maßregeln ändern könnte. Da dies schwer durchführbar erschien, dachte man schon an die Sprengung der Zitadelle mittels der dort befindlichen großen Pulvermagazine. Es kam weder dazu noch zu etwas anderem, denn mittlerweile errang Oesterreich durch den von Feldzeugmeister Baron Heß genial und rasch durchgeführten Aufmarsch der österreichischen Armee in Böhmen ohne Krieg einen vollständigen Sieg über Preußen, und damit hörte auch die Spannung in der Garnison von Mainz auf.

Nun konnten die gemeinsamen und intimen Gesellschaften, Unterhaltungen und Feste unter noch mehr gegenseitigen konventionellen Lügen als vordem ihren Fortgang nehmen. Die gesellschaftlichen Formen der Gegenwart sind ohne solche Lügen ja nicht denkbar — sie bilden einen großen Teil jeglichen Gesprächsstoffes und den Hauptteil des Kulturlackes, mit dem die menschliche Roheit überzogen ist. Da dieser Kulturlack aber sehr dünn ist, so darf man nicht viel an ihm kratzen, wenn jene nicht zum Vorschein kommen soll.

Am 21. Januar 1851 erhielt ich meine Transferierung nach Rastatt. Mit Allerhöchster Entschließung vom selben Tage wurden das Ingenieurkorps, Sappeur- und Mineurkorps in eine Waffe, die Geniewaffe, bestehend aus Geniestab und Genietruppen, vereinigt, wodurch ein langgehegter Wunsch, der oft in Denkschriften von seiten einzelner und auch von Kommissionen dargelegt wurde, wenn auch nicht vollständig, erfüllt wurde. Entsprechend dieser neuen Organisation verwandelten sich auch die bisherigen behördlichen Namen in: Generalgeniedirektion, Geniechefs, Geniebefestigungsbaudirektionen und Filialen. Infolge dieser obenangeführten Vereinigung trat von da ab ein größerer Wechsel der Offiziere von Stab und Truppe ein. Meine Transferierung nach Rastatt erfreute mich ungemein, denn ich durfte hoffen, daß ich in Rastatt Gelegenheit haben würde, mich in meinem Fache rasch weiter auszubilden und zugleich wegen der Nähe des Wohnsitzes meiner Braut am Rhein diese öfters besuchen zu können.

Rastatt hatte durch Kongresse zwischen Frankreich und Deutschland, die daselbst stattgefunden haben, bereits eine geschichtliche Bedeutung erreicht. So klein und unbedeutend auch die Stadt war und noch ist, so war sie doch durch viele Jahre der Wohnsitz der Markgrafen von Baden, welche daselbst das großartige Schloß be-

wohnten und sich in der Nähe einen Sommersitz, „Favorite“ genannt, erbauten.

Der politische Rummel zwischen Frankreich und Deutschland im Jahre 1840 hatte den Bundestag aus dem schlafähnlichen Zustand, in den er in bezug auf die Verteidigungsanstalten für die Westgrenze des Deutschen Reiches verfallen war, stark aufgerüttelt. Man beschloß nunmehr, in aller Eile die zu diesem Zwecke beim Bunde erliegenden Gelder, die durch Verzinsung hoch angewachsen waren, ihrem Zwecke zuzuführen und Rastatt in vorderer und Ulm in hinterer Linie zu befestigen. Beide Festungen sollten mit verschanzten Lagern nach Größe der damaligen Begriffe und nach den neuesten fortifikatorischen Prinzipien erbaut werden. Rastatt wurde damit die vierte und Ulm die fünfte der Bundesfestungen. Hierbei sollte Rastatt österreichische und badische Besatzungstruppen erhalten, deren Stärke als Kriegsbesatzung mit 11000 Mann festgesetzt wurde.

Die Projektarbeiten und die Ausführung von Rastatt wurde österreichischen Ingenieuroffizieren unter Zuteilung einiger badischer übertragen. Für Ulm war bereits vom älteren Baron Scholl mit österreichischen Offizieren ein höchst gediegenes Projekt ausgearbeitet worden, das zwar nicht zur Ausführung kam, aber immerhin wichtige Anhaltspunkte für die neue Projektierung unter Leitung von preußischen, württembergischen und bayrischen Ingenieuroffizieren abgegeben haben mag.

Die Projekte für Rastatt hatte der damalige Major von Eberle auszuarbeiten. Ihm wurden Hauptmann Maly und Julius von Wurmb, später noch Oberleutnant Graf Richard von Welsperg und Oberleutnant Merkel zugeteilt. Alle diese Offiziere hatten das denkbar beste Renommee in ihrem Fache, insbesondere Major Eberle und Hauptmann Maly, der jedenfalls in fortifikatorischer und bautechnischer Beziehung das größte Genie war, welches das Ingenieurkorps damals besaß. Die ausgearbeiteten Entwürfe waren ebenso mustergültig wie die Ausführung selbst. Im großen ganzen war die Festung schon vollendet, als ich der Geniedirektion nach Rastatt zugeteilt wurde. Was noch nicht vollendet war, blieb, während die Festung Rastatt in den Händen der Revolutionäre sich befand, so, wie es nach Abzug der österreichischen Truppen respektive der Geniedirektion zurückgelassen worden war. Rastatt war nämlich vom 1. Mai bis zum 23. Juli 1849 in Händen der Revolutionspartei. Am genannten Tage besetzten es wieder die Preußen, worauf dann neuerdings österreichische und badische Truppen einmarschierten, zu

denen 1860 noch preußische Truppen kamen. Von 1866 bildeten badische Truppen allein die Besatzung.

Es fehlten zur gänzlichen Vollendung nur der Abschluß des Forts B, links vom Karlsruher Tore, und der Bau einiger Vorwerke; von den weiter abliegenden, welche das verschanzte Lager abschließen sollten, war schon Abstand genommen worden. Der Kehlabschluß des damals mit B bezeichneten Werkes bestand im Ausbau eines sehr großen Reduits, dessen linksseitige Hälfte den Platz vor dem großherzoglichen Palais abschloß und, weil es gegenüber dem Schlosse lag, eine in fortifikatorischer Beziehung ungewöhnlich schöne Fassade erhalten sollte. Die Festung bestand aus drei vollkommen selbständigen Forts, die sehr groß waren und von denen zwei, A und C, am rechten, das Fort B am linken Murgufer lagen. Die Zwischenlinien waren hohe, bastionierte Erdwälle, hinter denen eine frei stehende Mauer sich befand, welche mit den in den Bastionen befindlichen Reduits in sinnreichem Zusammenhange stand.

Ich muß nunmehr etwas zurückgreifen. Meine Lieblingsgegenstände waren schon in der Ingenieur-Akademie Fortifikation, Baukunst und darstellende Geometrie, wahrscheinlich weil ich fühlte, daß ich zu diesen Gegenständen einiges Talent hatte. Als wir bei dem ersteren Gegenstande in der Akademie zum Entwurfe kleinerer und größerer Befestigungsanlagen anlangten, sah ich, daß die Vorstellung im Raume eine unbedingte Notwendigkeit zur Lösung solcher Aufgaben sei. Wenngleich ich nun mir schmeichelte, in den obenerwähnten Gegenständen ziemlich viel gelernt zu haben, so wurde ich mir doch erst nachher bewußt, daß das Erlernte etwas chaotisch in meinem Kopfe herumtummelte. Die praktischen Aufgaben, die mir in meiner bisherigen Dienstsphäre teils als Zugeteiltem, teils als Selbständigem zur Lösung übertragen wurden, fingen an, das Chaos nach und nach zu klären. Durch die Besichtigung vieler alter und neuer Befestigungsanlagen in Venedig, Triest, Spalato, Lissa, Lesina, Sebenico, Zara und ganz besonders durch die der Festung Verona und der Franzensfeste nahm diese Klärung bis zu einem gewissen Selbstbewußtsein und selbständigem Urteil zu. Ich war schon imstande, gute von minderwertigen Anlagen und Ausführungen zu unterscheiden. Von allem, was ich bisher gesehen hatte, imponierte mir nichts so sehr wie die fortifikatorischen Anlagen und deren Ausführung in Verona.

Hierbei fiel mir folgendes auf. Zu dem Festungsbau in den dreißiger Jahren wurde meist das Polygonmauerwerk verwendet. Die Veranlassung dazu war der nicht lagerhafte sogenannte Matton-

stein. Man hätte, um aus diesen unförmlichen Bruchsteinen regelmäßige und lagerhafte Steine zu erhalten, sehr viel Material verschwenden müssen. Das Polygonmauerwerk, vernünftig angewendet, ist sehr gut, birgt aber viele Gefahren in sich. Der Maurer ist immer geneigt, die schönste Fläche des Steines für die Außenseite zu verwenden, ohne darauf zu sehen, welche Form der Stein dadurch nach innen bekommt. Damit entstehen nach innen statt lagerhafter leicht keilförmige Steine, und es wird der Hauptgrundsatz beim Mauern, Läufer und Binder abzuwechseln, vernachlässigt. Es entsteht infolgedessen, wenn nicht die strengste Aufsicht obwaltet, leicht nach außen ein sogenanntes Mauerhemd, das sich infolge der ungleichen Setzung gegenüber dem hinteren, dickeren und mit mehr Mörtel aufgemauerten Mauerwerk leicht von demselben trennt. Um ein in der Hinsicht gutes Mauerwerk zu erhalten, wird es gut sein, speckartig möglichst viele tiefeingreifende Steine einzumauern und jedenfalls nach außen auf regelmäßige Polygone, die schließlich zu regelmäßigen Sechsecken führen, abzusehen.

Was mir beim Mauerwerk in Verona sofort auffiel, war, daß man vom Polygonmauerwerk bei Krümmungen von Halbmessern einer bestimmten Größe und bei turmartigen fortifikatorischen Werken ganz absah. Ich hatte mir dies zu eigenem Nutzen und Frommen für künftige Bauten, wie ich solche in Verona auszuführen hatte, wohl gemerkt, ohne aber ganz den Grund hierzu einzusehen. Nachher fand ich ihn darin, daß sich im sogenannten Hemde des Polygonmauerwerkes, ohne daß man es will, förmliche Gewölbsbögen ergeben, welche gegen benachbarte Teile einen Gewölbsdruck ausüben, für den sich durch die starke Abrundung keine eigentlichen richtigen Widerlager finden. Tritt nun eine Lockerung durch ungleiche Setzung, wie früher erwähnt, zwischen Hemd und innerem Mauerwerk ein und kommen hierzu vielleicht noch Regengüsse, so stürzen infolgedessen die sogenannten äußeren Hemdverkleidungen leicht ein, wie ich dies mehrmals bei Bauobjekten, aber nicht bei den meinen, erlebte, bei denen, selbst bei kleinen Krümmungen, das Polygonmauerwerk angewendet wurde.

Zu meiner Rastatter Zeit zurückkehrend, sah ich ein, daß die Projektanten und Erbauer dieser Festung ihrer Zeit weit voraus waren und daß die nachher um Verona im Jahre 1848—49 entstandene Rideaubefestigung einen förmlichen Rückschritt zu bedeuten hatte. Als Entschuldigung dafür kann freilich angeführt werden, daß die letztere teilweise in Kriegsnot und Eile erbaut werden mußte und von Ingenieuroffizieren ausgeführt worden war, denen es keines-

wegs an Talent, wohl aber an praktischer Erfahrung mangelte. Die Folge davon war auch, daß man späterhin die Rideaubefestigung als nicht mehr zweckentsprechend anerkannte und derselben eine neue Gürtellinie von größeren, stärkeren und weiter vorgeschobenen Werken vorlegte. Von dieser Gürtellinie will ich später noch erzählen. Dadurch wurde Verona zu einem den Anschauungen der Zeit und der gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen besser entsprechenden Waffenplatz erhoben. Geradezu imponiert haben mir aber in bautechnischer Beziehung die Bauausführungen der Hauptumfassung und der Gebirgsbefestigung von Verona, und ich habe durch die genaue Besichtigung derselben an Konstruktionskunst und zunftgemäßer Ausführung viel beobachtet und gelernt. Was ich später noch in Mainz, Rastatt, Germersheim, in Alt- und Neu-Ulm in dieser Beziehung sah, erweiterte wieder meinen Blick. Und so übernahm ich, mit Kenntnissen ausgerüstet, frohen Mutes den mir zugewiesenen Reduitbau, der eigentlich der erste größere Bau war, der mir selbständig übertragen wurde.

Der Bau war von Geniehauptmann Graf von Welsperg projektiert und detailliert worden und bereits etwa vier bis sechs Schuh über der Fundamentsgleiche aufgeführt worden. Ich übernahm die tadellos gezeichneten Detailbaupläne und erhielt dieselben Militäraufseher, Zivilpoliere, Partieführer und sogar viele der Arbeiter, die Graf Welsperg hatte, beziehungsweise die unter ihm gearbeitet hatten. In praktischer Hinsicht konnten alle Erwähnten von mir nichts mehr lernen, ich aber von ihnen jedenfalls sehr vieles. Um aus dieser herrlichen Schule ganz reif hervorzugehen, scheute ich mich nicht, auch das Handwerksmäßige von Maurern und Steinmetzen durchzuprobieren. Ich hatte vorläufig nichts zu tun, als nachzusehen, ob das Vorgefundene alles planmäßig richtig war, und weiterzubauen. Unter dem Vorgefundenen befand sich auch die Gewölbseinrüstung des linksseitigen Eingangstores. Ich ordnete die Einwölbung an und war so stolz über die prachtvolle Ausführung, als ob das Gewölbe von mir selbst ausgeführt worden wäre. Nun sollte das provisorische Tor eingehängt werden. Das geschah — aber, o weh! — man konnte es nicht ganz öffnen, denn es stieß an die Gewölbe an. Diese waren also schlecht konstruiert! Bestürzt über dieses erste mißlungene Gewölbedebüt, das mein sehr pedantischer Herr Direktor keinesfalls sehen durfte, mußte ich dasselbe sofort abbrechen, neu einschalen und neu machen lassen. Ich habe seither nie mehr ein Fenster oder eine Tür oder ein Tor konstruiert, das man nicht öffnen konnte. Mein Bau war nun mein Leben. Nicht

das Kleinste entging mir dabei. Ich saß beim Einwölben stundenlang auf den Verschalungen und zeichnete eigenhändig alle oft recht schwierigen Gewölbeverschneidungen. Insbesondere interessierte mich dabei jeder schwierige Steinschnitt. Weiße und rote Ziegel, rote und weiße Steine, förmlich malerisch angeordnet, machten einen prächtigen Eindruck. Ich freute mich über ein gelungenes Gewölbe mehr als über ein gutgespieltes Violinkonzert. Ich war die ganze Zeit hernach in Rastatt nur Baukünstler und Fortifikateur. Da ich aber zu alledem auch noch ein verliebter Bräutigam war, viel von Braut und Hochzeit sprach und viel den Rhein ab- und aufwärts fuhr, ja im Winter 1851—52 sogar nach Wien, wohin meine Braut gefahren war, meinen Urlaub nahm, so glaubte mein Herr Direktor die Bemerkung in die Qualifikationsliste schreiben zu müssen: „Derzeit stark präokkupiert durch seine nahe bevorstehende Verehelichung." O diese Pedanten! Aber er war sonst ein so liebenswürdiger Mann und Vorgesetzter, daß ich ihm diese Bemerkung gern verzeihe.

Am 8. September 1851 erhielt ich zu meiner großen Freude mit anderen Offizieren zusammen, die alle genannt waren, die erste kaiserliche Belobung, und zwar nicht für eine hervorragende Waffentat, wohl aber für eine sehr nasse Wassertat anläßlich einer ganz ungewöhnlich großen Ueberschwemmung, welche die niedrigen Stadtteile unter Wasser setzte und die dort wohnenden Leute in Gefahr brachte, die teilweise unseren und auch meinen Anstrengungen ihre Rettung zu verdanken hatten. Der Mut zu dieser Wassertat entsprang meiner jederzeit hervorragenden Eitelkeit, dem Bewußtsein meiner Schwimmkunst und der genauen Kenntnis der Niveauverhältnisse in den Straßen, d. h. der Tiefe des Wassers, und ferner, daß ich wußte, wo sofort das nötige Material für den Bau von Stegen und einigen Flößen zu haben war.

In diesem Jahre erhielt ich den Besuch meiner lieben Eltern und meiner jüngeren Schwester Berta. Sie nahmen Logis bei unserem groben Table-d'hote-Wirt im „Goldenen Kreuz". Merkwürdigerweise überwand dieser seine gewohnte Grobheit und war gegen meine Eltern sehr zuvorkommend und — wohlfeil. Uebrigens wohlfeil war er auch gegen uns, denn wir zahlten, was jetzt unglaublich erscheint, für ein gutes Mittagessen mit sechs Gängen, Dessert, einem Fläschchen Wein und Kaffee 36 schwere Kreuzer (60 Neukreuzer). Das war aber noch nicht das wohlfeilste. Zeitweise machten wir gegen Abend, einen Trüffelwald durchschreitend, eine Partie nach Ottersdorf am Rhein; da ließen wir uns eine Schüssel voll Trüffeln, einen großen Kalbsbraten mit Erdäpfel, Salat und Wein in ge-

nügender Menge auftischen; wenn dann die Rechnung repartiert wurde, so traf es jeden, 17—20 Kreuzer zu zahlen. Das sind schöne Zeiten gewesen!

Die Bezahlung der bei dem Bau verwendeten Offiziere war ungewöhnlich hoch. Gage, Bundeszulage und anderthalb Diätenbauzulage machten ein so nettes Sümmchen aus, daß mich meine Brautfahrten und manche sonstige Fahrt nach Baden-Baden, wo ich stets an der teuersten Table d'hote speiste und immer Champagner trank, so wenig in finanzielle Verlegenheit setzten, daß ich nicht nur keine Zulage mehr von meinen Eltern bezog, sondern, worauf ich sehr stolz war, sie die vierzehn Tage ihres Aufenthaltes im Gasthaus freihielt. Mein Vater machte von Rastatt aus einen Ausflug nach Aachen und Köln, um dort den Vormund meiner Braut und ihren Bruder sowie eine ihrer Schwestern kennen zu lernen. Er kam um so gerührter von ersterem zurück, als er erfahren hatte, daß das selbständige Vermögen meiner Braut größer sei, als er und ich dachten, und daß ihre Familie in Köln höchst angesehen sei. Damit schwiegen auch die religiösen und adligen Bedenken. Ein bißchen praktisch sind wir Schweizer ja immer gewesen.

Ein komische Episode spielte sich zwischen meinem Vater und seinem Jugendfreunde Müller ab, der in Rastatt Bürgermeister war. Sie hatten einander sehr lange nicht gesehen, seit sie in Havre de Grâce zusammen gewesen waren. Die politischen Ereignisse der letzten Zeit hatten meinen Vater, wenn möglich, noch zopfiger als zuvor, Herrn Müller radikaler denn je gemacht. Politische Gespräche waren zu jener Zeit unvermeidlich, also auch zwischen den zwei Freunden. Aber nur einmal ließen sie sich in ein solches ein, denn sie kamen so hart aneinander, daß mein Vater nach diesem Besuch zu mir sagte: „Du, mit meinem Freund Müller ist es nichts, der ist ja der reinste Revolutionär und Atheist geworden." Mich aber hinderte das nicht, mit den hübschen Töchtern des Herrn Müller, die durch ihre verschiedenfarbigen Haare nahezu schwarzgelb erschienen und später zwei österreichische Genieoffiziere heirateten, Umgang zu pflegen. Die eine, die gelbliche, sah ich nach fünfeinhalb Dezennien als betagte, schneeweiße Witwe in Graz. Sie war von meinem Besuch und den gesprächsweise herangezogenen Erinnerungen so gerührt, daß ihr helle Tränen über ihre einst glatten, jetzt tiefgefurchten Wangen herabrieselten.

Ein Besuch mit meinen Eltern bei einer mir befreundeten Familie im nahen Elsaß überzeugte mich, daß dasselbe unter französischem Anstrich doch deutsch geblieben war.

Eine sehr angenehme musikalische Bekanntschaft war mir der badische, auch der Geniedirektion zugeteilte Hauptmann Le Beau und seine Gemahlin, aber nicht — La Belle. Außer dem Duettspielen konnten wir auch durch Zutun eines badischen Dragoneroffiziers, der, wie ich glaubte, besser Violoncell spielte als ritt, des öfteren Trio spielen.

Am 18. September 1852 wurde ich Hauptmann I. Klasse. In diesem Jahre ereignete sich auf meinem Baue ein schwerer Unfall. Ich war mit demselben bis zur oberen Höhe der Fensterstöcke angelangt. Diese wurden zur Schonung der Ecken mit Holz verkleidet und die Verkleidung durch Brettchen verspreizt. Eines Sonntags besuchte mich auf dem Bau mein Freund Oberleutnant von Habermann, um sich die Sache anzusehen. Aeußere Gerüstungen waren nicht vorhanden, weil sie eben gehoben werden mußten, hingegen standen die inneren. Oberleutnant von Habermann folgte mir auf der Mauer. Ich rief ihm zu: „Gehe mir nicht nach, bleib auf den inneren Gerüsten!", weil ich bei den Doppelfenstern von einem Fensterstock zum anderen schritt; aber er folgte nicht, trat auf ein Spreizbrettchen und stürzte unter einem Aufschrei zwei Stockwerke tief hinunter, fiel aber dabei doch so glücklich zuerst mit dem Körper auf untenliegende Gerüstbäume auf, daß dadurch die Schwere des Falles gebrochen war, ehe er dann mit dem Kopfe gegen einen Stein stieß. Gebrochen hatte er sich glücklicherweise kein Glied und die Verwundung am Kopfe zeigte sich nicht als lebensgefährlich, auch war keine Gehirnerschütterung eingetreten. Trotzdem genas er langsam und litt noch sehr lange Zeit an Kopfschmerzen.

Mit dem Beginn des Winters näherte sich mein Bau seinem Ende. Es war schon alles gedeckt, asphaltiert, die Erdaufschüttung auf dem Reduit und die innere Einrichtung in dem Reduit begonnen. Nun mußte ich noch die Rapportspläne des ganzen Forts B und die Abrechnung über den Bau des Reduits vollenden, beides sehr große Arbeiten. Die Rapportspläne fielen so schön aus, daß ich selbst noch in späten Jahren, als ich Präsident des technischen und administrativen Militärkomitees war, mit großer Befriedigung sie ansah und mir dabei dachte, so zeichnet man jetzt in der nervösen Zeit, wo alles rasch gehen muß, nicht mehr. Aber nicht nur der Bau, auch mein Junggesellentum ging zu Ende.

Gegen Ende des Jahres 1852 und Anfang 1853 rückten die Einrichtungsstücke für mein neues Heim in einem netten Hause am rechten Murgufer nach und nach ein, und nun kam das für mich so vielsagende Jahr 1853. Ich reiste nach Köln und wurde daselbst

dreifach kopuliert. Zuerst auf dem Standesamte, dann vor dem evangelischen Pfarrer und schließlich im Dome zu Köln. Dahin kam auch der schöne Reisewagen von Aachen, während vorher ein nicht minder schöner Phaethon, der sogar einen ersten Preis in Stuttgart davontrug, mit zwei daselbst gekauften Pferden und einem aufgenommenen Kutscher von diesem nach Rastatt gebracht worden war. Mein Vater erschien zur Hochzeit, nicht aber meine leider von einem Schlage gerührte kranke Mutter. Wir reisten nach der feierlichen Handlung im Dome und dem obligaten Hochzeitsschmause bei meinem Schwager Merkens in unserem Wagen über Bonn, Frankfurt und Mainz nach Rastatt, wo meine junge Frau glückselig über das Nest zu sein schien, das ich ihr so zubereitet hatte, daß wir am Abend des nächsten Tages einer Anzahl meiner Freunde ein Souper geben konnten, als ob wir schon mehrere Jahre verheiratet gewesen wären. Aber die Freude über unser neues Heim dauerte nicht länger als 14 Tage. Ich wurde nämlich mittels Reskripts vom 17. Februar 1853 zur Genietruppe nach Krems übersetzt, von wo einige Kompagnien nach Rumänien abmarschiert waren.

Fünftes Kapitel

In Krems und Pest-Ofen

(1853—1855)

Schneller als ich ausgepackt hatte, mußte ich alles wieder einpacken lassen. Ich ließ mir hierzu einen gewandten Spediteur von Karlsruhe kommen, übergab ihm an der Hand der Rechnungen, die ich über das ganze Mobiliar noch hatte, die gesamte Einrichtung und akkordierte mit ihm den Transport nach Krems, und zwar bis Ulm per Eisenbahn und von dort per Schiff. Mittlerweile waren meine Frau und ich mittels Extrapost in unserem Reisewagen nach Krems abgefahren und dort angelangt. Uns folgten bald Kutscher, Pferde und Phaethon stationatim dahin nach. Bis zum Eintreffen unserer Einrichtung mußten wir aber sechs Wochen recht miserabel in einem Gasthause zu Stein wohnen, schlecht essen und auf elenden, harten Betten schlafen. Das alles stimmte meine verwöhnte Frau nicht eben rosig und trug den Keim zu vielem, was sich nachher ereignete, in sich. Dazu kam noch, daß meine neue Verwendung bei der Truppe mich vollends in Anspruch nahm. Ich mußte den ganzen Truppendienst neu erlernen und meine junge Frau dadurch viel allein lassen.

Während meiner Transferierung von Rastatt nach Krems ereignete sich am 18. Februar 1853 das Attentat des — wie sich später herausstellte — geisteskranken ungarischen Schneiders Libényi auf Seine Majestät, über das die ganze Bevölkerung Oesterreichs entsetzt war. Seine Majestät promenierte wie bekannt mit seinem Flügeladjutanten O'Donnell auf der Kärntner Bastei, lehnte sich, stillstehend, über die Brustmauer derselben, um militärischen Exerzitien, die im Graben stattfanden, zuzusehen. In diesem Augenblicke stürzte sich der Schneider mit einem Dolche von rückwärts auf Seine Majestät und versetzte derselben einen Stoß in den Nacken, der aber glücklicherweise zum Teil durch die Schnalle der Krawatte an Kraft verlor. Weniger bekannt dürfte sein, daß Libényi im Verhöre aussagte, es wäre ihm, als er Seine Majestät über die Brustmauer vorgebeugt sah, durch sein Gehirn gegangen, Seine Majestät von rückwärts zu erfassen und über die Brustmauer in den Graben herunterzuwerfen, was wahrscheinlich gelungen wäre. Dieser Gedanke allein muß einem das Herz in Schreck aufwühlen.

So wenigstens erzählte man sich allgemein. Was ich aber kürzlich erst in einem Buche las, daß an der Stelle, wo dieses Attentat geschah, die Votivkirche als Symbol der Dankbarkeit für die glückliche Rettung Seiner Majestät errichtet worden wäre, ist nicht richtig. Die Tat geschah innerhalb der Bastei. Die Kirche steht weitab von ihr. Von den gemalten Fenstern hinter dem Hochaltar stammt eines vom Grafen Wladimir Mitrowski, der eine geborene Salis-Zizers zur Frau hatte. Beider Namen, als der Widmenden, sind auf dem Fenster zu lesen.

Um zu meinem Truppendienste zurückzukehren, berichte ich, daß der nach Rumänien abgegangene Hauptmann selbstverständlich das Beste seiner Kompagnie an Unteroffizieren und Mannschaft mitgenommen hatte. Was er mir zurückließ, war höchst minderwertig, und ich hatte ziemlich lange zu tun, bis ich in diesen Rest Ordnung und Disziplin hineinbrachte. Glücklicherweise war das, was zur Kompagnie neu hinzukam, sehr gut. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, nunmehr auch ein tüchtiger technischer Truppenoffizier zu werden, und ich schmeichle mir, daß mir das gelang, denn sonst hätte ich von dem strengen Herrn Oberst von Adelsberger, der dem Oberst von Khautz folgte, nicht am 12. Februar 1855 eine Belobung erhalten, in der er mein Wirken als Kompagniekommandant als mustergültig hinstellte. Auch schrieb er in meine Qualifikationsliste: „Läßt hoffen, ein tüchtiger Truppenführer und General zu werden.“ Nach meiner Ansicht war dies allerdings etwas verfrüht. Oberst Adelsberger wurde von Seiner Majestät, der bei seiner ersten Inspizierung mit der militärischen Haltung und den militärischen Exerzitien der zwei Genielehrbataillone nichts weniger als zufrieden war, eigens dazu bestimmt, uns das Fehlende mit größter Energie beizubringen. Genannter Herr Oberst trat anfangs sehr scharf und streng auf, fand aber unter uns Offizieren ein solches Entgegenkommen, daß sich seine Strenge bald in kameradschaftliches Wohlwollen umänderte. Um die technischen Arbeiten kümmerte er sich wenig; diese überließ er seinem Stabsoffizier und uns Hauptleuten. Er behielt später, als er Platzkommandant von Wien geworden war, uns Geniesten in sehr gutem Andenken und äußerte sich unverhohlen, daß die ganze Genietruppe vorzüglich sei.

Meine Kompagnie machte mir, je mehr ich selbst im Truppendienste fest wurde, um so mehr Freude. Die schlechten Elemente, die ich anfangs hatte übernehmen müssen, waren nach und nach entfernt worden. Meine Unteroffiziere waren nunmehr durchwegs tüchtige Leute. Ich dachte mir oft, mit dieser Kompagnie möchte ich

gerne gegen den Feind ziehen. Im weiteren Verlaufe meiner Dienstzeit fand ich gar manchen dieser Unteroffiziere in sehr guten Verhältnissen wieder. Mehrere von ihnen waren Bauunternehmer geworden, der eine sogar Hausbesitzer, ein anderer einer der großen Granitpflasterunternehmer der Stadt Wien. Alle zeigten große Freude, mich als ergrauten Herrn wiederzusehen. Es beruhte dies aber auch auf Gegenseitigkeit.

Mit mir in Krems und zwar bei derselben Division diente zu meiner großen Freude mein Freund Hauptmann Arnold Vögeli. Er kommandierte die 23., ich die 24. Kompagnie.

Bei der Besichtigung durch Seine Majestät war ich sehr stolz darauf, daß er sich meiner Equipage bediente. Ich hatte sie zu diesem Zwecke aufs glänzendste hergerichtet. Aber außer der großen Equipage hatte ich auch eine kleine Ponyequipage. Die Ponys hierzu kaufte ich auf der Straße von einem Bauern, den überfahrenen Wagen in Wien. Der war minder gelungen und in Krems gefürchtet, denn wenn ich mit dieser Ponyequipage um fünf Uhr früh durch die Stadt Krems auf den Uebungsplatz nach Kneixendorf fuhr, weckte das Rasseln meines Wagens ein gut Teil der schlafenden Kremser auf — Gummi und Räder mit Pneumatiks gab's ja noch nicht. Eigentlich fuhr ich immer dreispännig, denn mein großer Neufundländerhund ließ es sich nicht nehmen, den zwei Ponys gerade in der Mitte vor der Wagendeichsel vorzutraben. Das Gespann hatte eine Art komischer Berühmtheit erhalten.

Zu meiner Freude besuchten mich in Krems mein Vater, mein Onkel Hans, mein Taufpate Herr Oberst Ulrich von Planta und mein Vetter Anton von Salis. Ich wohnte zuerst in Stein, wo meine Kompagnie in drei Gemeindekasernen einquartiert war. In Stein kam am 15. Februar 1854 mein älterer Sohn Hans, einen Tag nach dem Tode meiner Mutter, zur Welt. Ich gab meiner Frau, als sie genas, zur Erinnerung an diese zwei Tage, die uns Licht und Schatten brachten, ein Brasselett von Gold und schwarzer Emaille mit einem Stern von Brillanten und Rauten.

Für meine liebe Mutter war der Tod eine wirkliche Erlösung. Wiederholte Schlaganfälle hatten sie teil- und zeitweise gelähmt, insbesondere verlor sie die Macht über die Sprache und sagte merkwürdigerweise meist das Gegenteil von dem, was sie sagen wollte. Es entstanden dadurch leicht Konfusionen und Aufregungen. Meine Eltern hatten in schönster gegenseitiger Liebe und Eintracht gelebt. Beide waren sehr gebildet, unterrichtet, gescheit und voller Humor. Die Mutter war die selbstloseste, aufopferndste Frau für uns Kinder

und für die Gesellschaft, in der wir lebten, wodurch sie der Mittelpunkt derselben, besonders der Damen wurde. Ihr heiteres Lachen zwang zum Mitlachen, ihr inniges Weinen zum Mitweinen. Das Andenken an sie ist das reinste Gefühl, das ich je empfand und noch hege. Es liegt kein Schatten auf ihm als der, sie frühzeitig verloren zu haben.

Später übersiedelten wir nach Krems selbst in ein neugebautes Haus, das im Beginne von „Und" stand, denn in dem Ausdruck „Krems und Stein" ist das Wort „und" bekanntlich nicht als Bindewort zu nehmen, sondern als eine Summe von Häusern, die zwischen Krems und Stein liegen und „Und" heißen.

Am 22. April 1854 fuhr Elisabeth, Herzogin von Bayern, die holdselige Braut unseres Kaisers, donauabwärts nach Wien, wo am 24. April die Vermählung unseres erlauchten Herrschers, des Kaisers von Oesterreich, stattfand. Die Fahrt von Passau bis Wien gestaltete sich für die Braut zu einer wahren Jubelfahrt. Beide Gelände des Stromes in der ganzen Strecke waren in allen erdenklichen Arten festlich geschmückt, die Bevölkerung selbst bildete förmlich Spalier, und die andauernden Jubelrufe, Glockengeläute und Böllerschüsse müssen gewiß noch lange in Herz und Ohr der schönen Kaiserbraut nachgeklungen haben. Liebreicher und enthusiastischer ist wohl nie eine Braut in ihrem Heim empfangen worden. Wir Geniesten wollten in den Ovationen, die der hohen Braut zugedacht waren, nicht zurückbleiben, und so sammelten wir schon Tage zuvor alles, was wir an Reisigmaterial, Roll-, Schanz- und Sappkörben vorrätig hatten, mit vielem, was wir noch erzeugten, auf dem kleinen Exerzierplatz zwischen Kaserne und Donau und erbauten daraus eine sehr hohe, mit Kränzen, Fahnen und Fähnlein und einer Inschrift auf der Donauseite geschmückte Pyramide, auf deren Gipfel drei große Fahnen, die kaiserliche, die österreichische und die bayrische, wehten. Die zwei Genielehrbataillone waren mit der Musikbanda in voller Parade ausgerückt und zu beiden Seiten der Pyramide aufgestellt. Als sich das Schiff mit der hohen Braut uns näherte — es fuhr langsam und möglichst nahe dem Ufer —, ertönten die Volkshymne und endloses Jubelgeschrei von uns und der Kremser Bevölkerung, die sich ebenfalls am Ufer angesammelt hatte. Es ist unmöglich, daß unsere Wahrzeichen äußerer Verehrung, die aber immerhin noch kleiner waren als die tiefe innere Bewegung, von der hohen Braut nicht beachtet worden sein sollten.

Während meiner Einteilung zur Genietruppe in Krems projektierte ich die heute noch bestehende Objekthütte und die zugehörigen

Werkzeugdepots, die von Hauptmann Questl ausgeführt wurden. Eine schöne Tribüne, die ich für die Inspizierung durch Seine Majestät gezeichnet hatte, kam leider nicht zustande. Außer diesen zwei kleinen Projekten arbeitete ich einen großen, alle Details enthaltenden Sappe- und Minenangriff auf unser Erdpolygon auf dem Mauterner Uebungsplatz aus, ein Plan, von dem später einzelne Teile ausgeführt wurden. Bei den Sappe- und Minenarbeiten begnügte ich mich nicht damit, dieselben anzuordnen und zu beaufsichtigen, ich arbeitete oft selbst mit, um einen richtigen Einblick darin zu gewinnen, was man physisch von der Mannschaft verlangen könne; denn die Sappe- und Minenarbeit ist selbst im Frieden eine äußerst schwere, im Kriege noch außerdem eine ebenso gefährliche.

An die kurzen Jahre in Krems erinnere ich mich sehr gerne. Erlebte ich doch dort die Freude, Vater geworden zu sein. Die Beschäftigung als Truppenoffizier sagte mir ungemein zu; ich war furchtbar stolz, wenn ich mit meiner Kompagnie, die stets an Rottenzahl die vollständigste war, technische Uebungen ausführen, exerzieren, paradieren und defilieren konnte. Wenn ich meinem Vorgesetzten die große Rottenzahl meldete, so meinten die anderen Hauptleute mißgünstig: „Na, heut' hat er wieder, statt Köche zurückzulassen, Köchinnen aufgenommen." Wir hielten gesellschaftlich ein ziemlich offenes Haus und lernten dabei manche Familien kennen, die uns bis ins späte Alter treu blieben. Auch in musikalischer Hinsicht war ich gut daran. Die feingebildete Frau eines Kameraden spielte vorzüglich und hochpoetisch Klavier, und man begriff alles an ihr, nur nicht, wie sie zu dem ganz unpoetischen Manne geraten war. Schwärmerisch blieb sie mit Liebe auf den Noten sitzen, denen der Komponist einen Ruhepunkt gewährt hatte, wie eine Sängerin, die einen Triller oder einen hohen Ton überlang hält, um ihren Atem zu beweisen.

Sehr angenehm war es mir, auch in Krems meinen lieben Freund Hauptmann Vögeli zu wissen, der uns beiden Eheleuten ein treuer Hausfreund war. Hier lernte ich auch die zwei Brüder, den jetzigen Feldmarschalleutnant Franz Karl Freiherrn von Salis-Samaden und seinen Bruder, Generalmajor Rudolf, als ganz junge Burschen kennen, beide ebenso vorzügliche Menschen wie Soldaten.

Trotz des früher Erwähnten fing es in meinen ehelichen Verhältnissen schon in Krems an, etwas zu schillern, womit ich sagen will, daß bald rosige, bald trübe Farben erschienen. Leider nahmen die trüben Farben nach und nach, wenn auch langsam, zu.

Jetzt bin ich an dem Punkte meines Vorwortes angelangt und

frage mich: „Was soll, was darf ich darüber sagen?“ Nah- und Fernstehende, Verwandte und Bekannte wissen davon ohnedies mehr als mir lieb ist. Wenn übrigens diejenigen, welche ihr Leben schildern oder zu schildern Neigung verspüren, alles Erlebte erzählen würden, so müßten mitunter daraus Beschreibungen entstehen, schauderhafter als sie manche Romane enthalten.

Eine sehr unangenehme Erinnerung an Krems will ich noch erwähnen. Zur Zeit meines Truppendienstes waren die Stockstreichstrafen und das Spießrutenlaufen noch gebräuchlich, und es wurde von ersteren im Disziplinarwege häufiger, als es oft notwendig schien, Gebrauch gemacht. Auch ich habe für meine paar Lumpen, die ich in der Kompagnie hatte, manchmal Stockstreiche diktiert. Genutzt haben sie selten etwas. Als aber ein Mann von meiner Kompagnie, der schon mehrmals wegen Kameradschaftsdiebstahl bestraft war, für dies wiederholte Verbrechen zum Spießrutenlaufen verurteilt und ich zur Exekution kommandiert wurde, erregte mich das, was ich sah, derart, daß ich ganz aufgeregt nach Hause kam und zu meiner Frau sagte: „Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß in unserer so hochgebildeten Armee derlei das Ehrgefühl des Menschen ganz zugrunde richtende Strafen aufhören.“ Ein paar Jahre später wurde diese Strafe über Befehl Seiner Majestät und Fürsprache der Kaiserin auch wirklich abgeschafft. Der Stock, der als Symbol des Strafrechtes schon längst verschwunden war, hörte als Strafmittel auf, und die Ruten blieben an den Sträuchern, wohin sie gehörten. Zopfige Anhänger dieser Strafmittel blieben aber noch lange in der Armee.

Auf Allerhöchsten Befehl vom 27. Juli wurden im Jahre 1855 aus den zwei Genieregimentern zwölf selbständige Geniebataillone formiert. Das 11. Bataillon, zu dessen provisorischem Kommandanten ich ernannt wurde, erhielt den Befehl, nach Pest-Ofen abzugehen. Ich führte dasselbe in Fußmärschen bis Wien und von dort per Eisenbahn nach Pest-Ofen. Ich hoffte, Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Albrecht, der kommandierender General in Ungarn war, werde uns am Bahnhofe in Pest besichtigen und defilieren lassen. Das geschah aber zu meinem Leidwesen nicht. Ich war überzeugt, wir hätten dem hohen Herrn durch unser rasches Auswaggonieren und In-Reih-und-Glied-stellen sowie durch gutes Aussehen und strammes Defilieren gefallen. Was an diesem Tage nicht stattfand, geschah dann später bei einem Ausrücken der drei in Pest befindlichen Geniebataillone (des zehnten, elften und zwölften) auf der Generalswiese.

Meine Bestimmung nach Pest-Ofen hatte die Trennung von meiner Familie zur Folge, die allein nach Wien reiste und dort Wohnung nahm. In Pest-Ofen blieb ich nur einige Monate, aber diese waren durch die Selbständigkeit meines Kommandos und durch die nähere Berührung mit anderen Truppenkörpern und einer größeren Garnison ganz dazu geeignet, meinen militärischen Blick zu erweitern und das Vertrauen auf selbständiges Handeln zu erhöhen.

Sechstes Kapitel

Personaladjutant Seiner Kaiserlichen Hoheit, des Generalgeniedirektors Erzherzog Leopold

(1855—1859)

Am 5. Dezember 1855 erhielt ich die Ernennung zum Adjutanten Seiner Kaiserlichen Hoheit, des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold, des neuen Generalgeniedirektors. Erzherzog Leopold war in der Reihe der Generaldirektoren des damaligen Ingenieurkorps und der jetzigen Geniewaffe der fünfte seines Amtes. Ihm voraus gingen, seit das Ingenieurkorps eine feste Gliederung erhielt, von 1747 bis 1770 der Herzog Karl von Lothringen, Schwager der Kaiserin Maria Theresia. Diesem folgte vom 15. August 1770 bis 28. Mai 1796 Feldmarschall Graf Karl von Pellegrini, dann von 1797 bis 1801 Feldmarschalleutnant Franz Freiherr von Lauer. Nach ihm bekleidete Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Johann die Stelle nahezu ein halbes Jahrhundert, bis 7. Dezember 1849. Sein Stellvertreter war von 1832 bis 1848 der unglückliche Feldzeugmeister Graf Baillet de Latour, dem als solcher am 4. Dezember 1849 Feldmarschalleutnant Bernhard Graf Caboga folgte, welcher von da ab bis zu seinem Tode am 19. November 1855 Generalgeniedirektor war. Einschließlich der 25 Jahre, die Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold der Geniewaffe vorstand, hatte dieselbe also in 133 Jahren nur fünf Generaldirektoren (später Inspektoren), eine äußerst seltene Stabilität in der Leitung, die der Waffe sehr zugute kam. Ueber die ersprießliche Tätigkeit der Waffe und ihre vielfachen organisatorischen Umwandlungen in diesem langen Zeitraume kann ich Leser, die daran Interesse finden sollten, nur auf das darüber 1898 erschienene Werk verweisen: „Beiträge zur Geschichte der k. und k. Geniewaffe, nach den vom k. u. k. Obersten des Geniestabes Heinrich Blasek hinterlassenen Manuskripten und Vorarbeiten, im Auftrage des k. u. k. Reichskriegsministeriums zusammengestellt und bearbeitet durch Franz Rieger, k. u. k. Oberst, Kommandant des Infanterieregiments Nr. 50." Auch von 1880 bis heute standen der Geniewaffe nur drei Generalinspektoren vor, und zwar meine Wenigkeit von 1880 bis 1892, von da ab bis 1903 Feldzeugmeister Otto Beck von Nordenau und gegenwärtig Feldzeugmeister Gustav Graf von Geldern-Egmond zu Arçen.

Ich hatte Order, das 11. Bataillon an Oberst Wermann zu

übergeben, der unter einem den Befehl erhielt, von Krems sofort nach Pest-Ofen abzugehen. Er kam aber um seine Pensionierung ein, die auch sogleich erfolgte. Infolgedessen übergab ich das Bataillonskommando dem rangältesten Hauptmann, der es bis zur Einrückung des nunmehr zum Bataillonskommandanten ernannten Oberstleutnants von Radó führte. Noch vor Schluß des Jahres rückte ich in meine Stellung nach Wien ein und gelangte damit auch wieder zu meiner Familie.

Kaum war ich in Wien eingetroffen, so genas am 15. Dezember meine Frau unseres zweiten Kindes, der Tochter Klara. Leider folgte der Geburt eine schwere Krankheit meiner Frau. Sie litt viel und genas langsam, und dies wirkte auf eine mir unbegreifliche Weise auf die Zuneigung zum Töchterchen zurück, das das Schmerzenskind wurde, und trug seinen Teil dazu bei, daß unser Eheleben fortan mehr trübe als heitere Farben zeigte.

Daß mich die erwähnte Ernennung sehr freute und mir sehr schmeichelte, ist wohl selbstverständlich. Und nun darf ich über das, was weiter kommt, wie ein Marionettentheaterdirektor sagen: „Brrr, ein anderes Bild, und zwar sowohl äußerlich als innerlich wie auch dienstlich.“ Aeußerlich durfte ich als Adjutant die Feldbinde von der rechten Schulter zur linken Hüfte tragen, zur linken Seite meines hohen Herrn und etwas rückwärts gehen und, wenn er fuhr, im Wagen links sitzen. Ja, zeitweise sogar, aber selten, durfte ich bei Hofe erscheinen, denn für diesen Fall war ja eigentlich der Kammervorstand Seiner Kaiserlichen Hoheit da, der Hauptmann des Generalstabes Baron von Stenglin, der über seine Stellung und Agenden mit großer Genauigkeit wachte. Uebrigens war ich auch nicht hoffähig, denn ich war kein k. u. k. Kämmerer. Im weiteren war es mein Amt, von halb neun Uhr angefangen bis ein Uhr geduldig im Vorzimmer zu sitzen und zu empfangen, was da an Persönlichkeiten in oder außer Dienst vorzusprechen wünschte, die ich in der richtigen Militär- und zeitweise auch Hofrangstour anzumelden hatte. Besonders geistreich erschien mir dieser Dienst, um den mich trotzdem viele beneideten, nicht. Das Fatale dabei war, daß man sich auch keiner ernsten Arbeit hingeben konnte, weil man durch die fortwährenden Vorstellungen, An- und Abmeldungen stets gestört wurde. Die einzige Abwechslung, die ich mir gönnen konnte, war, versteckt mein Gabelfrühstück einzunehmen und offen zu rauchen. Aber auf die Länge der Zeit konnte mich diese tiefgründige Abwechslung doch nicht befriedigen. Das beste war noch, daß ich von ein Uhr ab frei war.

Als ich meine neue Stellung antrat, bat ich Hauptmann Baron von Stenglin, Seiner Kaiserlichen Hoheit zu melden, daß ich auf jede finanzielle Zulage seinerseits verzichte. Seine Kaiserliche Hoheit genehmigte meine Bitte, und ich fühlte mich dadurch etwas unabhängiger in meiner Stellung, von der ich mir — ich wußte selbst nicht warum — keine lange Dauer versprach. Mein hoher Herr war jedenfalls die imposanteste Erscheinung am kaiserlichen Hofe. Groß, gut gewachsen, schön von Gesicht, hatte er entschieden etwas Imponierendes. Dabei war er sehr gescheit, im Fache genügend ausgebildet, hatte einen klaren Blick, gesundes Urteil und treffenden Witz.

Das noble Nichtstun war nichts für meinen regen Geist, und ich sehnte mich um so mehr nach einer intensiveren, mich ganz in Anspruch nehmenden Beschäftigung, als ich alles, neben, über und unter mir, bei der Generalgeniedirektion vollauf beschäftigt sah. Ich machte mich deshalb an drei private Arbeiten und bat mir außerdem von Herrn Oberst von Maly, der damals einem Projektierungsbureau vorstand, aus, daß mir auch einige Arbeiten dieses Bureaus zugeteilt werden möchten. Er tat es, und ich mußte für Pola und Przemysl arbeiten. Eine bessere Schule als diese konnte es für unser Fach nicht geben. Das Projektierungsbureau hatte aber leider nur keinen langen Bestand. Leider, denn in ihm hätten sich tüchtige fortifikatorische und bautechnische Kräfte herangebildet. Die Strömung der damaligen Zeit hielt nichts auf Spezialisten. Es mußte jeder alles können. Und so mußte auch unser dicker General Maly, der ein Künstler in seinem Fache war und in der Malerei einer geworden wäre und in der Musik vielleicht nicht minder, nachdem er einige Dezennien nicht aufs Pferd gestiegen war, Brigadier der Geniebataillone in Verona werden und hoch zu Roß paradieren. Ich glaube kaum fehlzugehen, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß man ihm damit ein Bein stellen wollte. Aber der Mann fand sich zum Staunen aller schnell auch in dieser neuen Stellung zurecht. Leider nicht lange, denn der Sensenmann hatte ihm sicherer ein Bein gestellt, über das er frühzeitig ins Jenseits stolperte, und zwar im Bade Ricuaro 1858. Seine Werke und sein Name aber leben fort. Die großartige fortifikatorische Konzeption durch Feldmarschall Baron Heß für die Sicherung von Galizien und Siebenbürgen im Falle eines Krieges mit Rußland sowie der Aufmarsch (1853—1854) eines großen Teiles der österreichischen Armee in diesen Ländern sind allgemein bekannt. Dabei wirkten die Genieobersten von Maly und Julius von Wurmb als Projektierende mit. Die Arbeiten im

provisorischen Stile wurden dann von anderen ausgeführt. Die Großartigkeit der Ideen, besonders was die Lagerfestungen Krakau, Przemysl und Zaleszczyki betrifft, hatten in minderen Geistern viel Staub aufgewirbelt, und es wurde gegen die überschwengliche Ausdehnung der drei erwähnten Lager sogar dienstlich Front gemacht. Ich glaube, daß man durch verschiedene Maßnahmen die weitsehenden Geister wieder eindämmen und in das gewöhnliche Fahrwasser bringen wollte, weil ihre gänzliche Entfernung doch allgemein mißbilligt worden wäre. Um meine Vermutungen zu bekräftigen, muß ich etwas vorgreifen. Sicher ist, daß mein hoher Chef für die Inspektionsreise Anno 1856 den Befehl erhielt, sich genauestens Przemysl und Zaleszczyki in bezug auf ihre kolossale Ausdehnung anzusehen und darüber Bericht zu erstatten. Der Bericht fiel aber nicht im Sinne der Veranlasser aus, denn Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold sprach sich im Gegenteil voll Bewunderung über die großartige Befestigung im ganzen wie über die Wahl aller einzelnen dafür gewählten Punkte und des zugehörigen Noyaus aus.

Ueber die Gründe, die zu den Befestigungsentwürfen und dem Aufmarsch der Armee führten und in den Konflikten zwischen Rußland und der Türkei in den Jahren 1853—1854 wurzelten, erwähne ich nichts, weil sie allgemein bekannt sein dürften und in den Rahmen dieser Memoiren nicht hereingehören. Sicher ist, daß die Halbheit, die Oesterreich während des Krimkrieges zeigte, ihm schlechte Früchte trug. Abgesehen von den großen Geldkosten, in die es sich gestürzt hatte, dezimierte die elende Bequartierung während des Winters im Aufmarschrayon die Armee auch noch durch Krankheiten aller Art, insbesondere durch die Cholera. Es gab Kavallerieregimenter, deren Mannschaftsstand zu klein geworden war, um die freien Pferde zu warten, und es mußten daher Infanteristen zu diesem Dienste verwendet werden. Am unheilvollsten war es noch, daß wir es über uns ergehen lassen mußten, von Rußland, welches Oesterreich geholfen hatte, die Revolution 1848—1849 zu unterdrücken, der krassesten Undankbarkeit beschuldigt zu werden, und wir uns die verbündeten Mächte so entfremdet hatten, daß Cavour beim Pariser Kongresse 1856 es wagen durfte, die italienische Frage von neuem aufs Tapet zu bringen. Wenn auch das geflügelte Wort der Italiener: „Al quaranta otto i tedeschi fanno fagotto, al cinquanta un' non sarà qui più nessun'“ sich nicht bewahrheitet hatte und Oesterreich 1851 im lombardisch-venezianischen Königreiche noch fest saß, so beförderte Cavours Ansicht und Wunsch doch so sehr die Verstimmung in Oberitalien, daß man das „Italia farà da sè“ überall

wieder hörte. Aus der Stimmung der Westmächte beim Kongresse konnte Oesterreich schon voraussehen, daß, falls Piemont sich neuerdings zu einem Kriege gegen Oesterreich rüste, es dabei nicht ohne Verbündete sein werde. Und das war auch im Kriege vom Jahre 1859 der Fall, wo bekanntlich die Franzosen die Hauptrolle spielten.

In Wien und bei Hofe kannte man diese Verstimmung sehr gut. Trotzdem beschloß Seine Majestät, mit seiner jungen Gemahlin eine Kaiserreise nach unserem Oberitalien zu unternehmen und sich besonders etwas länger in Venedig und Mailand aufzuhalten. Die Reise wurde am 17. November 1856 angetreten, und die Ueberfahrt von Triest nach Venedig fand auf dem Kriegsdampfer „Elisabeth" statt.

Man war auf einen etwas kühlen Empfang vorbereitet und daher freudigst überrascht, Venedig so außerordentlich festlich geschmückt zu sehen. Die Schönheit, Anmut, Leutseligkeit und dabei hoheitsvolle Erscheinung der Kaiserin hatte sofort alle Herzen erobert. Die Italiener konnten sich nicht genug an ihr sehen und sie bewundern. Deshalb nahmen auch alle Feste, die man dem jungen Kaiserpaare bot und die der Hof seinerseits gab, einen glänzenden Verlauf. Der Kaiser selbst soll sich geäußert haben, daß die jugendliche Schönheit seiner Gemahlin sein Italien besser eroberte, als es seine Soldaten und Kanonen hätten tun können.

Auch mein hoher Chef, Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold, war eingeladen worden, nach Venedig zu kommen, und reiste mit seinem Kammervorstand dahin ab. Ich durfte nachfolgen und zu erledigende Akten mitbringen. Außerdem reiste, da auch solche für Seine Majestät bestimmt waren, ein Hofgendarm mit. Von Laibach ab mußten wir in der Nacht mit der Post fahren, und da überraschte uns bei Adelsberg ein solcher Schneesturm, daß wir die Chaussee vollkommen verloren und nach Adelsberg einen Boten zurückschicken mußten, um Hilfe zu bekommen, damit wir wieder auf den rechten Weg gelangen konnten. Die Verzögerung, die dadurch entstand, ließ uns befürchten, das nächste Dampfboot nach Venedig nicht mehr zu erreichen, worüber mein Hofgendarm, der wahrscheinlich sehr wichtige Depeschen in seiner Tasche hatte, in so große Aufregung geriet, daß ich Mühe hatte, ihn zu beschwichtigen. Wir erreichten auch trotz des Zwischenfalles rechtzeitig unser Dampfschiff.

Die Tage, die ich als noch nicht Hoffähiger in Venedig bei Hofe erlebte, sind mir ob der Pracht, die ich da sah, unvergeßlich. Ueber allem aber, was mir davon in Erinnerung geblieben ist, strahlte die Kaiserin in ihrem vollendeten Glanze. Man konnte sich an der

Anmut, an der Hoheit und insbesondere an dem holdseligen Lächeln nicht satt sehen. Nach Schluß der Tage in Venedig fuhr mein hoher Herr Chef auf einem Dampfer der Kriegsmarine mit Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Maximilian nach Triest und von da nach Wien zurück. Erzherzog Maximilian zeigte sich da als ein sehr amüsanter und geistreicher Causeur, so daß die Fahrt nach Triest förmlich zu kurz wurde.

Mein durchlauchtigster Chef war in mancher Hinsicht etwas menschenscheu. Er vertrug es nicht, sich angaffen zu lassen. Und das begegnete ihm jedesmal, wenn er unter das Publikum trat. Unwillkürlich sah dieses den schönen, hochgewachsenen, tadellos uniformierten und mit dem Goldenen Vlies geschmückten Mann an. Daher vermied er es denn auch, auf Eisenbahnfahrten, wenn es nicht unbedingt notwendig war, auszusteigen, und kasteite sich sogar oft lieber im Essen, Trinken und anderen Bedürfnissen, als daß er den Waggon verlassen hätte. So hatte er auch vor, von Triest nach Wien zu fahren, ohne irgendeinem leiblichen Bedürfnisse zu entsprechen. In Marburg war Mittagsstation und ich fragte: „Werden Kaiserliche Hoheit dinieren?" — „Nein," antwortete er, „gehen Sie allein, Sie sind ja so immer hungrig und durstig." Ich ließ mir diese mir und meinem Magen sehr angenehme Aufforderung nicht zweimal sagen. Mir folgte der Leibjäger Jeřabek. Als ich mich gestärkt hatte, winkte ich den Leibjäger zu mir und trug ihm auf, etwas an Speise und Trank für seinen kaiserlichen Herrn in das Coupé zu tragen. Als Seine Kaiserliche Hoheit dies sah, schnurrte er mich und Jeřabek mit den Worten an: „Ich habe ja gesagt, daß ich nichts haben will." Ich setzte mich beschämt in das diagonale Eck und dachte mir: ‚Selbst eines gewöhnlichen Menschen Wille ist sein Himmelreich, wie viel mehr der eines so hohen Herrn,' und machte mich zurecht, ein Schläfchen zu tun. Nach einiger Zeit blinzelte ich hinüber und sah mit großer Genugtuung, wie Seine Kaiserliche Hoheit ein Paket nach dem anderen öffnete, dann zur Flasche, auf die Jeřabek ein Glas gestülpt hatte, griff und alles, was dieser gebracht hatte, regelrecht verschlang. Ich wachte nun auf und meinte, es wäre doch gut gewesen, daß Jeřabek so vorsichtig gewesen sei. „Aber nötig war es ganz und gar nicht," erwiderte Seine Kaiserliche Hoheit. Solche Leibeskasteiungen gab es auf den großen Inspizierungsreisen leider gar manche.

Durch die drei auf den früheren Seiten schon angedeuteten Privatarbeiten bezweckte ich, die Kämmererwürde zu bekommen, die Prävalierung meines Freiherrntitels in Oesterreich durchzusetzen

und überdies den preußischen Johanniterorden zu erlangen. Es genierte mich, meiner Stellung wegen zeitweise zu Hofe zu kommen, ohne eigentlich hoffähig zu sein. Denn ich wußte ja, daß man bei Hofe stark nach der Hoffähigkeit und äußeren Zeichen beurteilt wurde. Ich dachte mir, da so manche meiner engeren Familie, der Salis-Soglio, bereits Kammerherren, ja sogar Geheimräte waren, so müßte es für mich ein ganz leichtes sein, Kämmerer zu werden. Ich wußte vorläufig nur, daß unser Adel uralt war und meine zwei Eltern und meine vier Großeltern lauter Salis waren und daß auch in den weiteren Generationen aufwärts sich viele Salis, Männlein und Weiblein, befanden. Weitere genealogische Familienkenntnisse waren mir fremd. Selbst unseren großen Stammbaum eignete ich mir erst im Verlaufe dieser Arbeiten an. Ich wendete mich nach Chur an einen dort bekannten Historiographen und Genealogen und in Wien an einen in solchen Sachen und Zusammenstellungen bekannten Notar. Nun hieß es, außer meinem eigenen Taufscheine die Taufscheine und Heiratsscheine meiner Eltern, beziehungsweise bei den älteren Generationen auch Totenscheine meiner Großeltern, Urgroßeltern, Ururgroßeltern und deren Eltern beizuschaffen; das waren rund 137 Dokumente. Da die angeführten Ahnen an verschiedenen Orten gelebt und geheiratet hatten, sowie gestorben waren, war die Beschaffung dieser Dokumente weder leicht noch einfach oder billig und nötigte mich zu einer nicht endenwollenden Korrespondenz und zu vielen Gängen in den dritten Stock eines Hauses in der Kärntnerstraße zu meinem Notar, der den kleinsten Besuch, wenn er auch des öfteren nur die Frage und Antwort enthielt: „Sind Sie schon fertig?" — „Nein, aber übermorgen gewiß," in liebenswürdigster Weise mit fünf Gulden taxierte. Aber mit Ausdauer, Geduld und Geld kam die Sache äußerst schön zusammen, und zwar ohne genealogische Schummelei und ohne einen neuen Adel zu schaffen. Die Arbeit wurde geprüft, für richtig befunden, und nun ernannte mich Seine Majestät in Allerhöchster Gnade am 5. März 1858 zum kaiserlich königlichen Kämmerer.

Zur Erreichung des preußischen Johanniterordens bedurfte es nunmehr, nur eine einfache beglaubigte Abschrift meiner österreichischen Kämmerersahnenprobe vorzulegen und der Befürwortung durch die preußische Gesandtschaft, wozu mir mein Violinspiel sofort verhalf, denn der preußische Legationsrat spielte sehr schön Violoncell und kam ebenso oft zu mir, als ich zu ihm zu Quartettaufführungen. Ich erhielt am 2. August 1858 bei Anlaß der Bundesmilitärinspektion in Preußen durch Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold —

von der ich später noch erzählen werde — den erwähnten Orden, was mir aber eigentlich nicht recht war, denn ich wollte zwei Orden erhalten, einen für die Beteiligung an der Bundesmilitärinspektion und den Johanniterorden, um den ich eingekommen war. Einen Trost bot mir der Umstand, daß der Johanniterorden zweifach getragen wurde, um den Hals und auf der Brust.

In dieser meiner ordens- und adelsschwangeren Zeit (um 1858) war es auch, daß ich Verlangen nach Erhalt des päpstlichen Silvesterordens empfand, als Ersatz für den nicht erhaltenen Roten Adlerorden. Ein direkter Vorfahre von mir, namens Johann Baptista, scheint seinerzeit nicht weniger ordenssüchtig gewesen zu sein als ich. Er erhielt vom Papst Pius V. durch das Breve vom 10. April 1571 für sich und alle legitimen männlichen Nachfolger für — nach dem Inhalt des Breves — eine große Anzahl von Verdiensten um die römisch-katholische Religion und den Päpstlichen Stuhl den Goldenen Spornorden. Da aber mit diesem Orden vielfache Unzukömmlichkeiten einrissen, dekretierte Papst Gregor XVI. denselben einfach ab und gründete an seiner Stelle den Silvesterorden, der, zur Erinnerung, daß er von dem Goldenen Spornorden abstamme, zwischen den zwei unteren Armen des weißen Kreuzes eine goldene Spange mit einem Spornrädchen erhielt. Der genannte Papst forderte die Besitzer des Goldenen Spornes auf, ihre diesbezüglichen Breves vorzulegen, damit selbe geprüft werden könnten, um denen, für die die Prüfung gut ausfiel, den Silvesterorden zu verleihen. Da die Nachkommen meines Ahnherrn Baptista in der Reformationszeit den römisch-katholischen Glauben verließen und Zwinglianer (Reformierte) wurden, so dachte keiner der Nachfolger von jenem Baptista, das noch im Original vorhandene päpstliche Breve von 1571 zur Prüfung nach Rom einzusenden. Hingegen fiel es einem viel späteren direkten Nachkommen, dessen Familienzweig wieder römisch-katholisch geworden war, 1848 ein, an Hand des erwähnten Breves von Pius V. um den Silvesterorden einzukommen; und richtig wurde ihm derselbe auch taxfrei verliehen. Dieser Vorfall bestimmte mich und meinen Vater, ein gleiches durch den päpstlichen Nunzius in Luzern, der meine Familie sehr gut kannte, beim Papst Pius IX. zu versuchen. Die verneinende Antwort auf unser Gesuch, außerordentlich höflich abgefaßt, ließ nicht lange auf sich warten. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Statuten des Ordens es nicht zulassen, einem Protestanten den Orden zu verleihen. Es war also nur mein Glaubensbekenntnis Ursache der abschlägigen Antwort. Das merkte ich mir, und es gelang mir auch, Anno 1879 und 1904,

für meine zwei römisch-katholischen Söhne, deren älterer, Hans, sogar den Kampf in Bosnien gegen die Ungläubigen mitgemacht hatte, was ja schwer in die Wagschale fallen mußte, den fraglichen Orden zu erhalten. In der Familientradition wird behauptet, daß ein Nachkomme jenes Johann Baptista 1778 sich mit dem Goldenen Spornorden nicht begnügte, und ein Principe papale werden wollte. Ehrgeizig und närrisch genug dazu soll er gewesen sein. Nach dem Vorerzählten dürfte es beinahe scheinen, als ob ich etwas diesbezügliches von meinen Ahnherren geerbt hätte. Von der freiherrlichen Dynastenherrschaft erbte ich jedenfalls nichts als den Titel — ohne Mittel.

Die dritte Arbeit war schwieriger und nahm mich und meinen Herrn Genealogen in Chur lange in Anspruch. Ich glaubte, daß es, nachdem Mitglieder meiner engeren Familie sowohl in Preußen als in Oesterreich als Freiherrn anerkannt waren, welche ihren Freiherrntitel nur von den gleichen Vorfahren nachweisen konnten wie ich, genügen müsse, zu beweisen, daß ich demselben Stamme beziehungsweise Stammvater angehöre. Das genügte aber dem Ministerium des Innern durchaus nicht. Der vielfach in der Schweiz als Dokument anerkannte Stammbaum unserer Familie von 1782 wurde in Oesterreich nur als Privatarbeit ohne Beweiskraft angesehen. Ich mußte demnach nicht nur alle Filiationsbeweise von mir bis zum Jahre 1646 hinauf beibringen, sondern auch beweisen, daß die Dynastenherrschaft, von der unser Freiherrntitel herrührte, wirkliche Freiherrnprivilegien hatte. Die diesbezüglichen Dokumente nebst Plänen des freiherrlichen Besitzes fanden sich glücklicherweise alle geordnet in meinem Archive in Chur vor, und damit war alles beigebracht, was notwendig erschien und vom Adelsarchiv des Ministeriums des Innern verlangt wurde. Ich fügte übrigens dem ganzen Akte noch eine große Anzahl von beglaubigten Dokumenten bei, die meine Filiation bis ins dreizehnte Jahrhundert urkundlich bewiesen. Die Zusammenstellung dieses alleruntertänigsten Gesuches war ebenso übersichtlich und klar, wie durch die vielen Wappenfarben farbenprächtig, und überraschte jedermann, dem ich sie zeigte. Die Erledigung ließ nicht lange auf sich warten, denn schon am 29. September 1858 erfloß die Allerhöchste Entscheidung, daß ich mich des mir zukommenden ausländischen Freiherrntitels im österreichischen Staate prävalieren dürfe. Einige Wochen später erhielt ich das Anerkennungs- und Prävalierungsdiplom. Während meiner Arbeit meinte Seine Kaiserliche Hoheit, mein hoher Chef, wenn das noch lange so fortdauere, werde ich noch beweisen, daß ich mit ihm verwandt sei. Aber trotz dieser Ehrungen und Ernennungen war ich

bestrebt, meine Nase nicht höher zu tragen als früher, und ich muß mir selbst zuerkennen, daß ich auch in späteren Jahren, als ich zu vielen Auszeichnungen und hohen Stellungen gelangte, diese nicht meinem Verdienste allein, sondern dem Zufall und Glück zuschrieb und innerlich bescheiden blieb.

Nachdem ich nun meine Privatangelegenheiten abgetan und hierbei schließlich meine mir treu gebliebene Bescheidenheit anerkannt habe, kehre ich nun zu den Jahren 1856—1859 und zu meinem hohen Chef, Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Leopold, zurück. Er war, als er Generalgeniedirektor wurde, 32 Jahre alt, also jung und tatkräftig, und ganz dazu berufen, mit energischer Hand seiner Waffe vorzustehen, in der sich im Verlaufe der Zeit bei vielen Mitgliedern eine gewisse Bequemlichkeit im Dienst eingeschlichen hatte, wobei sich auf der anderen Seite viele und darunter sehr junge Mitglieder in den Feldzügen 1848—1849 in Italien und Ungarn rühmlichst hervorgetan hatten. Um gegen niemand ungerecht zu werden, wollte Seine Kaiserliche Hoheit sich vorerst persönlich von allem und jedem überzeugen. Dies konnte am besten durch häufige Inspektionsreisen geschehen. Als Vorbereitung zu solchen, da das Eisenbahnnetz in Oesterreich noch sehr unvollständig war, ließ sich Seine Kaiserliche Hoheit einen bequemen zweisitzigen Reisewagen nach genauer Angabe bauen. Er konnte halbgedeckt werden, hatte für eine Menge Koffer und Köfferchen hinten, unterm Sitz, unterm Bock und zwischen Bock und Wagenkörper Raum. Da ich und ein Jäger des hohen Herrn die ständigen Reisebegleiter werden sollten, so erhielt ich für meine sieben Zwetschgen auch ein Köfferchen, in das ich aber mit knapper Not und ohne an vielen Wäschewechsel denken zu dürfen, höchstens sechs Zwetschgen hineinbrachte. Die siebente Zwetschge war ein Zigarrenkistchen, das ich sehr gern noch mitgenommen hätte. Aber dazu reichte der ohnehin kleine Raum nicht aus. Ich konnte mir nur noch einige Suchardschokoladerollen in die Ecken stecken, um gegen die Eventualität gefeit zu sein, wenn es Seiner Kaiserlichen Hoheit belieben sollte, bei Eßstationen nüchtern vorbeizufahren. Zigarren mußte ich mir auf größeren Reisen stationatim beschaffen, wollte ich nicht rauchmüßig zusehen, wenn Seine Kaiserliche Hoheit wohlbehäbig seine feinen Zigarren rauchte. Ich war zwar auf den längeren Reisen oft sehr ermüdet, trotzdem aber meist sehr gut aufgelegt, um so mehr, als mich Seine Kaiserliche Hoheit wirklich huldvollst behandelte.

Auf diesen Reisen sowie in Wien hatte ich eigentlich dienstlich nichts zu sagen, zu tun, noch zu bedeuten, und nur über speziellen

Befehl alles Gesehene und Erlebte zu notieren, damit in Wien der diesbezügliche Inspektionsbericht verfaßt werden könne. Nachdem sich auf den ersten Inspektionsreisen in den Empfangs- und Dienstförmlichkeiten bei den inspizierten Behörden gar manche Ungleichheiten und Unzukömmlichkeiten zeigten, so mußte ich ausnahmsweise einen Generalgeniedirektionsbefehl zusammenstellen, der bis in alle Details diesen Verschiedenheiten ein Ende bereiten sollte, was dann auch geschah.

Seine Kaiserliche Hoheit bereiste in den dreieinhalb Jahren, die ich bei ihm Adjutant war, so ziemlich alle Länder, Provinzen und Orte, wo Genietruppen, Geniebehörden und befestigte oder besetzte Punkte waren. Wollte ich alle diese Reisen beschreiben, müßte ich zu weit ausholen und meinem Gedächtnisse durch erneute Einsicht in die fraglichen Inspektionsberichte zu Hilfe kommen. Ich beschränke mich also darauf, von diesen Reisen nur die wichtigsten und nur das zu berühren, was mir davon frisch im Gedächtnis blieb. Seine Kaiserliche Hoheit bekundete bei seinen Visitierungen, besonders bei den Genietruppen, aber auch dei den Geniebehörden einen äußerst scharfen Blick, dem jede Unzukömmlichkeit sofort auffiel. Dabei hatte er noch ein besonderes Glück, bei Stichproben stets auf das Mangelhafte oder Fehlende zu kommen. Sein besonderes Feld waren aber die Genietruppen. Bei diesen und ihren Kasernierungen entging ihm auch nicht das geringste. Es regnete deshalb auch viel Tadel und träufelte nur wenig Lob. Wenn wir nach solchen Inspizierungsergebnissen allein waren und Seine Kaiserliche Hoheit mir sagte oder diktierte, was ich vorzumerken habe, so war ich oft erstaunt, wie sein Urteil mehr Lob als Tadel enthielt. Er sagte dabei: „Na, so schlecht war's nicht. Sie haben gut ausgesehen und ihre Sachen recht gut gemacht. Aber man darf nicht zu viel loben. Sie glauben sonst, sie hätten schon alles erreicht." Daß dieser Grundsatz bei der Waffe mehr Furcht als Liebe erzeugte, ist natürlich. Aber auch diese anfängliche Schärfe schliff sich bei dem hohen Herrn im Laufe der Zeit und mit seinem zunehmenden Alter und in der Einsicht und Ueberzeugung, daß ihm eine hochgebildete, pflichtgetreue und diensteifrige Waffe unterstehe, zu großem Wohlwollen und zur Anhänglichkeit an die Truppen ab. Wie sich das in späteren Jahren, insbesondere in der Zeit vom Jahre 1880 an, als Seine Kaiserliche Hoheit sich vom aktiven Dienste zurückgezogen hatte, bewahrheitete, werde ich noch im weiteren Verlaufe meiner Lebenserinnerungen erzählen. Die Furcht vor Seiner Kaiserlichen Hoheit entsprang in der Hauptsache zwei Umständen. Einmal, weil er gegen alle Privatwünsche, mochten

sie von den Wünschenden selbst oder von anderen, schriftlich oder mündlich, vorgebracht werden, vollkommen unerbittlich war. Er kannte nur dienstliche Rücksichten und zog diese allen privaten vor, und es ereignete sich des öftern, daß Bitten und Wünsche nicht nur keine Erfüllung, sondern geradezu das Gegenteil erreichten. Daß es besonders im Anfang seiner Leitung der Geniewaffe an allerlei Anliegen nicht fehlte und auch ich dabei von den Wünschenden zur Erreichung ihres Zieles herbeigezogen wurde, ist natürlich, aber auch ebenso begreiflich, daß ich mich hierbei jeden Versuches, einen Einfluß zu nehmen, gänzlich begab, der mir ja auch dienstlich nicht zustand. Teilte ich im übrigen auch die Ansicht, daß Dienstrücksichten allen Privatwünschen vorangehen müssen, so war und bin ich noch heute doch der Meinung, daß gar manchmal die Berücksichtigung privater und begründeter Wünsche in Dienstangelegenheiten Liebe und Eifer für den Dienst nur fördern könne. Der zweite Punkt des Unbehagens lag in den auffallend vielen Pensionierungen, die in den Jahren 1856 bis 1859 stattfanden. Es wurden in diesen Jahren so viel Offiziere der Geniewaffe pensioniert, daß der blaue Bogen zum wahren Gespenste wurde. So erinnere ich mich, daß einmal in einem Personalverordnungsblatte nicht weniger als zwölf Stabsoffiziere als pensioniert erschienen. Aehnliches ereignete sich ungefähr zur gleichen Zeit auch in der Artilleriewaffe, in der sogar dreizehn den blauen Bogen erhielten. Als ich einem meiner Freunde in dieser Waffe darüber im Caféhaus Daun sagte: „Ihr habt ein schönes Glück, jetzt habt ihr wieder dreizehn Stabsoffiziersstellen frei,“ meinte er: „Weißt du aber auch, wie viele Jahre diese dem Kaiser dienten? Zusammen über 600 Jahre!“ Auf den Bescheid konnte ich natürlich nichts erwidern und mich vor den 600 Jahren nur ehrerbietigst beugen. So altes Rüstzeug hatten wir in unserer Waffe allerdings nicht. Die Pensionierungen trafen bei uns auch gar oft Jüngere und manche davon überhaupt sehr hart. Aber bei uns Soldaten bleibt das „Le roi est mort, vive le roi“ immer wahr, und die raubgierige menschliche Natur und deren Egoismus, dazu noch der Ehrgeiz, helfen einem, leicht und ohne Gewissensbisse über die Leichen von Vordermännern hinwegzuschreiten.

Bei Inspizierungen in Krems ereigneten sich zwei komische Vorfälle, deren ich noch erwähnen möchte. Es handelte sich damals weniger um den militärischen als technischen Teil des Genietruppendienstes. Vielfache und verschiedenartige Minen waren zur Sprengung vorbereitet, und es sollten hierbei eingehend die derzeit neuen Feldzündapparate des Majors Baron Ebner von Eschenbach (des

Gemahls der bekannten Dichterin) eingehend versucht werden. Diesen Versuchen wohnte auch Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Wilhelm, der damals Armeeoberkommandant war, bei. Die Sprengungen fielen sehr gut aus und die neuen Apparate, die nachher noch vielfach verbessert wurden, erwiesen sich hierbei schon als sehr gut und feldtüchtig. Die beiden Hoheiten wollten jeder für sich in ihrem Wagen über Stockerau nach Wien zurückkehren und dort spät abends eintreffen. Erzherzog Wilhelm fuhr zuerst ab und fuhr über die Chaussee. Erzherzog Leopold, der etwas später abfuhr, wollte ihn trotzdem überholen und früher in Stockerau eintreffen. Wir fuhren deshalb über einen Feldweg, der kürzer als die Chaussee war. Es war schon dunkel, als wir, auf einem Erddamm fahrend, einem großen Holzwagen begegneten. Der Jäger meldete dem Erzherzog: „Kaiserliche Hoheit, wir können nicht vorbeifahren." Der Herr Erzherzog meinte aber, es müßte doch gehen, es solle der Holzwagen sich soweit als möglich seitwärts stellen. Vorbeizukommen wurde versucht, aber der Versuch mißlang. Pferde und Wagen rutschten herunter, und wir Insassen fielen aus dem Wagen ins weiche Ackerfeld nach rechts, wobei ich als Linkssitzender auf Seine Kaiserliche Hoheit unschicklicherweise zu liegen kam. Der Erzherzog meinte sofort darauf: „Sie hätten sich aber auch einen anderen Platz aussuchen können." „Allerdings," erwiderte ich, „aber ich liege nicht schlecht!" „Das auch noch, schlechte Witze," und dabei stehen wir, ohne uns geschädigt zu haben, auf und sahen nun zu, wie mittlerweile herbeigeholte Leute halfen, die Pferde auszuspannen und diese und den Wagen auf den Damm jenseits des Holzwagens zu bringen. Damit war wohl die Hoffnung ausgeschlossen, Seine Kaiserliche Hoheit den Erzherzog Wilhelm zu überholen. Aber wenn wir ihn auch nicht überholten, so holten wir ihn in Stockerau doch ein, denn vor Stockerau brach am Wagen des Erzherzogs Wilhelm — ich glaube — die Deichsel und er mußte infolgedessen abwarten, bis dieser Schaden in Stockerau soweit wie möglich gutgemacht werden konnte. Dieser Vorfall machte meinem Erzherzog einen großen Spaß. Die zwei Erzherzöge fuhren nun zusammen in dem zwar umgekippten, aber doch heil gebliebenen Wagen meines Erzherzogs nach Wien und der Adjutant des Erzherzogs Wilhelm, Hauptmann Koblitz, und ich in dem defekten Wagen schrittweise nach, wo wir, wenig erbaut von dieser Fahrt, aber gesund anlangten.

Eines zweiten humoristischen Vorfalles, der sich in Krems im Jahr 1857 ereignete, will ich hier auch noch vorgreifend gedenken. Wir kamen von einer Inspektionsreise von Salzburg über Linz und

von da per Dampfschiff nach Stein an der Donau. Seine Kaiserliche Hoheit stieg in Stein aus mit der Absicht, sofort in die Kaserne in Krems zu gehen, daselbst Alarm blasen und dann die Truppen ausrücken zu lassen, sie zu besichtigen und mit ihnen, nach seiner Angabe, Exerzitien vorzunehmen. Ganz erstaunt traf Seine Kaiserliche Hoheit in Stein am Landungsplatze den General Gläser mit einer großen Anzahl von Offizieren, welche ihn ehrerbietigst begrüßten. Nun erscholl der Pfiff am Dampfschiff als Zeichen von dessen Abfahrt. Generalmajor Gläser machte Seine Kaiserliche Hoheit darauf aufmerksam, es sei Zeit einzusteigen. „Ich will gar nicht einsteigen, ich bleibe da," meinte der Erzherzog, woraufhin sich das Gesicht des Generals insbesondere, aber auch die Gesichter aller anderen zusehends verlängerten. Diese gegenseitige Ueberraschung war tragikomisch. Erzherzog, General, Offiziere und ich wanderten nun zusammen zu Fuß in die Kaserne. Seine Kaiserliche Hoheit ging sofort ins Wachzimmer, um dem wachhabenden Offizier anzubefehlen, er solle sogleich Alarm blasen lassen. Der Offizier pflegte eben eines Nachtischschläfchens und mußte sich erst die Augen ausreiben, um zu wissen, wer vor ihm stehe und was dessen Begehren sei. Glatt ging es dabei nicht von statten, aber Alarm wurde geblasen und der Rummel in der Kaserne begann. Mittlerweile fragte mich der noch immer sehr erschrockene General: „Muß ich in Gala erscheinen?" Diese Frage erschien mir so komisch, daß ich, was ich jetzt bereue, zu ihm meinte: „Schön wär's!" Und richtig erschien er bald darauf in weißer Uniform mit roten Hosen und meldete sich stramm bei Seiner Kaiserlichen Hoheit. Dieser jagte ihn aber sofort wieder hinauf. Er möge sich, wie es die Vorschrift verlange, in die Dienstuniform kleiden und dann wieder erscheinen. Während diese Generalsmetamorphose vor sich ging, hatten sich die Bataillone und die Genieschulkompagnie, im Sinne der Alarmdisposition, in den Höfen der Kaserne aufgestellt. Nun erfolgte der Befehl Seiner Kaiserlichen Hoheit, es sollen dieselben auf den kleinen Exerzierplatz marschieren und sich dort zur Abnahme der Parade aufstellen. Das geschah. Der Erzherzog folgte zu Fuß nach und erwartete den Generalmajor. Dieser kam auch hoch zu Pferd, schwang schon seinen Säbel zur Meldung, konnte diese aber nicht erstatten, denn das Pferd beliebte seinen kurzen Galopp, bei Seiner Kaiserlichen Hoheit vorbei, fortzusetzen. Der Erzherzog schaute erstaunt dem General nach und meinte, zu mir gewendet: „Mir scheint, dem geht das Pferd im kurzen Galopp durch; warten wir, bis er umkehrt." Das geschah auch, aber nur um beim Erzherzog vorbei auf die andere Seite durchzu-

gehen und dabei sogar über einen Graben zu springen und sich so weit von der Truppe zu entfernen, daß Seine Kaiserliche Hoheit schon ungeduldig meinte: „Das ist schon zu dumm, fangen wir an!“ Die Truppe wurde gründlich besichtigt, was denn doch so viel Zeit beanspruchte, daß der Herr Brigadier sich und sein Pferd zu sammeln und schweißtriefend bei der Truppe zu erscheinen vermochte. Nun ging das Exerzieren los; der Herr General, ein auffallend schöner, militärisch aussehender Mann, hatte nie bei der Truppe gedient und bisher war ihm das Exerzierreglement ein sibyllinisches Buch gewesen, das ihm selbst das laute Einsagen seines gewandten Adjutanten nicht zu enträtseln vermochte, was Seine Kaiserliche Hoheit dem Adjutanten scharf bemerkte. In Bälde waren die Truppen derart durcheinander, daß nur ein gänzliches Auseinander- und Neuaufstellen sie wieder in die richtige Ordnung bringen konnten. Nun wurde noch, und zwar sehr gut, defiliert, und damit hatte die Inspektion ihr Ende erreicht, aber auch die Brigadierschaft des Herrn Generals, von dem ich aber doch sagen muß, daß er ein allgemein beliebter und geachteter Herr war. „Aber was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!“

Die Inspektionsreise im Sommer 1856 war, wenn auch in zwei Abteilungen ausgeführt, die größte, die ich mitmachte. Mitte Juli meldete sich Seine Kaiserliche Hoheit bei Seiner Majestät ab und erlaubte sich dabei zu betonen, daß er vor dem 18. August wieder in Wien eintreffen und der an diesem Tage stets statthabenden Parade beiwohnen werde. Seine Majestät soll ihm darauf erwidert haben, daß dies bei der so großen Ausdehnung der ins Reiseprogramm aufgenommenen Inspizierungen kaum möglich sein werde. Das war genug, um meinen hohen Herrn anzuspornen, die Reise, wenn möglich, in noch kürzerer Zeit durchzuführen. Die erste Abteilung des Reiseprogramms umfaßte Krakau, Przemysl, Lemberg, Zaleszczyki, Czernowitz, Radautz, von da über den Borgopaß nach Bistritz, Maros-Vasarhely, Kronstadt, Hermannstadt, Roter-Turm-Paß, Karlsburg, Arad, Temesvar, Pest, Wien. Soviel ich mich erinnere, trafen wir zwei Tage vor dem Geburtsfeste Seiner Majestät, am 16. August, in Wien ein, wohnten der üblichen Parade an diesem Tage bei, womit Seine Kaiserliche Hoheit sein Vorhaben eingelöst hatte. Um eine Reise von solcher Ausdehnung mit so vielen Besichtigungen verbunden in so kurzer Zeit, meistenteils im Wagen, durchzuführen, mußten öfters auch Reisen in der Nacht gemacht werden; dabei lernte ich schicklich eindämeln und sogar schlafen. Seine Kaiserliche Hoheit konnte sich im Schlafen gestatten, ab und

zu sich auch auf mich herabzuneigen. Das durfte ich ihm gegenüber natürlich nicht tun und mußte daher stets so sitzen, daß mir dergleichen nicht passieren konnte. Da man aber im Dusel des Schlafes nicht immer Herr seiner Handlungen und Bewegungen ist, bat ich mir vom Jäger Jeřabek für den Fall einer unschicklichen Bewegung, wenn er selbe bemerken sollte, einen kräftigen Stoß aus, um mich zum Bewußtsein zu bringen, damit ich die richtige Positur wieder annähme.

Was wir auf dieser Reise alles an vollendeten, im Bau begriffenen oder aufgegebenen, permanenten, provisorischen und Feldbefestigungen sahen und welches Urteil hierüber vom Erzherzog gefällt wurde, darf ich, sowie meine eigenen Ansichten darüber, nur in einem gewissen Maße zum Ausdruck bringen. Bis Debica fuhren wir mit der Eisenbahn. Von da ab per Wagen, ich glaube, bis Pest. Es herrschte oft eine glühende Hitze, die um so empfindlicher war, als Seine Kaiserliche Hoheit das Dach nur bei sehr starkem Regen aufklappen ließ. Dafür kamen wir beide als halbe Zigeuner nach Hause, und mir, der ich unvorsichtigerweise mich oft mit kaltem Wasser wusch, schälte sich die Haut über meiner Nase in förmlichen Fetzen ab.

Was übrigens Seine Kaiserliche Hoheit im allgemeinen über die Konzeption der neuen Befestigungsanlagen in Galizien dachte, erwähnte ich schon früher. Daß für mich diese Reise in geographischer, militärischer und fortifikatorischer Richtung von Interesse und großem Nutzen war, ist gewiß. Sehr interessant war auch der Besuch des Gestüts Radautz. Der ausgezeichnete Gestütsdirektor, Oberst Hermann, empfing uns mit allen seinen Untergebenen aufs festlichste, bequartierte und beköstigte uns ausgezeichnet und zeigte uns alles Sehenswerte seiner Gestütsherrschaft. Köstlich war es zu sehen, wie die jungen Fohlenherden, sobald sie des Obersten ansichtig wurden, sich auf ihn hinstürzten und von allen Seiten am Rocke beschnüffelten und zupften, weil er in den Taschen für sie immer Zucker vorrätig hatte. Schön war es auch, die Flucht einer Pferdeherde mit anzusehen und wie die Hüter mit ihren langen Peitschen im sausenden Galopp vorauseilten, um die flüchtige Herde zum Stehen zu bringen. Daß uns die schönen Hengste einzeln vorgeführt, gut gerittene Pferde vorgeritten und eine Stutendeckung gezeigt wurde, ist selbstverständlich. Von Radautz ging es mit vier Radautzer Pferden nach der nächsten Poststation Kimpolung, dann mit Postpferden über Valeputna bis Jakobeni. Der dortige reiche Eisenhammer- und Bergwerksbesitzer war von der Ankunft

Seiner Kaiserlichen Hoheit unterrichtet und hatte zu dessen Empfang, Abendessen und Nächtigung alles vorbereitet; aber Seine Kaiserliche Hoheit geruhten die Einladung zum sichtlichen Schmerze des Gutsherrn nicht anzunehmen, denselben nur mit einer huldvollen Ansprache und mit Dank auszuzeichnen und zu meinem und meines knurrenden Magens Leid weiter bis zur nächsten Poststation Dorna Watra zu fahren. Hier erwartete uns eine dicke Postmeisterin von überschwenglicher Unterwürfigkeit und kleidete den Postillion in das kostbarste Kostüm, das ihr zur Verfügung stand. Schön war es aber nicht. Hohe Stiefel hatte er nicht an, aber dafür nackte Füße, ungarische weite Beinkleider mit Fransen, ein langes Hemd, über dieses ein gelbes Gilet, einen roten Frack und einen Hut mit einem ganzen Wald von weißen und roten Federn. Er hatte auch das vorgeschriebene Horn, aber blasen konnte er es nicht. Als Seine Kaiserliche Hoheit der Wirtin befahl, vier Pferde anspannen zu lassen, meinte die dicke Postmeisterin, vier Pferde werden nicht genügen. Die Straße sei sehr schlecht. Aber der Erzherzog wollte von sechs oder gar acht Pferden nichts wissen. Es war schon abends und schon dunkel, als wir durch viel Geschrei und Peitschengeknall aus unserem Schlummer aufgeweckt wurden. Der Wagen saß fest im tiefen Schotter. Alle mathematischen Kombinationen, die vier Pferde zuließen, wurden versucht, um den Wagen aus seinem Schotterdilemma herauszubringen, was aber nicht gelang. Dabei war die Szene durch einen nahen Waldbrand hell beleuchtet. Also was machen? Jäger Ješabek meinte, es bleibe nichts übrig, als den Postwagen abzuwarten, der bald kommen müsse, dessen Pferde unserem Wagen vorzuspannen und so auf die Paßhöhe zu kommen. Mit einem unglaublichen Geschrei und Peitschengeknall kam die Post und damit die Hilfe für uns an. Acht Pferde zogen uns auf den Paß, dann gingen vier davon wieder zurück zu dem Postwagen und wir setzten von da die weitere Fahrt bis Bistritz mit unseren vier Pferden fort. Die Fahrt von Jakobeni bis Bistritz nahm die ganze Nacht und einen guten Teil des folgenden Tages in Anspruch. In Bistritz erkundigten wir uns, wie denn das käme, daß eine so unsinnige Menge Schotter auf der Straße aufgeführt sei? „Ja," sagte der Herr Postmeister, „der Herr Bezirkshauptmann hat befohlen, daß zur Strafe, weil die Gemeinden haben vier Jahre keinen Schotter hingebracht, sie nun den Schotter von fünf Jahren aufführen sollten." Ob in Bistritz übernachtet oder wieder weiter nach Maros-Vasarhely gefahren wurde, kann ich mich nicht erinnern. In Maros-Vasarhely wurden alle militärischen Objekte besichtigt. Von da

ging's auf dem kürzesten, aber dennoch langen Weg nach Kronstadt, woselbst wir am 6. August eintrafen und ich das große Vergnügen hatte, der Venezianerin Luise Kleinkauf, jetzigen Frau Wächter, mich durch einen Besuch in Erinnerung bringen zu können. Von Kronstadt fuhren wir nach Hermannstadt und von da zum interessanten Roten-Turm-Paß, den wir besichtigten. Karlsburg besahen wir genau, hatte es doch als Festung ein großes historisches Interesse, das durch die glänzende Belagerung, die es im Insurrektionskriege 1848/49, und zwar vom 26. März bis 26. Juli 1849, aushielt, bis in die Neuzeit reicht. Der vielfach unterbrochene Festungsbau hatte eine ungewöhnlich lange Zeit in Anspruch genommen, der Name Karlsburg rührte von Kaiser Karl VI., dem Begründer der Befestigung, her. Ich hatte mir wohl nie im Traume gedacht, daß ich mehrere Dezennien nach dieser Besichtigung von Karlsburg den Befehl erhalten würde, dasselbe kommissionell, unter meiner Führung, zum Zwecke eines größeren Entwurfes, in dem die alte Festung zu dessen Noyau sich herabdrücken würde, neuerdings begehen zu müssen. Glücklicherweise wurde die Ausdehnung, die dieser Entwurf durch die Gestaltung des Umterrains erhielt, so groß, daß man mit Rücksicht auf die oft angezweifelte Wichtigkeit Karlsburgs von vornherein wissen konnte, daß zu einer Befestigung von solcher Ausdehnung, im permanenten Stile noch dazu, nie geschritten würde. Das hätte wohl wieder viele Millionen beansprucht. Ueberhaupt wenn ich an all die Entwürfe denke, die durch meine und anderer Hände während meiner langen Dienstzeit gingen, so darf ich wohl sagen, daß es ein wahres Glück ist, daß auch hier die Suppen nie so heiß gegessen, wie sie aufgetragen werden.

Sehr interessant war mir die Besichtigung der neuen, von General Harrsch entworfenen schönen Festung Arad, deren Bau von 1765 bis 1790 dauerte. Ich habe nie schönere und trockenere Kasematten gesehen, trotzdem man damals die wasserdichten Ueberzüge der Gewölbe und deren Nachmauerungen, wie sie heute üblich sind, nicht kannte. Auch diese Festung spielte im Insurrektionskriege durch den Widerstand, den sie lange leistete, eine große Rolle.

Von Arad ging's nach Temesvar, einer neuen, netten und reinlich sich präsentierenden, dem Ansehen nach deutschen Stadt, die deshalb „Klein-Wien" genannt wurde. Auch diese gut im Stand gehaltene Festung hat sich im Jahre 1848/49 durch eine 107 Tage andauernde Verteidigung Lorbeeren errungen. Der Grundstein zu der neuen Befestigung wurde auch von Kaiser Karl VI. 1723 gelegt. Der Bau dauerte auch ziemlich lange, denn erst 1790

wurde er beendet, und was ist nun Temesvar? Eine offene Stadt. Von dort ging es, was man so nennt, im Galopp und mit Dampf auf der kürzesten Straße nach Wien zurück.

Leider stehen mir über den zweiten Teil der großen Inspektionsreise von diesem Jahre nur sehr wenige Aktenbehelfe zur Auffrischung meines Gedächtnisses hinsichtlich der Zeitdaten zur Verfügung. Auf die Tatsachen erinnere ich mich ganz gut, so auch, daß die Reise Anfang des Herbstes begonnen wurde. Sie umfaßte Triest, Venedig und sozusagen die meisten Befestigungen im lombardisch-venezianischen Königreiche, und auf dem Rückwege Innsbruck und Kufstein. Da das Eisenbahnnetz zu dieser Zeit weder in Oberitalien noch in Tirol vollständig war, so nahm der Erzherzog auch auf dieser Reise seinen Wagen mit. In Triest besichtigte Seine Kaiserliche Hoheit das Kastell und ein neues Werk, das jetzt auch schon verschwunden ist. Hier und in Venedig wurden die Direktionen inspiziert, ebenso Palmanuova. Dann ging's über Treviso, Vicenza nach Verona, Peschiera, Mantua, Legnago, welche letztere vier Festungen das in Europa bekannte und berühmte Festungsviereck bildeten. An diesem wurde im Jahre 1848 der sardinischen Armee, die im Vereine mit den Insurgenten die österreichische Armee aus der Lombardei zurückgedrängt hatte, Halt geboten. Von da aus ergriff nach erhaltenen Verstärkungen Feldmarschall Radetzky von neuem die Offensive und jagte die sardinische Armee unter ruhmreichen Schlachten und Gefechten, wie allgemein bekannt, wieder über die Grenzen zurück.

Die Besichtigung dieser vier Festungen, von denen ich die zwei ersteren schon kannte, war für mich von hohem Interesse, um so mehr, als in denselben, seit ich sie zum ersten Male sah, viel Neues entstanden war. Damals dachte ich wohl nicht, welche Rolle ich in Verona und Umgebung wenige Jahre später zu spielen berufen war. Auf der Fahrt von Verona nach Legnago passierte ein merkwürdiger Zwischenfall. Wir fuhren auf der prachtvollen Chaussee mit echt italienischen leichten Pferden in scharfem Trabe, als ich von Seiner Kaiserlichen Hoheit einen kleinen Stoß mit den Worten: „Schauen Sie, unser Rad!" erhielt. Damit lagen wir aber auch schon schief geneigt auf der vorderen Achse. Diese hatte ihre Büchse verloren. Das Rad hatte sich herausgewunden und war im Schwunge noch eine gute Strecke auf der Straße im schnellsten Tempo vor uns hergerollt, bis es endlich umkippte. Das sah Seine Kaiserliche Hoheit und hatte es mir in der Eile sogar noch zeigen können.

Weiter ging es dann über Mantua nach Peschiera und von da über Brescia und Bergamo teils mit Eisenbahn, teils mit Wagen

bis Treviglio und Mailand. In Mailand wurde die Geniedirektion inspiziert und von dort nach Monza gefahren, wo Feldmarschall Graf Radetzky im kaiserlichen Schlosse wohnte und sein Hauptquartier hatte. Radetzky war damals nahezu neunzig Jahre alt. Daß ich den alten ruhmreichen Feldherrn noch sehen konnte und der Ehre teilhaftig wurde, von ihm in ein Gespräch gezogen zu werden, zähle ich zu den feierlichsten Erinnerungen meines Lebens. Ich kann die Milde und Güte, die über dem Antlitze des alten Herrn waltete, nicht vergessen. Nie wurde mir klarer, wie dieser Mann mit Recht von der ganzen italienischen Armee mit „Vater Radetzky" tituliert wurde. Seine Kaiserliche Hoheit wurde, und damit auch ich, zur Tafel des Feldmarschalls geladen, an der sein ganzes Hauptquartier wie gewöhnlich teilnahm.

Von Monza fuhren wir nach Laveno, um daselbst die Bauten zu besichtigen, die für die Flottille des Lago Maggiore in den Jahren 1849—1853 von meinem lieben Freunde Hauptmann Steinitzer projektiert und ausgeführt wurden. Die Flottille auf diesem und dem Gardasee wie auf der Donau spielten damals unter Kommando des erst kürzlich verstorbenen Feldzeugmeisters Mollinari eine große Rolle. Seinem großen Organisationstalent ist die schnelle Entstehung dieser Flottille zuzuschreiben.

Weiter ging es per Wagen durch das Veltlin über Tirano, Bormio (Worms), das Stilfserjoch und Meran nach Bozen. Bei der Fahrt über das Stilfserjoch fror mich in dem offenen Wagen elendiglich, und ich verkühlte mich so tüchtig, daß ich in Bozen medizinieren mußte. Die Fahrt nach Bozen unternahm Seine Kaiserliche Hoheit, um daselbst seine Mutter, die Schwester des unglücklichen Königs Carlo Alberto, Witwe nach dem verstorbenen Erzherzog Rainer, ehemaligen Vizekönigs von Italien, zu besuchen. Der Erzherzog stellte mich der hohen Frau vor. Ich habe nie eine hoheitsvollere Erscheinung einer doch schon betagten Dame gesehen. Sie muß wohl sehr schön gewesen sein. Ihr Tod erfolgte bald darauf am 25. Dezember 1856. Es war ungemein wohltuend zu sehen, welche außerordentlich respektvolle Verehrung der Sohn seiner hohen Mutter erwies. Wir blieben einige Tage in Bozen und reisten dann über Innsbruck, dessen Geniedirektion noch inspiziert wurde, über Kufstein nach Salzburg.

Bei Besichtigung der jungfräulichen Festung Kufstein ereignete sich eine Episode, die mir unvergeßlich bleibt. Es wurden sämtliche Befestigungsanlagen und auch die Staatsgefängnisse innerhalb der Festung genau besichtigt. Seine Kaiserliche Hoheit ging hierbei mit

dem Festungskommandanten und einem Herrn vom Zivil voraus. Ich folgte mit dem Kerkermeister nach und fragte diesen: „Was für Verbrecher stecken denn hauptsächlich in diesen Zellen?“ Er meinte: „Politische.“ — „Kann ich denn nicht einmal in eine Zelle hineinsehen?“ Und indem er dies bejahte, schob er schon den Schuber eines Guckloches zurück, so daß man in die Zelle blicken konnte. Ich gewahrte einen eleganten Mann mit großem Bart darin, der an einem Tische sitzend schrieb. „Wer ist denn dieser Herr da drinnen?“ fragte ich. „O,“ sagte der Kerkermeister, „das ist der Graf Salis, der wegen Hochverrats verurteilt wurde.“ Seine Kaiserliche Hoheit, die das Gespräch gehört hatte, drehte sich um und meinte zu mir gewendet: „Mit Ihnen kann man scheint's keine Gefängnisse besuchen, da Verwandte von Ihnen darin sitzen.“ Mit diesem Verwandten hatte es folgende Bewandtnis. Von dem Zweige unserer Familie der Grafen Salis-Zizers lebt seit langer Zeit der jüngere Zweig in Veltlin beziehungsweise in Tirano. Die Mitglieder dieses Zweiges sind vollständige Italiener geworden, ohne im allgemeinen Antiösterreicher zu sein, nur ein Sohn, der Graf Ulisses, seines Berufes Zivilingenieur, wurde Mazzinist und schloß sich in hervorragender Weise an die revolutionäre Bewegung an, die Mazzini in den Jahren 1852—1853 im Mailändischen zu dem Zwecke in Bewegung setzte, das Land vom österreichischen Joche zu befreien. Das Komplott wurde entdeckt und die hervorragendsten Mitglieder desselben wegen Hochverrats angeklagt. Vom erwähnten Graf Ulisses Salis verbreitete sich in Graubünden das Gerücht, er werde vom Strafgericht in Mantua wahrscheinlich zum Tode verurteilt werden. Infolgedessen begab sich eine Kommission der Familie zum Feldmarschall Radetzky, um diesen in Ansehung unserer Familie, von der so viele in Oesterreich dienten und hohe Stellungen bekleideten, zu bitten, Gnade für Recht ergehen zu lassen und von der allfälligen Verhängung einer Todesstrafe absehen zu wollen. Das Urteil des Mantuaner Strafgerichtes ließ lange, bis 29. Mai 1855, auf sich warten und lautete, nebst Entziehung des Ausübens des Zivilingenieurdienstes, Verlust des Adels und des Grafentitels, auf fünf Jahre Gefängnis. Nach Fällung des Urteils wurde der Verurteilte nach Kufstein abgeführt. Graf Salis hatte sich am 20. März 1850 mit Therese Calvi, der Tochter eines bekannt enragierten Mazzinisten, vermählt, und wahrscheinlich dürfte dieser Umstand auf seine revolutionäre Gesinnung stark eingewirkt haben. Die unglückliche junge Frau gebar kurz vor der Arretierung ihres Mannes eine Tochter Maria Felicitas. In ihrer verzweifelten Lage unternahm sie im

Jahre 1855 viermal Schritte, um die Begnadigung ihres Mannes zu erreichen. Sie erreichte sie aber erst am 5. Dezember 1856, und ihr Gatte wurde hierauf schon zwei Tage später aus der Festungshaft entlassen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen günstigen Umstand der Fürsprache von Mitgliedern der gräflichen Familie Salis-Zizers, die zu dieser Zeit in Wien und zum Teil in hohen Stellungen waren, zuschreibe. Im Jahre 1858 erlangte Ulisses Salis infolge eines Majestätsgesuches auch wieder das Recht zum ausübenden Zivilingenieur. Die Zurückversetzung in den Grafenstand wurde ihm aber nicht zuerkannt. Das letztere war für ihn, der keine männlichen Nachfolger besaß und 1859 in italienische Dienste trat und da ihm von der italienischen Regierung sein Adel nicht bestritten wurde, von keiner weiteren Bedeutung. Es scheint im Gegenteil, daß seine politische Haltung gegen Oesterreich ihm in seiner künftigen Karriere eher zum Nutzen gereicht habe, denn er brachte es in seiner Dienstkarriere als Zivilingenieur zu den höchsten Stellungen, in denen er, soviel ich weiß, bis zu seinem am 26. Juni 1893 erfolgten Tode blieb. Er erreichte das Alter von 74 Jahren.

Merkwürdig ist es auch, daß ich auf dieser Inspektionsreise, bevor wir nach Kufstein kamen, wo sich das eben Beschriebene ereignete, die unglückliche Frau des Ulisses Salis flüchtig sah. Wir mußten in Tirano Pferde wechseln. Der Post gegenüber liegt ein schöner alter Palast. Ich sah mir denselben an und erblickte oberhalb des Portales das Salissche Wappen und zeigte dies Seiner Kaiserlichen Hoheit, der darauf bemerkte: „In Veltlin sieht man es ja überall.“ Links vom Eingangsportal saß auf einer hölzernen Bank eine schwarzgekleidete, noch junge, hübsche Dame. Auf Befragen eines Bediensteten der Post, wer diese Dame sei, erhielt ich zur Antwort: „Die Gräfin Salis.“ Es war die Frau des Ulisses.

In Salzburg wohnten wir im kaiserlichen Schlosse, bei der vierten Frau des Kaisers Franz, Karolina Augusta, Prinzessin von Bayern, welche außerordentlich liebenswürdig, gesprächig und geistesfrisch war. Es war nicht das letzte Mal, daß wir bei der als Kaiserin-Mutter bekannten hohen Frau zu Gaste waren. Sie starb am 9. Februar 1873 in einem Alter von 81 Jahren. — Von Salzburg kehrte Seine Kaiserliche Hoheit direkt nach Wien zurück, womit der zweite Teil der großen, für mich sehr interessanten Inspektionsreise zu Ende war.

Zu Kufstein nochmals zurückkehrend, erwähne ich noch, daß wir daselbst die zwei neuen im Bau begriffenen Befestigungswerke, die zur Verteidigung der neuen Eisenbahn dienen sollten, gründlich be-

sahen. Sie hatten keinen sehr langen Bestand. Ich sah sie zwar noch Ende der sechziger Jahre, wo ich Befestigungsbaudirektor von Südtirol war, anläßlich einer Reichsbefestigungsbaukommission, die unter Führung des Reichsbefestigungsbaudirektors, meines Schwagers Baron Scholl, den Auftrag hatte, diesen wichtigen strategischen Einbruchspunkt eingehend zu besichtigen und noch eingehender zu befestigen, d. h. auf dem Papier. Denn die Befestigungsanlagen, die von dieser Kommission beantragt wurden, wuchsen zu einem großen verschanzten Lager an, zu dessen Ausführung wohl kein Staat der Welt das Geld hergegeben hätte. Zum Glück oder Unglück, wie man will, gehen aber oft die strategischen Punkte spazieren, bauschen sich zeitweise zu hoher Wichtigkeit auf, um dann wieder in ihr allzu großes Nichts zurückgedrängt zu werden. So ging es auch im Laufe der Zeit mit Kufstein; die große Verschanzung des Lagers wurde ad acta gelegt. Die Türme, die nie armiert wurden, verschwanden auf dem Lizitationswege gegen Abbruch. Das Material davon wurde wahrscheinlich zu wohltätigen Zwecken verwendet. Die alte jungfräuliche Festung verlor ihren Festungskommandanten, die Stadt ihr Platzkommando und ihre Garnison, und von allem blieb nichts übrig als die Gefängnisse. Aehnliches wie mit Kufstein erlebte ich aber auch noch anderwärts und zu anderen Zeiten. Es ändern sich eben Zeiten, Menschen und Ansichten. Interessant wäre es, wenn jemand einen Strategometer erfinden würde, der in auf- und absteigenden Kurven den obigen Wechsel vorzeichnete.

Der Wechsel machte sich aber nicht nur in strategischen Ansichten bemerkbar, er trat auch in anderen Sachen auf, und zwar gerade zu der Zeit, als ich Adjutant bei Seiner Kaiserlichen Hoheit war. So zum Beispiel wollte man die k. k. Genie- und Artillerieakademie nebst zugehörigen höheren Kursen nach Wiener-Neustadt verlegen und für diesen Zweck einen kolossalen monumentalen Bau ausführen, in dem die Akademien mit all ihrem Zubehör unterzubringen gewesen wären. Mein Schwager Scholl wurde mit der Projektsverfassung betraut. Das ganz ausnehmend schöne, großartige und, wie ich glaube, auch zweckentsprechende Projekt erhielt die Allerhöchste Sanktion. Bald darauf wurde zu den Vorarbeiten des Baues geschritten. Diese bestanden in Etablierung, ja sogar Neuauffindung von Steinbrüchen, darunter Marmorbrüchen, und in der Herstellung von Marmorsäge- und -schleifwerkstätten, im Bau von Transporteisenbahnen aus den Steinbrüchen zu den Werkstätten und dem Bauobjekt, dann in der Kanalisierung eines Baches für den Betrieb der Werkstätten und den Bedarf an Wasser. Mittlerweile wurden in

der Kanzlei die Detailpläne, soweit sie vorderhand nötig waren, ausgearbeitet, Kontraktpreise aller Art zusammengestellt und Kontrakte abgeschlossen. Endlich wurde der Bau begonnen, die Fundamente ausgehoben und ihre Ausmauerung ins Werk gesetzt. Das alles zusammen war eine Riesenarbeit und verschlang sehr viel Geld, ehe der Beschauer vom Baue oberhalb der Fundamente etwas sah. Diese Umstände wie die Furcht vor den kolossalen Ausgaben des nach und nach auf einen Zeitraum von zehn Jahren festgesetzten Baues veranlaßten, im Vereine mit einem persönlichen Antagonismus von seiten maßgebender Persönlichkeiten gegen den Bauleiter, meinen Schwager Baron Scholl, alle Hebel in Bewegung zu setzen, den Bau als nicht nötig, zu teuer, ja unsinnig darzustellen. Seine Kaiserliche Hoheit sah in diesem ganzen Vorgang eine große Blamage, die der Bauleiter und indirekt die ihm unterstehende Geniewaffe erlitt. Er war im Innern dem Bauleiter gut gesinnt, weniger den Antagonisten, unter denen der Chef seines Präsidialbureaus voranstand. Seine Kaiserliche Hoheit übertrug nun diesem, und ich glaube nicht ohne Absicht, die Neuverfassung des Projektes, ohne ihn von den Präsidialgeschäften zu entheben. Damit saß der betreffende Herr Oberst stark in der Klemme. Wo konnte er die Zeit finden, ein neues Projekt zu machen, zu dem ihm übrigens, nach meiner Ansicht, auch um so mehr die Fähigkeiten abgingen, als die Umänderung solcher Pläne meist schwieriger ist als die Neuverfassung. Diese Umstände trugen, trotzdem Erwähnter ein neues Projekt vorlegte, das nicht sonderlich gefiel, dazu bei, daß man von der Ausführung des Baues ganz absah. Es waren somit die Mühe, Arbeit und die Geldausgaben von einigen Jahren umsonst gewesen, und schließlich wurde alles, was gemacht worden war, demoliert und ausgegraben. Wozu der große Vorrat an gesägten und geschliffenen Marmorfassadeblöcken nachher verwendet wurde, ist mir nicht bekannt. Der geniale Bauleiter, der mittlerweile Oberstleutnant geworden war, wurde schon vor Auflösung seiner Baudirektion als Kommandant des 7. Geniebataillons nach Verona geschickt und konnte sich daselbst mit Exerzieren, Sappe- und Minenarbeiten vergnügen, auf die er sich ebensogut verstand wie auf die früheren Baubeschäftigungen, ja er lebte sich derart in die neue Stellung und die neuen Arbeiten ein, daß er auch auf diesem Gebiet sich als Erfinder mit Erfolg betätigen konnte. Merkwürdig heiter war es, daß die drei Direktoren in Wiener-Neustadt Knoll, Scholl und Roll hießen. Der erste war Militärakademiedirektor, der zweite Akademiebaudirektor, der dritte — Theaterdirektor.

Ich weiß nicht, soll ich mich freuen oder muß ich traurig sein, daß mein Gedächtnis für komische Ereignisse sich so gut erweist. Die nachfolgende Episode verdankt freilich den komischen Anstrich mehr meiner Handlungsweise als sich selbst, da der Vorfall wenigstens für die unmittelbar Beteiligten mehr zur Tragik neigte. Als ich eines Tages wie gewöhnlich früh in die Kanzlei kam, stürzte mir der Türhüter förmlich mit verstörtem Gesicht entgegen und raunte mir geheimnisvoll zu: „Wissen Sie schon, Herr Hauptmann, das Fort X. in Krakau ist eingestürzt." — „Ah was," sagte ich, „Larifari, das wird wieder so eine aufgebauschte Ente sein." — „Nein, nein," sagte der Türhüter, „die dienstliche Anzeige ist schon hier." Ich schnallte ab und ging zu meinem Schreibpult und fand da, wie häufig, den Partezettel eines hohen, selig in dem Herrn entschlafenen Militärs vor. Wie ein Blitz durchfuhr es mich, meinem hohen Chef in solcher Form die Mitteilung über das in Krakau Passierte vorzulegen, ehe es ihm dienstlich gemeldet wurde. Ich klebte den schwarzen Rand des Partezettels auf ein weißes Velinpapier und schrieb in Fraktur eine förmliche Todesanzeige, in der es hieß, daß das Fort Soundso nach langem, innerlichem Leiden und trotz aller Unterstützung, die ihm von innen und außen zuteil wurde, schließlich doch an der angeborenen Konstruktionsschwäche zusammengesunken und selig in dem Herrn entschlafen sei, bat um möglichst stille Teilnahme, verbat mir alle Kränze und jedwede Begleitung, lud aber alle Freunde und Bekannte des Verkrachten zur Teilnahme an den heiligen Seelenmessen ein, die in Krakau und Wien (natürlich von dem Geniedirektor in Krakau und seinem Bruder in Wien und deren Anverwandten) feierlichst am xten gelesen werden. Dies Parte legte ich Seiner Kaiserlichen Hoheit auf den Schreibtisch. Bald nachdem er angelangt und in sein Zimmer eingetreten war, hörte ich ein Kichern und Lachen und zu gleicher Zeit die Schelle für mich ertönen. Er fragte mich: „Ja, ist das wahr? Ich habe dienstlich noch nichts erhalten." Ich erwiderte: „Das wird schon kommen." Dann sagte er: „Der Partezettel ist famos, lassen Sie ihn zirkulieren," legte ihn halbbrüchig zusammen und schrieb eigenhändig darauf: Präsentiert am .. ten 18 .. (versteht sich, daß mir diese Ziffern entfallen sind). Darauf ad circulandum und darunter diejenigen Herren unserer Waffe, denen er die Todesnachricht auf diese Art bekanntgeben wollte. Das war die komische Seite, der die tragische der Berichterstattung, der Untersuchung und der vielen Schreibereien folgte. Schuld war wie gewöhnlich eigentlich niemand als der endlose Regen, der die Erde auf dem Kranken so an Gewicht hatte anwachsen lassen, daß er eben erdrückt wurde.

Im Jahre 1857 unternahm Seine Kaiserliche Hoheit noch verschiedene Inspektionen; die erste im Juni oder Juli umfaßte bloß die Geniebataillone und die Geniedirektion in Ofen-Pest und die in Komorn. Bei der Ausrückung der drei Geniebataillone erging es dem Geniechef und Brigadier Generalmajor Adolf von Pott ganz gut. Seine Kaiserliche Hoheit war sehr befriedigt. Weniger gut erging es dem Genannten aber später. Der Erzherzog wußte, daß der Herr General noch keine Zeit gefunden hatte, die Festung Komorn, die in sein Geniechefsterritorium gehörte, zu inspizieren. Als nun der Herr General Seine Kaiserliche Hoheit frug: Ob er mit nach Komorn fahren solle, erfolgte die Antwort: „Natürlich, wenigstens lernen Sie dabei Komorn kennen." Der Herr Generalmajor setzte sich zwar in den gleichen Eisenbahnzug, nicht aber in das Coupé Seiner Kaiserlichen Hoheit, in das zu steigen er nicht eingeladen worden war. Beim Aussteigen in Neuhäusl meldete sich der Herr Generalmajor förmlich mit der Anfrage, ob er nachfahren solle. „Nein," erwiderte Seine Kaiserliche Hoheit, „im Gegenteil, fahren Sie voraus und so schnell wie möglich, um uns in Komorn zu empfangen." Das gelang aber dem Herrn General, obwohl der Erzherzog mit seiner Abfahrt von Neuhäusl zuwartete, um dem Herrn General einen Vorsprung zu lassen, doch nicht. Ungefähr auf halbem Wege holten wir den Herrn General in einem sehr desolaten Zustande ein. Er hatte das Unglück gehabt, daß sein Wagen umstürzte und ihn in einen nassen, schlammigen Graben warf. So sah wohl nie ein General aus, der sich bei einer Kaiserlichen Hoheit meldete. Mir tat es wirklich leid um den Herrn General, aber den Erzherzog amüsierte der Vorfall und er fragte lachend: „Haben Sie schon so etwas gesehen und erlebt?"

Die Inspizierung in Komorn fiel glatt aus. Ich war zum ersten Male dort und es interessierten mich die alte Festung, die schöne Palatinallinie und das eben im Bau begriffene große Fort am Sandberg, welches der geniale Oberst Maly projektiert hatte, ungemein. Nach dessen allgemeinem Projekt für Komorn hätte freilich daselbst noch vieles gebaut werden müssen. Doch manches davon wurde nie ausgeführt.

Die größte Reise im August umfaßte Olmütz, Krakau, Tarnow und Prerau. Olmütz war zu dieser Zeit noch im strategischen Aufschwung und die äußere Befestigung sollte noch eine Erweiterung erfahren. Seine Kaiserliche Hoheit besichtigte infolgedessen nicht nur das Bestehende, sondern auch das Umterrain, welches zur Erweiterung der Festung in Aussicht genommen war, sehr genau. Von

Genietruppen lag damals kein Bataillon in Olmütz. Auch in dieser Hinsicht traten im Laufe der Zeit manche Aenderungen ein.

Anders stand es mit dem strategischen Wert von Krakau. Seit Polen dem österreichischen Staate einverleibt wurde, war man ununterbrochen bestrebt, nach verschiedenen Projekten die Befestigungen zu vervollständigen, zu erweitern und zu permanieren. Oberst Kornelius Ritter von Wurmb hatte ein Projekt über die Erweiterung und Permanierung des Platzes ausgearbeitet, nach welchem ziemlich zielbewußt viele Jahre vorgegangen wurde, das aber mit der Zeit auch wieder ganz bedeutende Erweiterungen erhielt, bis es auf den jetzigen Befestigungsstandpunkt kam. Die Begehung und Besichtigung der Umgebung und der Befestigungen von Krakau sowohl wie von Olmütz waren für mich von hohem Interesse, sollte ich doch in späteren Jahren als Geniechef in Lemberg und Generalgenieinspektor noch vieles mit ihnen zu tun bekommen. In Krakau standen damals das 2. und 4. Geniebataillon unter zwei bewährt guten Bataillonskommandanten; Seine Kaiserliche Hoheit war von den Leistungen dieser zwei Bataillone in jeder Beziehung zufriedengestellt. In Tarnow und Prerau waren Hochbauten im Zuge, die besichtigt wurden.

Von der Krakauer Reise möchte ich noch einer kleinen humoristischen Episode Erwähnung tun. Wir sollten über eine Brücke fahren. Oberst von Wurmb ließ vor der Brücke den Wagen halten, Seiner Kaiserlichen Hoheit bemerkend, er müsse dieselbe, da sie vielleicht baufällig sein könnte, untersuchen, besah sie gründlich von oben und unten, stellte sich dann jenseits der Brücke auf und rief dem Kutscher zu, er könne ruhig fahren. Seine Kaiserliche Hoheit meinte zu mir gewendet: „Ja, weil er drüben sicher geborgen ist.“

Die dritte Reise im Oktober war etwas größer und berührte Semlin, Belgrad, Peterwardein, Kamenitz, Mitrovica, Rača, Essegg, Dalia und ging über Pest nach Wien zurück. Obwohl der größte Teil dieser Reise per Dampfschiff und Eisenbahn geschah, so nahm Seine Kaiserliche Hoheit für die Fahrten zwischen Drau, Sau und Donau doch den Reisewagen mit. Die Fahrt von Pest donauabwärts ist höchst langweilig; erst gegen Semlin-Belgrad überrascht einen die Großartigkeit der zwei sich dort vereinigenden Flüsse, der Save und Donau. In Semlin inspizierte Seine Kaiserliche Hoheit die Geniedirektion. Dann wurde mit dem österreichischen Konsul in Belgrad, welcher Seiner Kaiserlichen Hoheit Aufwartung gemacht hatte, über die Donau gefahren und in Belgrad dem türkischen Pascha und Festungskommandanten ein Besuch abgestattet, wobei

der erwähnte Konsul, der Oberst eines Grenzregiments war, den Dolmetscher abgab. Der Fürst von Serbien war in Belgrad nicht anwesend, der Pascha empfing Seine Kaiserliche Hoheit am Ufer, geleitete ihn in seine Wohnung und traktierte uns mit dem unvermeidlichen Tschibuk, Kaffee und Süßigkeiten. Mittlerweile hatte sich die ganze dienstfreie türkische Garnison auf dem Exerzierplatz aufgestellt. Der Erzherzog, der Pascha, der österreichische Konsul und das Gefolge gingen zu Fuß auf den Exerzierplatz. Hinter uns folgten die Tschibukträger. Seine Kaiserliche Hoheit nahm die Parade ab, und nun begannen die Exerzitien, Handgriffe, etwas Bajonettfechten und das Defilieren, wobei Tschibuks angezündet wurden. Diese rauchend, sahen wir dem militärischen Schauspiele zu. So schlecht es bei der türkischen Truppe, was die Adjustierung betrifft, auch aussah, so vorzüglich war die Mannschaft und das, was sie ausführte. Die Handgriffe, das Bajonettfechten und Defilieren waren überraschend exakt und gut. Der Pascha schien über das Lob, das Seine Kaiserliche Hoheit spendete, sichtlich erfreut zu sein. Dann ging's wieder in die Wohnung des Paschas, woselbst abermals Kaffee und Süßigkeiten serviert wurden. Als wir zum Ufer zurückkehrten, kam eben unter üblichem Geschrei und Peitschengeknall im schärfsten Tempo zu Pferde die österreichische Post von Konstantinopel an. Sie ward vom österreichischen Konsul vorläufig pro forma in Empfang genommen, und es wurde von ihm darüber dann weiter disponiert. Der Konsul überreichte Seiner Kaiserlichen Hoheit und mir bei der Weiterreise mehrere Okkas sogenannten Sultanstabak, die wir gewissenlos nach Semlin schwärzten.

Weiter ging's per Dampfschiff donauaufwärts nach dem geschichtlich berühmten Peterwardein, das im Jahre 1848/49 im Gegensatz von Karlsburg, Arad und Temesvar von uns belagert werden mußte, weil es gleich bei Beginn der Revolution in den Besitz der Ungarn gekommen war. Die Belagerung unsererseits dauerte bis zum 6. September 1849, an welchem Tage die Festung von den Oesterreichern besetzt wurde. Die Besichtigung dieser Festung interessierte mich ungemein. Wer für die Entstehungsgeschichte unserer alten Befestigungen ein besonders lebhaftes Interesse hat, möge in der schon einmal erwähnten „Geschichte der Geniewaffe" Nachlese halten und zwar im zweiten Teil, Seite 707 bis 748. Zur Zeit, als Peterwardein in die Hände der Ungarn geriet, war daselbst Major Johann Ritter von Steeb Geniedirektor. Das Minensystem in Peterwardein ist eine großartige Anlage, und um die nötige Kenntnis darüber zu erlangen und es bei einer Belagerung zur Verteidigung

ausnutzen zu können, ist eine Kenntnis der Pläne notwendig. Das wußte der Geniedirektor sehr gut, und es war daher seine Pflicht, bei Uebergabe der Festung dafür zu sorgen, daß wenigstens die Pläne der Minen, die allerorts, wo solche bestehen, ein strenges Geheimnis bleiben sollen, den Feinden nicht preisgegeben würden. Dazu verhalf ihm seine mutige und aufopfernde Frau, indem sie die Pläne dadurch für uns rettete, daß sie sie unter ihren Kleidern verbarg und so die Festung verließ. Im Falle eines Minenkrieges bei der Belagerung der Festung durch die österreichische Armee hätte diese Tat zu großer Wichtigkeit gelangen können.

Mit dem Verlassen von Peterwardein nach dessen eingehender Besichtigung betrat ich für meine Person zum ersten Male die Militärgrenze. Ohne mich in Details über ihre Organisation zu jener Zeit einzulassen, erwähne ich nur, daß selbige bis ins Mittelalter zurückreicht. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann die feste Gliederung der Militärgrenze, indem zwischen 1746 bis 1851 zur Grenzbewachung der Landesgrenze Oesterreichs gegen Süden in der Ausdehnung von der Kulpa bis an die Ostgrenze von Siebenbürgen 18 Grenzregimenter und ein Czaikistenbataillon nebst einigen Serezanerabteilungen (Rotmäntler) aufgestellt waren. Zur Zeit, als die Inspektionsreise Seiner Kaiserlichen Hoheit stattfand, waren die vier Szekler Grenzregimenter schon in Linieninfanterieregimenter, die Czaikisten in das Titler Infanteriebataillon umgewandelt und die Militärgrenze in Generalate, Regimentskommandogebiete und Kompagniedistrikte eingeteilt, denen die ganze Grenzgebietsverwaltung nach jeder Richtung nebst einer großen ausgedehnten Jurisdiktionsmacht zufiel. So blieb die Militärgrenze, bis durch Allerhöchste Entschließung im Jahre 1869 die Auflösung derselben dekretiert wurde. Im Jahre 1873 war diese Auflösung durchgeführt und die Militärgrenze ging staatsrechtlich im ungarischen Staate auf. Was ich in der Militärgrenze sah, erregte um so mehr meine volle Bewunderung, als ich in den Teilen von Ungarn, die ich bislang mit Seiner Kaiserlichen Hoheit gesehen hatte, so ziemlich das Gegenteil gefunden hatte. Die Straßen in der Militärgrenze waren in musterhaftem Zustande. Die Anlage der einzelnen Dörfer war dadurch, daß beinahe jedes Haus seinen Garten hatte, zwar etwas ausgedehnt, aber eben deshalb gewiß in sanitärer Beziehung vorzüglich, die Häuser luftig und licht. Alles, was ich an öffentlichen Gebäuden, Schulen, Gemeindehäusern, Kirchen und Spitälern sah, war in vorzüglichem Stande. Die Elementarschulen waren so gut, daß man sagen konnte, es gäbe in der Militärgrenze keine Analphabeten.

Dem Schönschreiben wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, im Gegenteil zur Jetztzeit, wo die Köchinnenschriften an der Tagesordnung sind und selbst gebildete Menschen so unleserlich schreiben, daß zur Enträtselung ihrer Schrift oft ein Hieroglyphendeuter notwendig ist. Was hatten und haben noch heutzutage die alten Generale, die aus der Militärgrenze hervorgingen, und es sind deren viele und mit Ruhm bedeckte, für schöne Handschriften!

In Kamenitz besahen wir das neue Obererziehungshaus, bei dem mir die Einteilung im rückwärtigen Mittelrisalit auffiel, welches auf einer Seite der Stiege Aborte, auf der anderen die Kapelle enthielt, ein Visavis, welches mein ästhetisches Baugefühl kränkte.

Weiter ging's nach Mitrovica, wo für Seine Kaiserliche Hoheit im Hause eines reichen Schweinegroßhändlers Nachtquartier bereitet war. Am Tore wurde Seine Kaiserliche Hoheit vom Besitzer und dessen Frau feierlich empfangen. Ihr Töchterchen übergab Seiner Kaiserlichen Hoheit ein Riesenbukett und hielt ihm eine Ansprache in Versen. Dann begleitete das Ehepaar den Erzherzog durch die hellerleuchtete Flur und Stiege in die wirklich schönen Appartements, die ebenfalls hell erleuchtet und mit Blumen geschmückt waren. Merkwürdig, daß ich ein Vierteljahrhundert später dieses Mädchen als Frau des in Stolac residierenden Brigadiers, der mich und meine Begleitung als Generalgenieinspektor in sein schönes türkisches Haus zu Gaste lud, wiedersah.

Von Mitrovica fuhr Seine Kaiserliche Hoheit nach der alten Festung Rača, die an der Einmündung der Drina in die Sau zur Deckung der dortigen Schiffahrt seinerzeit bestand, um selbige als interessantes geschichtliches Objekt anzusehen. Die Erbauung der Festung datiert vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und es wurden gewiß nicht bald für eine kleine Festung so viele Projekte ausgearbeitet und verworfen, in ihr gebaut und umgebaut, um sie schließlich aufzulassen.

Die nächste Geniedirektion, die inspiziert wurde, war die Festung Essegg, welche jetzt eine offene Stadt ist. Von da ging's per Dampfschiff drauabwärts bis in die Donau, und auf dieser stromaufwärts bis Pest und per Eisenbahn nach Wien zurück.

Im Sommer 1858 umfaßte die Inspektionsreise Agram, Karlstadt, die Feste Czettin, Fiume, Pola, Triest, Palmanuova, Malborghetto, Predil, Klagenfurt, und dann ging es über Marburg per Eisenbahn nach Wien. Um die Beschreibung der Inspektionsreisen nicht weiter auszudehnen, will ich nur das mir am besten im Gedächtnis Gebliebene erzählen.

Von Karlstadt fuhren wir südlich gegen die Feste Czettin an der türkischen Grenze. Da der letzte Teil des Weges dahin für die Fahrt im Reisewagen Seiner Kaiserlichen Hoheit nicht geeignet war, so mußten wir diesen Teil zu Pferde zurücklegen. Zu diesem Behufe erwarteten uns an dem Punkte, wo wir aus den Wagen steigen mußten, etwa zwölf Serezaner unter Anführung zweier ihrer Unteroffiziere in ihrer wirklich malerischen Tracht, natürlich bis an die Zähne bewaffnet, und boten Seiner Kaiserlichen Hoheit und mir, ersterem einen prachtvollen kleinen Schimmel arabischer Abkunft und mir einen sehr netten Braunen, zum Reiten an. Das Pferd Seiner Kaiserlichen Hoheit war sehr schön aufgezäumt und mit einem reichverzierten echten türkischen Sattel ausgestattet. Obwohl die Inspektion im tiefsten Frieden geschah, so ordnete der Führer doch eine Vorhut aus zwei Mann an, natürlich mit geladenen Gewehren und gespanntem Hahn. Der Antritt des Rittes erfolgte unter Abschießen der zwei Gewehre der Vorhutmänner, wodurch die friedliche Inspektion einen kriegerischen Anstrich erhielt. Dann wurde flott im Trab weitergeritten. In zirka eineinhalb Stunden waren wir bei der besetzten Feste angekommen und Seine Kaiserliche Hoheit empfing die Meldung des Kommandanten. Die Feste ist gar nicht so klein, mit Mauern umfaßt, die von Rondells bestrichen sind, und hat innerhalb ziemlich viel Unterkunftsgebäude, einen großen Hof mit Zisterne, außerhalb einen Graben und eine Erdkonterescarpe. Es waren vor einigen Jahren noch Bauten in der Feste vorgenommen worden, die Seine Kaiserliche Hoheit besichtigen wollte. Nun liegen die Pläne dieser Feste, wie jene so vieler anderer, zur Erinnerung dessen, was da war, im geschichtlichen Teile des Archivs, wohin wir alle, wenn auch in anderer Weise, nach kurzem Lebensdasein hinterlegt werden.

Nach Karlstadt zurückgekehrt, fuhren wir von dort nach Fiume. Der letzte Teil dieser Fahrt ist landschaftlich sehr schön und vor Fiume geradezu romantisch. Der Weg führt durch enge Schluchten. In Fiume wurde übernachtet und in aller Frühe aufgebrochen, um an demselben Tage noch Pola zu erreichen. Seine Kaiserliche Hoheit schlug den Weg von Fiume über Volosca, Abbazia, Lovrana, Moschenizze, Fianona ein, bog von da nach Norden ins Innere von Istrien ab, fuhr nach Mitterburg (Pisino) und von da nach Pola, wo wir abends anlangten.

Wieviel hat sich seither auf der Strecke Volosca—Lovrana geändert. Es ist eine von Volosca bis Lovrana beinahe zusammenhängende Villenstadt geworden, Kurorte, in denen sich im Winter und Sommer von aller Herren Länder zahlreiche Gäste einfinden, die

diese schöne Riva teils aus Gesundheitsrücksichten, teils um sich zu unterhalten, aufsuchen. Zu der Zeit, als Seine Kaiserliche Hoheit diese Strecke durchfuhr, war Volosca ein armer Ort. In Abbazia bedeckten Lorbeerwälder große Strecken, nur eine nennenswerte Villa, „Angiolina", lag mitten in einem Lorbeerpark. Weiter befanden sich dort noch die sogenannte Abtei mit der Kirche und sonst nichts, als einige Bauernhäuser am Südgelände des Monte Maggiore. Wer hätte damals denken können, daß diese Küste im Verlauf von 40 bis 50 Jahren einen solchen Aufschwung, dessen Ende noch nicht absehbar ist, erreichen würde. Und wie schön ist es jetzt längs dieser Küste! Ich begreife, daß so viele, die einmal dort waren, immer wiederkehren, sei es, um den Winter oder doch einen Teil davon da zu verbringen oder im Sommer Bäder zu nehmen. Trotz der großen Hitze ist auch im Sommer der Aufenthalt in Abbazia gegenüber anderen Küstengebieten in derselben geographischen Breite angenehm, weil der Monte Maggiore dafür sorgt, daß Abbazia schon zeitlich gegen Abend im Schatten steht. Dazu kommt, daß auch die Seebäder von abkühlender Wirkung sind und daß man nachts weder von Mücken noch von anderem Ungeziefer geplagt wird. Namentlich letzteres ist ein gar nicht genug zu schätzender Vorzug. Das werden alle zugestehen, die im Sommer zum Beispiel in Venedig leben oder leben müssen und Nacht für Nacht Kämpfe mit den unleidlichen blutsaugenden Papadaci durchzufechten haben.

Der ansteigende Weg längs der Küste bis zu dem Punkte, wo er nach Norden gegen das Innere von Istrien abzweigt, ist bezaubernd schön. Dann allerdings nimmt die Schönheit schnell ab, denn das Innere von Istrien ist nur oasenartig fruchtbar und landschaftlich schön. Interessant ist die Stadt Mitterburg (Pisino), die zum Teil von wilden Schluchten, die man da keinenfalls ahnt, umgeben ist.

Die Fahrt nach Pola dauerte lange, und wir kamen recht müde an. In Pola inspizierte Seine Kaiserliche Hoheit eingehend alles, was die Geniedirektion betraf und zu ihr gehörte. Er beging auch die ganze Strecke der hügeligen Linie, auf die die schon damals in Aussicht genommenen Gürtelwerke hätten kommen sollen. Bis sie kamen und Pola und die Reede von Fasana zu dem wurden, was sie jetzt sind, vergingen noch einige Dezennien.

Von Pola ging's zu Schiff nach Triest, wo wieder inspiziert wurde. Von da im Wagen nach Palmanuova, das ebenfalls besichtigt wurde. Dann weiter über Udine, Pontebba-Pontafel in glühendster Hitze nach Malborghetto, Tarvis, Raibl, Predil. Damit war der interessanteste und landschaftlich auch der schönste und groß-

artigste Teil dieser Inspektionsreise erreicht. Die Besichtigung der zwei Sperrpunkte Malborghetto und Predil, der beiden Orte, wo 1809 Ingenieurhauptmann Friedrich Hensel und Johann Hermann von Hermannsdorf nach heldenhafter Verteidigung gegen Uebermacht den Heldentod erlitten, war selbstverständlich nicht nur im höchsten Grade interessant, sondern geradezu ergreifend. Ich stand vor den zwei Monumenten, die unter Kaiser Franz Josef gesetzt wurden, voll Andacht wie vor einem Altar.

Vorgreifend kann ich nicht unterlassen, hier zu erwähnen, daß dem Ingenieurkorps der späteren Geniewaffe zuzeiten, als ich derselben vorstand, anläßlich einer Reorganisation der Waffe der Vorwurf zuteil wurde, daß sie in einer gewissen militärischen Versumpfung stecke, aus der sie aufgerüttelt werden müsse. Und doch sind aus Zöglingen der einstigen Ingenieurakademie von 1760 bis 1879 nicht weniger als 46 Theresienordensritter, darunter acht Kommandeure, hervorgegangen. Eine schöne Heldenschar, der man den echten militärischen Sinn, den man weder auf dem Exerzierplatz noch bei Truppenübungen erlangen kann, gewiß nicht absprechen wird. Die äußere Form des Militarismus kann man bei jenen allerdings erwerben, aber der echte und rechte militärische Geist, der liegt im Blute, in stählernen Nerven, im Temperamente und sehr oft in der Tradition der betreffenden Familie.

Die genannten Sperrforts waren noch in dem Zustande, in den sie nach dem Jahre 1849 anläßlich der Verteidigungsinstandsetzung gesetzt worden waren. Als Vorbild dazu diente die Befestigung von 1809, die, obwohl mancherlei noch hinzugefügt worden war, doch noch viel zu wünschen übrig ließ. Von Malborghetto reiste Seine Kaiserliche Hoheit auf dem kürzesten Wege über Klagenfurt, Marburg nach Wien.

Im Herbste desselben Jahres war Oesterreich an der Reihe, einen Teil des Bundeskontingentes, das Preußen beizustellen hatte, zu inspizieren. Diese Inspektion durchzuführen war mein hoher Chef berufen worden. Zugeteilt waren ihm: der Generalmajor Karl Graf Bigot de St. Quentin und Karl Bienerth, Hauptmann des Generalstabes. Außer diesen Genannten nahm Seine Kaiserliche Hoheit seinen Kammervorstand Wilhelm Freiherrn von Stenglin und mich mit. In militärischer Hinsicht war das die interessanteste Reise, die ich je mitgemacht habe. Aber, o weh! — möchte ich ausrufen, ich erlebte dabei so vielerlei und in so vielerlei Oertlichkeiten, daß sich das alles im Gedächtnis zu einem Knäuel schwer entwirrbarer Fäden gestaltete und ich infolgedessen nur Allgemeines über das Erlebte

bringen kann, um so mehr, als mein Bemühen, aus vergilbten Blättern der Archive Anhaltspunkte über diese Bundesinspektionsreise zu erhalten, die mir hätten helfen können, den Gedächtnisknäuel in seine einzelnen Fäden zu zerlegen, ganz vergebens war. „Schon verstampft!" bekam ich allerorts bei meinen Nachforschungen zu hören. Preußen hatte für die Inspektion zwei Armeekorps, das Garde- und das Schlesische Korps, das erstere in und um Berlin, das schlesische in und um Breslau zusammengezogen, um mit ihnen mehrere Tage gegenseitig Manöver auszuführen. Wir reisten von Wien direkt nach Berlin und wurden dort alle samt und sonders im königlichen Schlosse einlogiert. Ruhe gab es von frühmorgens bis in die sinkende Nacht nicht. Vormittags bis über Mittag saß man zu Pferde, dann folgten nach etwas Ausspannung Diners bei Hofe oder bei einzelnen Truppenkörpern, darauf Theater und nach diesen Tee und Soireen. Und so war es auch in Breslau, wo sich die Manöver noch interessanter gestalteten, da sie sich auf den Schlachtfeldern des Schlesischen Krieges abspielten. Wie Seine Kaiserliche Hoheit und die zwei ihm zugeteilten Berichterstatter die Manöver beurteilten, weiß ich nicht. Mein Urteil läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: Tout comme chez nous! Dem alten Marschall Wrangel, das weiß ich, kam, so schneidig auch die Kavallerie ritt, diese doch immer zu spät! Die Urteile, die der alte Marschall gelegentlich über dies und jenes in seiner verballotierten deutschen Sprache machte, kursierten als geflügelte Worte überall herum. Bei diesen Manövern sah und lernte ich beinahe alle Persönlichkeiten kennen, welche dann später im Jahre 1864 in Schleswig-Holstein, im Jahre 1866 im Bruderkriege zwischen uns und Preußen und sogar noch im Deutsch-französischen Kriege 1870—1871 eine hervorragende Rolle spielten.

Damit schließen meine Erinnerungen an meine Adjutantenzeit bei Seiner Kaiserlichen Hoheit, denn als im Jahre 1859 der Krieg zwischen Italien, Frankreich und Oesterreich in Sicht war, bat ich, nach einem erfolglosen Versuch, in den Generalquartiermeisterstab eingereiht zu werden, Seine Kaiserliche Hoheit, er möchte mich nach Italien senden. Mein alter Hauptmannsrang hätte es mit sich gebracht, daß ich manchem schon majorisierenden Generalstabshauptmann vorgesetzt hätte werden müssen. Aber das wußten diese zu verhindern, und so kam ich eben nicht in den Generalquartiermeisterstab. Wahrscheinlich wäre durch die Erfüllung meines Wunsches meine militärische Laufbahn eine ganz andere geworden, aber jetzt darf ich es sagen, kaum eine bessere.

Mein Nachfolger als Personaladjutant Seiner Kaiserlichen Hoheit wurde der Genieoberleutnant Karl Freiherr de Vaux, eine Wahl, die sich als sehr glücklich erwies. Derselbe blieb bei Seiner Kaiserlichen Hoheit bis zu dessen Hinscheiden im Jahre 1898. Freiherr de Vaux avancierte in dieser Stellung bis zum Feldmarschalleutnant, wurde in derselben Kämmerer, Geheimer Rat, Kammervorstand und Obersthofmeister, und war dem hohen Herrn besonders in dessen langjähriger Krankheit ein wirklich treuer und ergebener Offizier.

Hier möchte ich noch etwas über Hernstein und den schönen und großen Besitz Seiner Kaiserlichen Hoheit um so mehr erwähnen, als der Erzherzog dort vom Beginne seiner Krankheit und seinem Austritt aus der Aktivität an ständigen Wohnsitz bis zu seinem Tode genommen hatte. Es ist über die Güter Hernstein, Starhemberg, Emmerberg u. s. w. in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre unter der persönlichen Einflußnahme des Erzherzogs ein prachtvolles Werk mit den zugehörigen, aufs reichlichste ausgestatteten Plänen erschienen. Ich erhielt es sofort nach Erscheinen von Seiner Kaiserlichen Hoheit als Geschenk. Aus diesem Werke ist alles zu entnehmen, was den Leser allenfalls interessieren könnte. Man erfährt aus ihm auch, daß der jetzige Bau vom Architekten Theophil Hansen stammt. Ich sage „vom", weil ich weiß, daß Seine Kaiserliche Hoheit dem eben Genannten vollständig freies Spiel im Entwurf und in der Ausführung bis in alle, auch die kleinsten Details überließ. Der Bau begann 1856 und endete 1880, eine lange Baudauer. Das alles und selbstverständlich viel mehr noch über den alten schönen und großen Besitz erfährt man aus dem Werke, aber eines doch nicht: das steht weder in dem Werke, noch dürfte es dem jetzigen Besitzer, Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Rainer, dem dritten Bruder Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Leopold, bekannt sein. Eines Tages, im Jahre 1856, kam mein hoher Chef mit einer Rolle in der Hand in die Kanzlei. Er ließ mich sofort rufen und entfaltete die Rolle. Es waren Grundrißpläne und Fassadenansichten des alten Schlosses Hernstein. „Sie," sagte der Erzherzog, „ich möchte in Hernstein bauen, aber die Fassade, recte das Aeußere des Schlosses, das mir ein Pfuscher gezeichnet hat, gefällt mir nicht. Machen Sie mir die Zeichnung einer neuen Fassade. Sie darf aber weder zu reich noch zu teuer sein und keine Aenderung des Grund- noch Aufrisses, noch der inneren Einteilung bedingen." Ich erwiderte: „Aber Kaiserliche Hoheit, ich bin ja kein Architekt. Was ich da zusammenzeichnen werde, wird Kaiserlicher Hoheit kaum genügen."

Er meinte: „Sie werden es schon treffen." Ich erlaubte mir hierbei zu bitten, daß ich wenigstens das fragliche Objekt, das ich zu verarbeiten bekam, besichtigen dürfe. Das wurde mir erlaubt und der Jäger Jeřabek mir zur Begleitung nach Hernstein zugewiesen. Ich sah mir in Hernstein alles sehr genau an und hatte das Gefühl wie einer, der in einer tiefen Architektensauce drinsaß. Das Glück begünstigte mich, daß ich, ohne darin zu ertrinken, heil aus ihr herauskam. Während ich in ihr steckte, mir den Kopf zerbrach, wie ich die gewünschte Fassade zusammenbrächte, alle möglichen Vorlagen und Pläne hierzu durchstöberte, erschien in der Kanzlei als Deus ex machina Herr Theophil Hansen. Ich kannte ihn von früher, klagte ihm mein tiefes Architektenleid und meinte: „Herr Hansen, das wäre ein würdiges Feld für Sie. Fahren wir hinaus, schauen wir die Sachen an, machen Sie entsprechende Entwürfe, und ich will als Leidtragender über meine eigenen Pläne Seiner Kaiserlichen Hoheit die Ihrigen unterschieben." Herr Theophil Hansen ging in seiner bekannten liebenswürdigen Weise auf meine Proposition ein und machte eine große Anzahl von Plänen in derselben Zeit fertig, als ich meine elendigliche Fassade ins reine gebracht hatte. Herr Hansen brachte seine Pläne in meine Kanzlei. Ich ging mit meinen Plänen zu Seiner Kaiserlichen Hoheit, legte dieselben vor und meinte: „Kaiserliche Hoheit werden das wohl nicht ausführen lassen." — „Ja, warum denn nicht," meinte Seine Kaiserliche Hoheit, „es ist ja nicht so übel." — „Na," sagte ich, „schön ist es aber nicht und würdig eines so schön gelegenen Schlosses doch auch nicht. Aber ich habe eine Mappe anderer Pläne draußen, darf ich selbige und den Urheber hereinbringen?!" — „Ja, wer ist denn der Urheber?" — „Theophil Hansen." — „Ja," meinte Seine Kaiserliche Hoheit, „die können schon schön sein, aber was wird der Bau kosten?" Ich ging hinaus, ließ den Herrn Architekten Hansen hereinkommen, und damit war der Bau, der von 1856 bis 1880 dauerte, in Szene gesetzt und mein Plan glücklicherweise ein für allemal zu Grabe getragen. Das ist mein allerdings sehr kleines Verdienst an dem Prachtbau von Hernstein. Ich werde vom Schloß und Schloßherrn, der mich bis zu seinem Ende mit seiner Huld und Gnade beglückte, später noch manches zu erzählen haben.

Nun will ich noch einiges über meine gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse aus der Zeit von 1855 bis 1859 kurz berichten. Für die Instradierung in die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die ich nach meiner Ankunft von Pest und nach der Genesung meiner Frau von ihrer schweren Kindbettkrankheit kam, hatte meine Schwägerin

Baronin Scholl bereits gesorgt. Es war dieselbe Gesellschaft, die ich schon anläßlich meines Besuches kennen lernte, den ich meiner Braut, die seit Sommer 1850 bei ihrer älteren Schwester Scholl weilte, im Winter 1851 machte. Baronin Scholl war in diese Gesellschaft gekommen, weil ihre Schwägerin, d. h. die Schwester ihres Mannes, mit Baron Alfred Henikstein, dem späteren Feldmarschalleutnant, verheiratet war. Zu dieser Gesellschaft gehörten alle näheren und entfernteren Verwandten der Familie Henikstein, also die Familie des Baron Ergelett, Baron Tonder, Baron Weckbecker, Graf Cebrian, Dürrfeld, Arioli, Baron und Baronin Suttner und viele andere, die in diesen Familien aufgenommen waren. Ein bißchen Hautefinance, ein bißchen neuer, ein bißchen alter Adel, ältere und jüngere Diplomaten, Dichter und Künstler. Es herrschte in diesem Kreise ein heiterer Ton ohne viel Zeremoniell, eine nicht übertriebene Unterhaltungssucht, die sich zumeist in Theater- und Konzertbesuchen und in Besuchen von Ausstellungen aller Art kundgab. Es fehlte auch nicht an Mäzenen für Kunst und Wissenschaft. Ich müßte lügen, wenn ich verneinen würde, daß ich mich in dieser Gesellschaft ganz wohl befand. Wir waren in ihr aufs beste und liebenswürdigste empfangen und oft bald da, bald dort zu Diners und Soireen eingeladen. Wir selbst, d. h. meine Frau und ich, befanden uns in finanziell guten Verhältnissen, hatten in der Teinfaltstraße in einem gräflich Harnoncourt'schen Hause eine schöne Wohnung und für unsere Equipage in demselben Stall und Remise. Durch unsere Verhältnisse waren wir auch in der Lage, Einladungen zu erwidern und, wie man das so nennt, ein offenes Haus zu führen, das sich freilich meist darauf beschränkte, abends, wenn wir selbst nicht eingeladen waren, Gäste zum Tee, oft auch nach dem Theater erst, zu empfangen. Zeitweise revanchierten wir uns auch durch kleine Diners und im Winter sogar durch einige Tanzunterhaltungen, die wir gaben.

Wir besaßen aber noch gar manche Bekannte, die nicht zu diesem Kreise gehörten, und zwar Militärs, Militärattachés und Musiker. In dem erstgenannten Kreise bildete den Zentralpunkt das bestrenommierte Bankhaus Henikstein und Kompanie, bzw. Ergelett, das schon durch seine geschäftlichen Verbindungen mit einer Menge von Leuten in Beziehung stand, ohne daß die meisten derselben in den Kreis hineingezogen wurden, dessen ich erwähnte. Der Chef des Bankhauses, der älteste der Barone Henikstein, gab zwar dem Bankhaus den Namen, war auch der leitende Geist desselben, die arbeitende Kraft war aber Baron Ergelett. Ganz Wien kannte

früher schon und noch viele Jahre später die Eigentümlichkeiten des Chefs dieses Bankhauses, dessen Reiterstatuette in weißen Hosen, schwarzem Frack und weißem Zylinder jahrelang zum Gaudium aller Schaulustigen und zum Vergnügen des Dargestellten selbst im Schaufenster der Zuckerbäckerei am Schwarzenbergplatz zu sehen war. Eine Unzahl von Anekdoten aller Art kursierten über diesen Sonderling, der sich darin gefiel, für einen solchen gehalten zu werden, ohne es innerlich eigentlich zu sein. So machte es ihm ein großes Vergnügen, die Oeffentlichkeit in der Meinung zu erhalten, daß er in seinem Sarge schlafe, und damit man das sicher glaube, wußte er seine Schlafstelle so einzurichten, daß nie jemand ein Bett bei ihm sah. Er schlief aber ruhig in einem solchen, das abends aus der Wand hervorgezogen wurde, in der Frühe aber in selbiger spurlos verschwand. Neben dem Zimmer mit dem Zauberbett befand sich ein Kabinett, in dessen Mitte der vermeintliche Sarg, in dem er angeblich schlafen sollte, regelrecht und schön aufgebahrt lag, mit Wappen versehen, ein Kruzifix zu Häupten und von Kandelabern umgeben. Gedruckte Partezettel lagen auf dem Sarge. Auch die Zündhölzchen zum Anzünden der Kandelaberkerzen fehlten nicht. Um die Sache noch feierlicher und schauriger zu machen, waren an den Wänden dieses Kabinetts schwarze Kasten aufgestellt, in denen menschliche Gerippe standen, wenigstens eines, das er sehr guten Freunden zeigte. Und auf den Kasten lagen Totenköpfe, ob wirkliche oder nachgeahmte, das weiß ich nicht. Einmal überraschte ich den Herrn Baron mit meinem Besuch zu früh und fand ihn umgeben von Barbier und Haarkünstler, wie sie ihn für den Tag herrichteten. Ich wollte sofort wieder gehen, er meinte aber, ich solle nur bleiben, damit ich sehe, wie er nach den Prozeduren, die die Erwähnten mit ihm vornehmen, fesch aussehen werde. Ein anderes Mal traf ich ihn in sehr übler Laune. Er war eben daran, seinen Partezettel umzuändern und ihn neu drucken zu lassen, und meinte zu mir: „Es ist zu dumm! Jeden Augenblick kratzt einer ab, der auf dem Partezettel unterschrieben war, und da muß ich den Zettel umschreiben und neu drucken lassen." Wollte er Leute, die ihn besuchten, bald los sein, so bot er ihnen eine exquisite Zigarre an und fragte sie, wo sie jetzt gleich hingehen. Verstand das der Besuch noch nicht, so warf er seinem Fiaker die Mautgebühr in Papier eingewickelt durchs Fenster hinunter als Zeichen, daß er gleich fortfahren werde. Es würde zu weit führen, wollte ich all die Schnurren, die man sich von diesem Sonderling erzählte, hier zu Papier bringen. Aber zu seiner Charakteristik gehört noch die Beschreibung seines Aeußern. Er war groß, mager,

fahl von Gesichtsfarbe, hatte eine schön gescheitelte Perücke, gestutzten Schnurrbart und zwei lange englische Kotelettsbärte. Alle Haare blieben schön schwarz bis in sein graues Alter. Einen Paletot besaß er selbst für den strengsten Winter nicht, ja man sah ihn zu Zeiten, wo andere den Kragen ihres Pelzes bis über die Ohren aufstülpten, in weißen Hosen, Frack und einem weißen Hut auf dem Kopfe herumgehen. So kam er auch einmal mit seinem stark verfrorenen, in Pelz gehüllten Freunde, dem holländischen Gesandten Baron Höckern, von einem Balle bei der Fürstin Lori Schwarzenberg. Als die zwei Herren durch das Kärntnertor schritten, wo es bekanntlich sehr stark zog, meinte Baron Höckern, es sei diese Nacht doch infam kalt. Baron Henikstein sagte: „Im Gegenteil, mir ist sehr warm," zog seinen Frack aus, legte ihn über seinen bis aufs Hemd entblößten Arm und ging so gegen sein in der Mitte der Kärntnerstraße liegendes Haus. Baron Höckern begleitete ihn bis zum Hause, wo jener beim Haustor schellte. Beim Weitergehen traf Baron Höckern auf einen Polizeimann, machte diesen in aller Eile auf den in Hemdärmeln vor dem Haustore wartenden Herrn aufmerksam und meinte, er solle auf ihn acht geben, der scheine nicht richtig zu sein. Noch ehe das Haustor geöffnet wurde, wollte der Polizeimann Baron Henikstein arretieren und auf die Polizeiwachstube führen, was aber durch die Aufklärung, die Baron Höckern denn doch gab, unterblieb. Baron Henikstein war innerlich ein sehr guter und dabei sehr wohltätiger Mensch, einer der besten Kunden aller Blumenhändler und Zuckerbäcker. Er hatte für alle Damen, die er kannte und alle, die er liebte, stets Blumenbuketts und Bonbons. Bei den Diners, die er gab, waren für die Damen immer äußerst schöne Blumensträuße in den Gläsern und zum Dessert ausgesucht feine und sinnreiche Bonbonnieres zum Mitnehmen auf dem Tische. Er hatte in der Burg und im Kärtnertortheater je eine halbe Loge, aber nicht für sich, denn er schenkte sie alle Tage weg und begnügte sich, als sporadischer Gast zu erscheinen. Er schloß auch sein Leben mit einem sonderbaren Testamente, wenigstens für die damalige Zeit, wo die Leichenwagen feierlich und langsam zum Friedhofe fuhren. Er testierte nämlich, er wolle im scharfen Trab auf den Friedhof gelangen. Jetzt braucht man das nicht mehr zu testieren. Es geschieht so wie so.

Zu der Gesellschaft gehörte auch eine Baronin Stolzenberg. Ich glaube, sie war ehemals Schauspielerin und in morganatischer Ehe mit einem der Duodezprinzen von Mitteldeutschland verheiratet. Ihre Soireen zählten zu den amüsantesten, die ich mit meiner Frau mitmachte. Es wurden zu diesen die angesehensten damaligen Hof-

schauspieler eingeladen, so das Ehepaar Rettich und Fichtner, Frau Haitzinger, Herr Lucas, Wilhelmi, La Roche, Beckmann und andere Damen und Herren. Das war eine äußerst amüsante und heitere Gesellschaft, und ich muß noch jetzt lachen, wenn ich an das Klarinettekonzert denke, das Beckmann auf einem Stöckchen statt auf einer Klarinette vorführte. Töne hörte man zwar keine, aber an allen übrigen Fatalitäten, die einem vor Aufregung zitternden Klarinettekonzertgeber passieren konnten, wie falsche Stimmung, Gigser, Hineinblasen, -spucken und wieder Ausleeren, an Schweißtropfen, die von der Stirne rannen und die er statt mit dem Schnupftuch mit der Klarinette abwischte, wie dem zum Schluß vom Podium schweißtriefenden Verschwinden fehlte es nicht.

Zu meinem großen Vergnügen sahen wir in diesen Jahren, 1856—1859, auch oft alte Akademiekameraden bei uns, und was ich so von Militärbekannten im Hause nicht sah, fand ich gewiß im Café Daun, dem allgemeinen Stelldichein für alle zugereisten Offiziere. Intime Freundschaft schloß ich während dieser Zeit mit dem preußischen Militärattaché Major von Kameke, der sich im Kriege 1870/71 als General in der Schlacht bei Saarlouis auszeichnete und später preußischer Kriegsminister wurde.

Was mir aber von dem Aufenthalte in Wien in allerbester Erinnerung blieb, sind die musikalischen Genüsse dieser Zeit. Bald nach meiner Ankunft ließ ich mir meinen Violinlehrer aus der Ingenieurakademiezeit kommen, nahm wieder Stunden bei ihm und erbat mir seine Hilfe zur Zusammensetzung eines ständigen Quartetts. Es wurden zu demselben zwei Mitglieder des Hofopernorchesters, Herr Käsmeyer als zweite Violine, Herr Hartinger als Violoncellist, gewonnen. Viola spielte mein Lehrer Georges, die erste Geige ich selbst. Mit der Zeit lernte ich aber weitere hervorragende, in Wien ständig und auch nur vorübergehend anwesende Künstler kennen, die sich zu meinen Kammermusikabenden einfanden und mitspielten. So Herr Josef Hellmesberger als Violonist und Professor Dachs als Klavierspieler. Auch Laub und Ole Bull wirkten mehrmals mit. Zu diesen Musikabenden luden wir natürlich stets Bekannte ein. Ich musizierte zeitweise auch außerhalb des Hauses bei Quartetten und Quintetten u. s. w., so beim Grafen Fleming, Sekretär bei der Preußischen Gesandtschaft, und bei Baron Stockhausen, dem hannoverschen Gesandten. Bei beiden lernte ich viele hervorragende Künstler der damaligen Zeit kennen. Ich war damals in musikalischen Kreisen so bekannt, daß mir sogar Kompositionen gewidmet wurden!

Die Quartette und Quintette gingen immer besser und klangen

immer harmonischer im Gegensatze zu meinem Familienleben, welches sich immer trüber gestaltete und mir vielen Kummer bereitete, an dem ich allerdings hauptsächlich selbst schuld war. Diesen Umständen und den Gesundheitsverhältnissen meiner Frau ist es auch zuzuschreiben, daß ich während der Jahre 1856 bis Ende 1858 viel allein in Wien, meine Frau aber in den Sommermonaten teils in Bädern, teils am Rhein, am Main und in Münster in Westfalen bei Geschwistern und Verwandten abwesend war. Indessen glaube ich, daß diese Abwesenheit und die zwischen uns während dieser Zeit doch sehr rege Korrespondenz eher günstig als störend auf unser eheliches Verhältnis zurückwirkte; man sehnte sich nach längerer Trennung doch wieder zueinander.

Siebentes Kapitel

Verona

(1859—1863)

Wahrscheinlich auf Initiative Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Leopold erfolgte ein Armeeoberkommandoerlaß am 18. April 1859, mit welchem ich zur Feldgenieinspektion der zweiten Armee zugeteilt wurde. Feldgenieinspektor war der schon öfters genannte Oberst Gedeon von Radò. Außer mir wurde derselben noch Oberleutnant Ritter von Peche, dem später noch andere Genieoffiziere folgten, zugeteilt. Ich hätte zwar nach Befehl und eigenem Wunsch sofort nach Verona abzugehen gehabt. Aber meine Familienverhältnisse machten es doch notwendig, noch einige Tage behufs Regelung derselben wegen der wahrscheinlich langen Abwesenheit in Wien zu verbleiben. Ich verkaufte in diesen wenigen Tagen meine Wagenpferde und drei Wagen samt allem Pferdegeschirr, und zwar trotz der Eile, weil alles sehr schön und in gutem Zustande war, über Erwarten gut. Der Käufer war von dem Vorführen der schönen Equipage und dem famosen Fahren meines Kutschers so entzückt, daß er alles kaufte und den Kutscher mit in Dienst nehmen wollte. Den gab ich ihm aber nicht, und zwar um so weniger, als er schon sechs Jahre bei uns war, und der andere Diener, der mir 13 Jahre treu diente, leider vor nicht allzulanger Zeit am Typhus gestorben war. Das Logis wurde gekündigt, meine Abreise nach Italien auf April festgesetzt und weiter abgemacht, daß meine Frau mit den Kindern bis zur Möglichkeit einer Wiedervereinigung bald nach meinem Abgehen an den Rhein reisen sollte, wo ihre Geschwister in sehr guten Verhältnissen weilten und sie und die Kinder der freundlichsten Aufnahme sicher sein konnten. Der Abschied wurde mir recht schwer. Weiß doch niemand und am allerwenigsten jemand, der in einen Krieg zieht, was ihm die nächste Zukunft bringt. Aber in den Krieg zu gehen, das ist für einen ehrgeizigen Soldaten das Höchste, was er anstreben muß. Ich hatte zwar auf dem Papier schon zwei Kriegsjahre, 1848 49, hinter mir. Indessen viele kriegerische Aktionen gab's hierbei nicht zu bestehen, denn die Revolutionen, die ich miterlebte, waren kaum des Namens einer kriegerischen Aktion würdig. Nun galt es, sich selbst auszukosten, zu erfahren, ob, wenn die Kugeln wirklich pfeifen, in den Gefahren und Aufregungen, und

wenn sich die schauderhaften Szenen einstellen, die jeder Krieg mit sich bringt, die Seele sich als stark, der Geist als frei und klar, die Vernunft als überlegt, das Blut als genügend kalt und die Nerven und Sehnen sich als stählern erweisen. Eine gegenseitige Kriegserklärung war zwar noch nicht erfolgt. Die Diplomaten waren, wie das vor jedem Kriege der Fall ist, noch eifrig bemüht, den Frieden zu erhalten, aber mehr um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen als im Glauben an einen Erfolg ihrer Bemühungen. Wie immer war jeder der sich Gegenüberstehenden im vollen Rechte. Jeder hatte zuerst gerüstet, und von Abrüstung wollte natürlich keiner was wissen. Dieses Mal war Oesterreich im vollsten Recht, und die Ansprache, mit der Kaiser Napoleon III. den österreichischen Botschafter und die ganze Welt beim Neujahrsempfang überraschte, war wohl, wie man so sagt, völlig und unbegründet vom Zaun gebrochen.

Nun folgte von seiten Oesterreichs am 19. April das Ultimatum von dreitägiger Dauer an Sardinien, welches Graf Cavour am 23. April erhielt. Die Beantwortung dieses Ultimatums wußte Graf Cavour, um zum Vormarsch den französischen Truppen noch einige Tage einzuräumen, bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu verzögern, so daß die abschlägige Antwort auf das österreichische Ultimatum erst am 26. April eintraf. Damit war der Krieg erklärt, und der kommandierende General der II. Armee, Feldzeugmeister Gyulai, erhielt am 27. April den Befehl, die Grenze zu überschreiten. Die Armee hatte sich während der Zeit der letzten Verhandlungen an der Grenze derart konzentriert, daß sie schon am 28. und 30. April den Tessin überschreiten konnte, und zwar am 28. April das III., VIII. und II. Korps bei Pavia, das VII. und V. Korps bei Bereguardo. Eine Abteilung Ulanen sprengte mit gefällten Piken in sausendem Galopp über die steinernen Brücken bei Pavia und über den Gravellone als erste Truppe in Feindesland. — Feldzeugmeister Graf Gyulai mit der ganzen Suite hatte sich beim Ort Gravellone jenseits des Tessin links von der Straße aufgestellt, um die drei nacheinander anrückenden Armeekorps an sich vorüberdefilieren zu lassen. Der Geist in der Armee war freudvoll und siegesbewußt und machte sich beim Defilieren in brausenden Hurras Luft. Wer solche Szenen nicht mitangesehen und erlebt hat, kann sich von den erhabenen Gefühlen, die einen durchziehen, gewiß keinen rechten Begriff machen, und so freudig sie erscheinen müssen, ist einem hierbei das Weinen doch näher als das Lachen.

Was ich nun über den Feldzug 1859, der geschichtlich schon längst, offiziell und privativ, beschrieben ist, bringen werde, sind rein

persönliche Erlebnisse, viel zu klein, um irgendwie auf den Gang der kriegerischen Ereignisse Einfluß genommen zu haben. Aber trotzdem sind sie in ihren Details interessant genug, sie ungeschminkt zu erzählen, weil sie zur Charakteristik dessen beitragen, was sich in einem Kriege an Tragischem und selbst Spaßhaftem, ja sogar Halluzinationsartigem ergeben kann.

Ich greife daher etwas zurück und erwähne, daß ich, bald nach meiner Ankunft in Verona, mit der ganzen Feldgenieinspektion nach Mailand abgehen mußte und daß wir daselbst sofort den Auftrag erhielten, einen Angriff auf die Festungen Alessandria, Casale und, wie man wußte, auf das dort in Arbeit befindliche verschanzte Lager auszuarbeiten. Von der Festung Alessandria hatten wir genug gute Pläne. Aber was nützten uns diese und unsere Ausarbeitungen auf Basis derselben! Mußten wir doch bei dem Eifer, mit dem die Befestigungsarbeiten von Feindesseite, nach Angabe des berühmten französischen Ingenieurgenerals Niel, im großartigsten Maßstabe betrieben wurden, vermuten, daß wir in Wirklichkeit auf vieles stoßen würden, das in unseren Ausarbeitungen nicht berücksichtigt werden konnte. Ich betrachtete diese Aufgabe mehr als eine genaue Zusammenstellung aller Belagerungsbedürfnisse wie als einen fixen Plan zur Belagerung. Ehe wir aber mit unserer Arbeit fertig wurden, hieß es eben: „Vorwärts über den Tessin!“ Drüben war ich und sollte an ihm und dessen Nähe, das ist am Gravellone, vorderhand auch sitzen bleiben. Denn ich erhielt während der früher erwähnten Defilierung von Seiner Exzellenz dem Armeekommandanten in Gravellone den mündlichen Befehl, daselbst zu verbleiben, das Gravelloner Gebiet eingehend zu rekognoszieren und daselbst einen Brückenkopf anzulegen, der dieses Gebiet in sich schließen sollte.

Diesem mündlichen folgte am 3. Mai durch das Festungskommando in Pavia ein schriftlicher Befehl desselben Inhalts aus dem Hauptquartier von Lomello, der überdies noch enthielt, daß als Kern der Armierung jener Befestigung vorläufig 6—12-Pfünderkanonen, 4—7pfündige Haubitzen und 2—30pfündige Mörser bestimmt werden, ohne daß jedoch bei Anordnung der Geschützstände in den einzelnen Befestigungswerken sich streng an diese Armierung zu halten wäre, da nach Maßgabe der Notwendigkeit auch mehr Geschütze zudisponiert werden können. Wegen der nötigen Arbeiter und des erforderlichen Geldes habe ich mich an den Festungskommandanten von Pavia, Generalmajor Pokorny, und den Geniedirektionsfilialskommandanten, Hauptmann Karl von Mossig, zu wenden. Was ich nach vollendeter Rekognoszierung plante, um einer allenfalls

zurückkehrenden Armee oder einem Teile derselben den ungehinderten Uebergang über den Tessin oder auch ein Offensivvorgehen zu sichern, habe ich in Planskizzen vorzulegen, vorderhand aber sofort den Kernpunkt dieses Brückenkopfes bei Gravellone in Angriff zu nehmen.

Ueber das, was ich nun zu tun hatte, schwirrte es tüchtig in meinem ohnehin erhitzten Kopfe herum. Um aber das äußerst schwierige Gebiet von Gravellone mit seinen Gewässern, Lacken, Sümpfen, Gestrüppen und Waldparzellen sowie seinen vielen Dämmen kennen zu lernen, mußte ich mir vorerst im Orte Gravellone, wenn möglich, einen Schwärzer beschaffen, da, wie man mir sagte, diese allein sich in dem verwirrten Gebiete vollkommen auskennen. Mein ebenso liebenswürdiger als ungeduldiger Herr Geniechef ließ es sich nicht nehmen, mich nach Erhalt des bezüglichen mündlichen Befehls sofort selbst in das Gebiet mitzunehmen. Wir ritten dort so lange herum, bis wir uns aus demselben kaum mehr herausfanden und der Chef das Vergnügen hatte, dem Hauptquartier, das mittlerweile eine Ortsveränderung vorgenommen hatte, ohne Begleitung, aber wahrscheinlich mit vielen Gravelloner Befestigungen im Kopfe, nachzureiten. Nachdem ich mich noch an demselben Tage hinsichtlich der zu beschaffenden Arbeiter, Werkzeuge u. s. w. mit dem Festungskommandanten, Generalmajor Pokorny, und mit Geniehauptmann von Mossig ins Einvernehmen gesetzt hatte, skizzierte ich noch mit freier Hand das Kernwerk von Gravellone und legte mich dann, über das, was ich für den folgenden Tag zu tun habe brütend, im Hotel in Pavia, wo ich Logis genommen hatte, zu Bett. Hier kann ich nicht unerwähnt lassen, daß mir in dieser schwierigen Lage von den zwei vorgenannten Herren eine wahrhaft kameradschaftliche Unterstützung zuteil wurde. Glücklicherweise war die Geniedirektionsfiliale durch die vorangegangene Verteidigungsinstandsetzung von Pavia im Besitze alles nötigen Schanzzeuges und eines für die nächsten Ausgaben hinlänglichen Geldvorrats. Ich muß die Hilfe, die mir Geniehauptmann von Mossig zuteil werden ließ, um so mehr dankbar erwähnen, als er selbst bei Vaccarizza, östlich des Zusammenflusses von Tessin und Po, einen zu gleichem Zwecke, wie der von mir zu erbauende, dienenden Brückenkopf herzustellen hatte. Ich rekognoszierte die nächstfolgenden Tage, unter gleichzeitigem Beginn des Hauptwerks vor dem Orte Gravellone, auf das eingehendste das in Frage kommende Gebiet. Um dasselbe dem Zwecke entsprechend zu sichern und passierbar zu machen, erschien es mir notwendig, elf größere und kleinere Werke (inklusive einzelner Batterien) anzulegen und teils für Fußtruppen, teils für solche und Artillerie gangbare Kolonnenwege her-

zustellen, dieselben mit gut sichtbaren und lesbaren nummerierten Tafeln, für die Nacht aber mit den nötigen Laternen und Fackelvorräten zu versehen und schon jetzt die Offiziere zu benennen, welche als allfällige Kolonnenführer zu fungieren hätten. Im Verlaufe der Arbeiten und nach Vorlage der Planskizzen darüber billigte mit einer geringen Umänderung eines der Kolonnenwege das Armeekommando meine Anträge. Die Mannschaft der mir beigegebenen Genie- und Pioniertruppen wurde dazu benutzt, das Reisigmaterial zu erzeugen, Brücken über die kleineren Gewässer, welche die Kolonnenwege kreuzten, herzustellen, bei welchen Arbeiten die Unteroffiziere das Aufsichtspersonal bildeten. Ich hatte die Genugtuung, für die von mir und meinen Offizieren geleisteten Arbeiten, für mich und jeden Offizier einzeln, mittels Armeeoberkommandoerlasses de dato 24. Mai, Garlasco, Nr. 654/R., die volle Anerkennung zu erhalten. Nachträglich, und zwar de dato Mirandolo, 20. Juli 1859, erhielt ich vom General Pokorny den Auftrag: „Mit Vermeidung unzeitiger Bescheidenheit mein persönliches Wirken am Gravellone wahrheitsgetreu darzustellen."

In der Zeit, als ich am Gravellone baute und schon seit einigen Tagen mit Bau, Armierung u. s. w. vollständig fertig war, bis zur Räumung von Pavia, traten in der Armee sehr wichtige und uns keineswegs frohstimmende Ereignisse ein. Die kühnen Offensivgedanken und -taten im Beginne des Krieges schwächten sich zusehends ab. Das Vertrauen in die Armeeleitung sank dementsprechend. Man fühlte durch alles durch, daß zwischen Oberkommandant und seinem Generalstabe schwerwiegende Differenzen bestehen mußten. Es fanden kleinere und größere Gefechte bei Montebello, Como, Vercelli, Palestro und Vinzaglio, Laveno, Robecchetto (Turbigo), alle mit mehr oder minder ungünstigem Erfolge für uns, statt. Alle dabei beteiligten Truppen mußten den Rückzug antreten. Nach dem Gefechte von Montebello hatte ich das Vergnügen, meinen Freund und (durch Heirat) Verwandten Hauptmann Ulisses von Albertini zu sehen, der mich im Hotel in Pavia besuchte. Derselbe hatte nicht nur das erwähnte Gefecht mitgemacht, sondern dabei auch eine bedeutende Rolle gespielt, infolgedessen er das Ritterkreuz des Leopoldordens erhielt und zum Major avancierte. Beim Rückzuge bewies Hauptmann Albertini ebensoviel Kaltblütigkeit als Dispositionsfähigkeit. Er beschrieb mir den Gang des ganzen Gefechtes ausführlich und meinte, es sei ihm, wenn er an die vielen Kugeln denke, die um ihn herumpfiffen, ganz unbegreiflich, daß er gesund, frisch und unverwundet hier dasitze.

Die Reihe der erwähnten Gefechte schloß mit der blutigen Schlacht bei Magenta am 4. und 5. Juni ab, bei der das zur II. Armee eben eingerückte I. Korps im Verein mit dem II. Korps und Teilen vom VII. und VIII. Korps kämpften. Mit dem ungünstigen Ausgange dieser Schlacht war der allgemeine Rückzug schon so gut wie beschlossen. Zwar berief man noch telegraphisch den Feldzeugmeister Heß in der Hoffnung, daß er die unglückliche Situation zu ändern vermöge, der, soviel ich weiß, bei Magenta in dem Momente eintraf, als das II. Armeekorps in großer Unordnung zurückwich. Er empfing sonach einen äußerst ungünstigen Eindruck. Um sich in der Operationslage vollständig zu orientieren, wurde ein Haltbefehl an sämtliche im Marsch befindlichen Truppen erteilt, der, wie man später behauptete, für uns von Nachteil gewesen sein soll. Gewiß ist, daß auch die Ankunft des genialen Feldzeugmeisters die Situation im ganzen nicht zu verändern vermochte. Am 5. Juni wurde der Befehl zum allgemeinen Rückzug gegeben.

Unerwarteterweise kam unmittelbar nach der Schlacht ein Befehl an den Festungskommandanten von Pavia, Generalmajor Pokorny, er möge sofort eine Rekognoszierung gegen Cava und die Gegend westlich und östlich desselben bis an den Po hin und über ersteren Ort noch weiter hinaus vornehmen. Da kein Generalstabsoffizier vorhanden war, so bestimmte genannter General mich zu meiner großen Freude zur Uebernahme der Leitung dieser Expedition. An Truppen wurden hierzu bestimmt: zwei Bataillone des Infanterieregiments Graf Kinsky Nr. 47, eine Eskadron von Sizilien-Ulanen und eine sechspfündige Batterie. Noch ehe die Expedition in Gang trat, kam Major Neuber des Generalstabs vom Hauptquartier an, der den Auftrag zur Leitung der Expedition erhalten hatte. Um mir die Sache aber doch nicht ganz entgehen zu lassen, schloß ich mich der Rekognoszierung als Freiwilliger an, bemerkte aber gleich dem Herrn Major, daß wir im benannten Umkreis auf keinen Feind stoßen werden, da ich erst tags zuvor und an früheren Tagen einen viel weiteren Umkreis abgeritten hätte und nirgends von Feinden weder etwas gesehen noch gehört hätte. Ungeachtet dieser meiner Bemerkung wurde selbstverständlich die Expedition mit den gebotenen militärischen Vorsichtsmaßregeln unternommen. Die Truppe marschierte direkt nach Cava und nahm auf dem dort erhöhten, Aussicht gewährenden und günstigen Terrain Stellung. Major Neuber ließ nach vorwärts, nach links und rechts kleine Kavalleriepatrouillen, gefolgt von kleinen Infanterieabteilungen, abgehen und wartete in Cava vorläufig deren Meldungen ab. Es dauerte nicht lange, als

von der linksseitigen Ulanenpatrouille ein Unteroffizier schweißtriefend mit der Meldung zurückkam, sie hätten gegen den Po zu einige Franzosen gesehen, die aber bei ihrem Herannahen Reißaus genommen hätten und verschwunden wären. Ich lachte über diese Meldung und meinte zu Major Neuber, das sei eine reine Ente. Er sagte nur: „Wenn du der Meldung nicht glaubst, so reite selbst hin und schau, was du da findest!" — Ich ritt mit dem Unteroffizier hin und mit der kleinen Ulanenabteilung dann noch weiter gegen den Po und fand da im dichten Weidengebüsch versteckt, kauernd und zitternd, einige Weiber mit aufgeschürzten roten Röcken, die wahrscheinlich im nassen Reisfeld gearbeitet hatten und von weitem als Franzosen erschienen waren. Ueber meine Meldung mußte selbst der sehr ernste Herr Major denn doch lachen.

Es war aber mittlerweile schon ziemlich spät geworden. Der Herr Major ritt nun mit seiner kleinen Suite, mir, dem Eskadrons- und Batteriekommandanten und einigen Ordonnanzen rechts gegen Sabbione ab, den Befehl hinterlassend, es möge die Batterie, die Kavallerie und ein Bataillon Kinsky folgen. Wir ritten schon einige Zeit, als ich mir die Bemerkung erlaubte, daß uns keine Truppe zu folgen scheine, da man doch auf der harten Straße in stiller Nacht wenigstens die Batterie fahren hören müßte. Der Herr Major meinte, er habe den Befehl deutlich gegeben und sie würden schon nachkommen. Sie kamen aber nicht. Dafür kamen wir im weiten Bogen von Cava über Sabbione glücklich in das Kernwerk am Gravellone zurück und fanden daselbst die ganze Rekognoszierungstruppe lagernd und schlafend vor. Ob Major Neuber von dieser Rekognoszierung befriedigt war, deren Zweck ich erst viel später in Condino im August (in den Judikarien) von Oberst Baron Kuhn selbst erfuhr, weiß ich nicht. Oberst Kuhn erzählte mir nämlich in Condino, daß er damals die Idee hatte, nochmals mit der Armee über den Tessin vorzubrechen, um mit derselben von neuem gegen die Flanken der wahrscheinlich über Mailand marschierenden feindlichen Armee zu drücken und diese dadurch zu zwingen, den Vormarsch aufzugeben und gegen uns am rechten Ufer oder beiderseits des Tessin Front zu machen: jedenfalls eine sehr kühne, waghalsige Idee, die begreiflicherweise bei dem unentschiedenen Armeekommandanten kein Gehör finden konnte.

Soviel ich mich erinnere, erhielt Generalmajor Pokorny den Befehl, mit den Besatzungstruppen Pavia am 7. Juni zu verlassen und sich dem bei Pavia vorbeimarschierenden III. Armeekorps als Arrieregarde anzuschließen. Nun ereignete sich eine militärische

Humoreske, an deren Details ich mich noch sehr gut erinnere. Wird dieselbe im Erzählen nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, so dürfte sie den Leser interessieren. Bevor Generalmajor Pokorny abmarschierte, erhielten wir Genieoffiziere, Genie- und technische Truppen den Befehl, soweit als möglich die von uns erbauten Befestigungen, Brücken und Kolonnenwege zu zerstören, was selbstverständlich bei der Kürze der Zeit nur in sehr mangelhafter Weise durchgeführt werden konnte. Die Geschütze wurden aber alle, mit Bauernpferden bespannt oder mit Menschenhänden gezogen, nach Pavia zurückgebracht. Nun erfolgte der weitere Befehl, wir sollten außer den technischen Truppen, die in Vaccarizza und beim Gravellone in Verwendung standen, auch eine ziemliche Anzahl mit Tornistern, Hosen, Mützen, Fäustlingen, Mänteln und anderen Kleidungsstücken bepackter, teilweise mit Pferden, teilweise mit Ochsen bespannter Wagen, und überdies die von uns aus den Befestigungen zurückgezogenen Geschütze, die ebenfalls mit Bauernpferden bespannt wurden, zurückführen, uns dann außerhalb Pavias an einem geeigneten Ort aufstellen und daselbst warten, bis das III. Korps vorbeimarschiere, und uns diesem auf dem weiteren Rückmarsche anschließen. Diesem nichts weniger als beweglichen Korps schlossen sich noch die Personen des Platzkommandos und eine nicht geringe Zahl von rekonvaleszierender Mannschaft aus den Spitälern an. Uns Offizieren selbst kam diese bunt zusammengewürfelte Abteilung sehr komisch vor. Um aber dem Ganzen doch einen gewissen militärischen Anstrich zu geben, beschlossen wir mit Stimmenmehrheit, Hauptmann Karl Ritter von Mossig solle für alle weiteren Operationen mit diesem Korps unser Kommandant und ich sein Generalstabschef sein. Damit wir Offiziere keine ermüdenden Fußmärsche zu machen und nicht Hunger oder Durst zu leiden hätten, verschafften wir uns für je zwei Offiziere zusammen Timonellas und aus den betreffenden Verkaufsladen alle möglichen Eßwaren und Weine. Es war gegen Mittag, als das III. Korps anrückte. Wir meldeten uns bei dem allgemein hochverehrten und geachteten Brigadier Generalmajor Hartung, boten diesem aus unserem reichen Vorrat Speise und Trank an, die er mit gewinnender Leutseligkeit annahm, und erbaten uns die Erlaubnis, uns seiner Brigade anschließen zu dürfen, was dann auch zum Aerger der nachfolgenden Brigade des Generalmajors Baron Ramming geschah. Dieser Herr war in großer Aufregung und wollte mich nach Pavia zurückschicken, damit ich dort noch die große steinerne Brücke sprengen solle. Er erblickte nämlich in dem allgemeinen Glockengeläute in Pavia ein Zeichen für die Feinde, die nach seiner

Meinung von dort kommen könnten. Ich versicherte ihm, daß ich die Sprengung der Brücke nicht mehr vornehmen könnte, und nach erst ganz kürzlich unternommener Rekognoszierung am rechten Tessinufer um Pavia herum kein Feind zu sehen sei. Er fragte mich auch, was wir eigentlich mit diesem ganzen Plunder, den wir mit uns führten, machen wollten. Ich gab ihm die Auskunft, daß wir den Befehl hätten, ihn bis Codogno zu führen, dort im Hauptquartier die Meldung darüber zu erstatten und zu warten, was weiter zu geschehen habe. So kamen wir mitten in Truppen eingekeilt gegen Abend nach San Angiolo, das bereits voll Militär vom II. Korps war. Ich ließ nun auf einem Platz unsere herrliche Wagenburg auffahren und dazu einen Posten aufführen. Dann gingen wir Offiziere in das Gasthaus soupieren und legten uns nachher unserer drei in zwei Betten in einem geräumigen Zimmer schlafen, das wir glücklicherweise noch erhalten hatten. Die anderen Offiziere bequartierten sich einzeln ein, die Mannschaft und die Bauern, die zu den verschiedenen Gespannen gehörten, biwakierten in der Nähe. Wir schliefen ruhig und fühlten uns auf offenem Felde sicher wie in Abrahams Schoß. Wie immer und überall war ich in der Frühe der erste auf den Beinen. Ich sah zum Fenster hinaus, entdeckte aber nirgends einen österreichischen Soldaten. Ich ging deshalb hinunter zum Wirt und fragte ihn: „Dove sono gli austriaci?“ — „Sono scampati via sta notte tutti quanti,“ antwortete er. Ich fragte wieder: „Dunque siamo gli ultimi?“ — „Sì, Signore.“ — Auf diese Antwort hin weckte ich und ließ alle Offiziere aufwecken, die Truppen antreten, die Wagen und Kanonen einspannen, und nachdem alles marschbereit war, abmarschieren. Einen Genieoffizier konnten wir nicht ausfindig machen und mußten ihn seinem Schicksal überlassen. Er kam aber später nach. Als wir mit unserem Korps der Rache in die Nähe des Lambro kamen, fanden wir daselbst auf einem großen Wiesenplatze die Arrieregarde Pokorny gelagert. Sie hatte morgens in aller Frühe, als wir noch schliefen, San Angiolo passiert. Unser Erscheinen überraschte den Herrn General aufs höchste. „Ja, um Gottes willen, wo kommen denn Sie her?“ Wir machten ihm das „Woher“ klar, worauf er uns anwies, so schnell wie möglich weiter zu marschieren. Komisch sahen unsere Bauern-Fahrkanoniere aus, die gegen die glühende Sonne ihre roten Regenschirme, mit denen ein Italiener immer versehen ist, aufgespannt hatten. So fuhr unser Korps am 8. abends in Codogno ein, wo sich das Hauptquartier etabliert hatte.

An diesem Tage fand bei Melegnano zwischen dem VIII. Korps

und dem französischen II. Korps ein äußerst blutiges Gefecht statt, dessen Resultat leider wieder trotz heldenmütiger Verteidigung des Ortes und der Brücke am Lambro ungünstig für uns ausfiel. Einer meiner Kameraden von Mainz her, Oberleutnant Sedlaczek des Infanterieregiments Kronprinz von Sachsen Nr. 11, zeichnete sich hierbei derart aus, daß ihm, dem Oberleutnant, der Leopoldsorden verliehen wurde. Er hatte ihn teuer erkauft, denn er war so vielfach verwundet worden, daß er von da ab zeitlebens ein, aber bis heute noch immer schöner, Invalide blieb.

Am nächsten Tage schon zerfiel dieses schöne Korps in seine einzelnen Bestandteile, die nach verschiedenen Richtungen abgingen. Mittlerweile war der Befehl nach Piacenza gelangt, die Festung zu räumen und die kaum vollendeten und armierten Gürtelwerke am rechten Poufer zu sprengen. Zur Ausführung dieses Befehls ritt unser Geniechef Oberst von Radò selbst nach Piacenza, mich und Oberleutnant von Peche dahin mitnehmend. In Piacenza erregte der Befehl zur Sprengung der neuen Werke unter den Genieoffizieren große Entrüstung, denn man war der Ansicht, daß sich die Festung selbst gegen Uebermacht lange halten und dadurch eine vorteilhaftere Lage für die Armee hätte herbeiführen können. Ich konnte diese Ansicht nur teilen. Bei der Versammlung der Genieoffiziere, die Oberst von Radò am frühen Morgen des 10. Juni behufs Befehlserteilung für die vorzunehmenden Sprengungen abhielt, erlaubte ich mir als ältester der versammelten Genieoffiziere zu bitten, er möchte beim Armeeoberkommando doch noch Vorstellungen gegen die Sprengungen unter Darlegung der Gründe machen. Oberst von Radò nahm die Bitte aber sehr ungnädig auf und meinte, dazu hätte er mich nicht mitgenommen, um ihm Opposition zu machen. Es bleibe bei dem Befehl, und der sei auszuführen. Darauf begaben sich die Genieoffiziere sofort auf ihre Werke, um die Sprengungsvorbereitungen zu treffen. Ich fuhr zum Fort Lazzaro, um dort dem Offizier, der den Gebrauch der Feldzündapparate nicht gut kannte, behilflich zu sein. Es war anbefohlen, die Sprengung der Werke vom rechten Flügel an gegen den linken in Zwischenpausen von einigen Minuten nacheinander vorzunehmen. Diese Zwischenpausen wurden aber ob des drohenden Gewitters, das von Süden her herankam und uns befürchten ließ, daß die sich über der Erde befindlichen Zündleitungsdrähte durch den Ausbruch des Unwetters Schaden erleiden könnten, nicht eingehalten. Leider wurde beim Sprengen des Forts Lazzaro Oberleutnant Baron Pasetti durch einen herabfallenden Stein am Kopfe, wie es schien, nicht unerheblich verwundet.

Nach der Sprengung fuhren Hauptmann Baron Knobloch, der verwundete Oberleutnant Baron Pasetti und ich mit dem Zündapparate in der bereitstehenden Timonella gegen das nächstliegende Festungstor. Da wir aber vor dem Tore statt einer Wache von unseren Truppen eine Wache der Guardia civica sahen, fuhren wir links um die Festung herum bis zum Potor. Aber, o weh! Auch hier war Guardia civica. Die Garnison hatte unter Generalmajor von Roesgen schon um zwei Uhr nachmittags, während wir die Forts zur Sprengung vorbereiteten, ohne uns vom Abmarsch in Kenntnis zu setzen, die Festung verlassen und war über die Schiffbrücke bereits auf das linke Pousfer marschiert, wo sie neben einer Batterie, die ihre Kanonen gegen das Potor gerichtet hatte, Aufstellung nahm. Es hätte zwar die Besatzung am rechten Poufer gegen Mantua marschieren sollen, sie marschierte aber nicht diesen Weg, sondern über Codogno gegen Pizzighettone. Die zwar übereilte, aber doch in vollkommener Ordnung erfolgte Räumung von Piacenza hatte ihren Grund in den Nachrichten, die über die Revolution in Parma und den Anmarsch des französischen Korps unter Prinz Napoleon einliefen. Man sah schon in jeder vom Gewittersturm aufgewirbelten Staubwolke das Zeichen des unmittelbaren Anrückens des französischen Korps. Nach Abzug unserer Truppen formierte sich in Piacenza eine Guardia civica, besetzte, wie erwähnt, alle Festungstore, und patrouillierte zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt herum. Der Rückzug der Truppen vollzog sich in vollständigster Ruhe, und auch die Bevölkerung zeigte sich gegen die Abziehenden von einer seltenen Zuvorkommenheit, wie auch aus Nachfolgendem ersichtlich ist.

Am früher erwähnten Potor gesellte sich zu Oberleutnant Pasetti und mir auch Oberleutnant von Peche, Adjutant des Obersten von Radò, der noch an der Trebbia weilte. Wir alle hatten unsere Pferde noch in der Stadt, in den Ställen des Gasthofes, und wollten diese um keinen Preis der Guardia civica als leichte Kriegsbeute zurücklassen. Wir gingen auf die Wache der Guardia civica zu und erklärten ihnen, warum wir nochmals in die Stadt wollten, worauf uns der Wachkommandant mit einem „Prego di passare“ hineinließ. Während die Pferde gesattelt wurden, nahmen wir in aller Ruhe einen Imbiß, ließen dann noch in einer nahen Apotheke den verwundeten Oberleutnant Baron Pasetti kunstgerecht verbinden und stiegen dann zu Pferde, nahmen auch die Pferde des Herrn Obersten mit und passierten wieder ganz ungehindert das Festungstor. Es wollte uns zwar eine Abteilung vom Heß-Infanterieregiment, die uns in die Stadt hineingehen sah, als Eskorte dahin begleiten, stand aber

über unsere Bitte von dem Vorhaben ab und stellte sich nur vor der Aufzugsbrücke, für alle Eventualitäten bereit, auf. Nach Passieren der Aufzugsbrücke hörten und sahen wir noch, wie unter ziemlich viel Lärm und Geschrei und mit großer Kraftanstrengung die Brücke aufgezogen wurde. Wir schlossen uns nun jenseits der Pobrücke der dort stehenden Arrieregarde der Brigade von Roesgen an. Es fehlte aber noch Oberst von Radò, welcher der wichtigen Sprengung der Trebbiabrücke beiwohnen wollte, die sich über Gebühr in die Länge zog. Endlich hörten wir eine starke Detonation, und nicht lange darauf machte sich unter den zahlreichen Menschen, die auf dem Festungswalle standen, eine Bewegung bemerkbar. Daraufhin ertönten mehrere italienische Stentorstimmen gegen uns zu: „Il colonello non può passare questa porta, perchè il tirra-ponte è rovinato, ma passarà per l'altra porta," womit die westlichere, gegen die Trebbia gelegene gemeint war. Zuvorkommender und artiger konnte sich wohl kein Feind zeigen. Mittlerweile war der Abend angebrochen.

Wir Genieoffiziere ritten schweren Herzens gegen Norden weiter, kamen an einen hoch angeschwollenen Bach, an dem zwei Soldaten als Posten standen. Wahrscheinlich ziemlich schlaftrunken, machten oder wollten sie unserer Kavalkade durch Zurücktreten Platz machen und fielen dabei beide nach rückwärts in den Bach. Da ich als nächster das zuerst sah, stieg ich vom Pferd, ließ mich langsam ins Wasser, stieß bald auf dessen Grund und half den beiden bepackten und armierten Soldaten auf die Beine, so daß sie mit Hilfe der anderen Offiziere rasch wieder, wenn auch pudelnaß, ihren Posten beziehen konnten. Ich war aber nicht minder naß und hatte um so weniger Aussicht, trocken zu werden, als ganz rehlederne Hosen besonders schwer trocknen. Aber da half kein Heulen und Zähneklappern, es mußte weitergeritten werden.

In Maleo stießen wir auf die Arrieregarde der Brigade Bils des V. Armeekorps, mit der wir die Nacht noch weiter bis Pizzighettone marschierten. Dort angekommen, ruhten wir etwas aus. Dann traf mich aber am nächsten Tage, also am 11. Juni, eine sehr harte Arbeit. Ich sollte die zum Abbrennen hergerichtete Jochbrücke sprengen, da man befürchtete, daß das Abbrennen der mit einem Straßenpflaster versehenen Brückenfahrbahn nicht gelingen möchte. Es wurden drei der hölzernen Joche nach Vorschrift für die Sprengung vorbereitet und die Leitung an das linke Addaufer geführt, wo in einer nahegelegenen Kasematte der Feldzündapparat aufgestellt war. Ich begann die Orgeldreherei des Apparates, und

es erfolgte ein furchtbarer Krach, der mich hoffen ließ, daß die Brückenteile ober den drei geladenen Jochen vollkommen zerstört seien. Leider war dem aber nicht so, und es hätte keiner großen Anstrengung bedurft, um die zerrissenen Brückenfelder wieder gangbar zu machen. Nun mußte sie doch abgebrannt werden. Wir schleppten noch Faschinen und Pech herbei, schlugen Löcher in das Brückenpflaster, damit von unten ein Luftzug entstehe, schoben mit Pech übergossene Faschinen zwischen die Streben und die Piloten durch, aber all das genügte nicht, die durch frühere Regen ganz durchnäßten Holzbestandteile der Brücke gehörig in Brand zu bringen. Ich und andere bedeckten uns mit nassen Säcken, um etwas gegen die Hitze geschützt zu sein, und ließen durch ebenso vermummte Soldaten an jene Stellen, wo es nicht recht brennen wollte, noch Brennmaterial zutragen. Endlich gelang es doch, einen Brand zu entwickeln, durch den die drei Brückenfelder einfielen. Damit begnügten sich Generalmajor Bils und Oberst Radò. — Eines profitierte ich aber doch dabei: meine bisher noch nassen rehledernen Hosen waren vollkommen trocken geworden. Dagegen trug ich von dem Bade in dem angeschwollenen Bache, den nassen Hosen und der Hitze beim Abbrennen der Brücke einen Gedärmkatarrh davon, der mich mehr oder minder bis Ende August, wo ich nach Condino kommandiert wurde, plagte. Nun marschierten wir mit der Brigade Bils, welcher die Brigade Roesgen folgte, über Verola vecchia nach Verolanova, wo das Hauptquartier der II. Armee sich befand, und mit diesem ging's dann weiter nach Leno, Castiglione delle Stiviere, Custozza, Pozzolengo und schließlich nach Valeggio.

Vom 16. Juni an erhielt die österreichische Armee eine neue Einteilung ihrer Streitkräfte. Das Armeeoberkommando übernahm Seine Majestät selbst. Die I. und II. Armee bildeten die am Mincio stehenden eigentlichen Offensivstreitkräfte. Zum Kommandanten der I. Armee wurde Feldzeugmeister Graf Wimpffen, zu dem der II. Armee General der Kavallerie Graf Schlick ernannt. Feldzeugmeister Graf Gyulai wurde damit seines Kommandos enthoben, und sein Generalstabschef Oberst Baron Kuhn erhielt eine andere Bestimmung. Die III. Armee in Deutschland erhielt Erzherzog Albrecht, die IV. im Venezianischen, Triest und dem Küstenlande Graf Degenfeld.

Die neue Zusammenstellung der maßgebenden Persönlichkeiten im Großen Hauptquartier Seiner Majestät war eine nichts weniger als glückliche. Generalstabschef war Feldzeugmeister Baron Heß, Souschef Generalmajor Baron Ramming. Diese zwei Persönlich-

keiten paßten nicht zueinander. Es bestand zwischen dem genialen, ruhigen, überlegten, aber nicht sehr redegewandten Baron Heß und dem aufgeregten, aufbrausenden, redegewandten und äußerst rechthaberischen Baron Ramming ein zu großer Charakterunterschied, als daß diese zwei in ihren Ansichten leicht hätten übereinkommen können. Die Ansichten des letzteren gewannen, wie es sich in der Folge zeigte, leider nicht zum Besten unserer Armee, die Oberhand. — Generaladjutant Feldmarschalleutnant Baron Schlitter war schon von früher aus dem Hauptquartier des Marschalls Graf Radetzky her als Antagonist des Feldzeugmeisters Baron Heß bekannt. Aber der Marschall wußte diese Disharmonie im Verein mit Feldmarschalleutnant Baron Schönhals nach Möglichkeit auszugleichen. Charakteristisch für diesen Zwiespalt bleibt das Buch, das Baron Schönhals über die Ereignisse von 1848/49 herausgab, in dem des Baron Heß nicht mit einem Worte Erwähnung geschieht.

Zu allem diesem trat dann auch noch eine gewisse Schwerfälligkeit und Langsamkeit in der Befehlsgebung ein, indem jedes Kommando durch alle Instanzen hindurchgehen mußte, bis es zum ersten Generaladjutanten General der Kavallerie Graf Grünne kam und von diesem die Signatur erhielt, durch welche es erst reif zur Ausgabe wurde. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich diesen Umständen das die Truppen ermüdende Hin- und Her-, Vor- und Zurückmarschieren der verschiedenen Armeekorps vor der entscheidenden Schlacht und auch die Tatsache zuschreibe, daß an diesem Tage die österreichischen Armeeteile zur rechten Zeit und am richtigen Ort meist in der Minderzahl erschienen und kämpften.

Zu der Erzählung der Ereignisse, die ich selber erlebte, übergehend, erzähle ich noch folgendes. Durch die unter Major Baron Appel am 21. und 22. Juni glänzend längs der ganzen Front der italienischen und französischen Armee unter mehrfachen Gefechten durchgeführte Rekognoszierung wußten wir alle im Hauptquartier der II. Armee, wo der Feind stand. Ich trat am 23. Juni gegen Abend in den kleinen Garten hinter dem Palast in Volta, in dem Graf Schlick Teile seines Hauptquartiers hatte, und fand dort an der Parapettmauer des Gartens sitzend und in einem Hefte lesend, das ganz Dienstformat hatte, den Feldartilleriedirektor Theresienordensritter Baron Stwrtnik. Neugierig, wie ich war, erlaubte ich mir, ihn zu fragen, ob das, was er lese, die Dispositionen für die folgenden Tage seien, und meinte hierbei, wenn wir am 24. in aller Früh vorrücken, müssen die beiden Armeen nach dem Rekognoszierungsbericht von Major Baron Appel und den Distanzen, die ich auf der

Karte abgemessen hätte, zur Hauptschlacht zusammenstoßen. Er entgegnete, bei so großen Truppenkörpern gehe das nicht so schnell, und es könnten am 24. höchstens Vorpostengefechte vorkommen. Ich war über diese Antwort, die mir nicht ganz einleuchten wollte, etwas beschämt, ging nach Hause und entfaltete dort nochmals meine Karten und maß mit Oberleutnant von Peche von neuem die Distanzen zwischen den beiden Armeen, soweit wir sie kannten, ab und kam dadurch wieder zu der Ansicht, daß es am 24. eine Schlacht geben müsse. Am 23. abends stieg ich noch auf das Belvedere bei Volta und sah durch mein Fernglas feindliche sowie auch eigene Lagerfeuer.

Von Schlafen war zwischen all den stinkenden Seidenwürmern, bei denen wir einquartiert waren, keine Rede. So war ich denn auch schon in aller Früh am 24. vor vier Uhr wieder auf dem Belvedere nordwestlich von Volta, wo ich schon gegen die Ebene zu Kanonenschüsse hörte. Ich ging in mein Quartier zurück, teilte, was ich gehört und gesehen, Oberleutnant von Peche mit und meinte zu diesem, wir müßten gewiß früher aufbrechen als neun Uhr, wie es bestimmt war, und ich würde daher hinuntereilen, wo unsere Pferde stehen, und unseren Burschen benachrichtigen, daß wir wahrscheinlich schon eher abreiten. Als ich nach acht Uhr ein zweites Mal in den Stall hinunter- und dann wieder die Straße heraufging, kam Seine Majestät mit kleiner Suite den Weg herauffahrend an. Dem schönen Wagen folgten in einem recht miserabeln Gespann Feldzeugmeister Baron Heß und Generalmajor Baron Ramming. Beide kannten mich persönlich recht gut. Da sie ob der vielen Gespanne und Pferde, die die Straße verstellten, nicht weiterfahren konnten, öffnete ich ihnen die Wagentür und half ihnen aussteigen und sagte zu Generalmajor Baron Ramming: „Mir scheint, die Schlacht ist schon im Zuge." Er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Nun folgte ich, neugierig wie ich auf alles Kommende war, auf die Plattform nach, wo bereits Seine Majestät mit seiner Suite stand und durch sein Glas eifrig Umschau hielt. Man hatte von dieser Plattform eine prachtvolle Aussicht gegen die Ebene und gegen das davor gelagerte Hügelland. Feldzeugmeister Baron Heß und Generalmajor Baron Ramming gesellten sich zu Seiner Majestät, und täuschen mich nicht Erinnerung und alle Sinne, so sagte Feldzeugmeister Baron Heß nach emsiger Umschau und mehrfach empfangenen Meldungen gegen Seine Majestät gewendet: „Der Feind hat die Schlacht angenommen," worauf Generalmajor Baron Ramming wieder eine ärgerliche abwehrende Handbewegung machte und dabei äußerte, das seien vorläufig nur Vorpostengefechte. Ich erinnere mich auch, daß ich

von dieser Plattform aus Staubwolken, die von den marschierenden Truppen auf den verschiedenen Straßen aufgewirbelt wurden, beobachtete und darunter eine sehr große bemerkte, die von Medole gegen den Mincio ging. Sie rührte, wie ich später erfuhr, von der unter Feldmarschalleutnant Zedwitz bzw. Generalmajor Lauingen retirierenden Kavalleriedivision des Erstgenannten her.

Seine Majestät hielt sich nicht mehr lange auf der Plattform auf und ritt auf der Straße gegen Cavriana weiter. Schlick setzte sich noch zum Frühstück, das mit Zwetschenknödeln endete. Dann stieg er in aller Gemütsruhe, die ihn nie verließ, mit der ganzen Suite zu Pferde und ritt mit dieser im scharfen Trab, der einen Staub aufwirbelte, daß man die Schweife der vorderen Pferde nicht vor sich sehen konnte, ebenfalls gegen Cavriana. Aber ehe wir dahin gelangten, hoben sich alle Hände über den Köpfen empor zum Zeichen, daß man halten müsse. Es brachte Rittmeister Brodtrager die Meldung vom Kommandanten des I. Korps Graf Clam-Gallas, daß sich das Korps nicht mehr halten könne und er um Unterstützung bitte. Schlick befahl deshalb, daß das VII. Korps vorrücken solle. Zu derselben Zeit, als Graf Schlick anhielt, um erwähnte Meldung zu empfangen, nahte sich ihm ganz erhitzt und verstaubt der junge Rittmeister des 10. Husarenregiments Karl Freiherr von Lederer und meldete, daß er eben von dem Vorstoß, den Oberst Baron Edelsheim gegen die feindliche französische Armee gemacht habe, zurückkehre. Die wenigen Husaren, die hier mit ihm seien, wären der ganze Rest seiner Schwadron. Alle übrigen seien gefallen oder versprengt. Von den letzteren erfuhr ich später, daß sich noch gar manche ralliiert hatten. Bei der kleinen Abteilung Husaren, die zu uns gestoßen war, befand sich auch ein Unteroffizier, der vor sich über seinen Sattel den Leichnam seines Rittmeisters Otto Freiherrn von Majthényi gelegt hatte, ein Anblick, der uns alle tief ergriff.

Was sich an diesem Schlachttage noch sonst ereignete, möge ein Brief schildern, den ich darüber am 26. Juni von Verona an meinen Vater schrieb. Ich lasse ihn hier auszugsweise folgen.

„Mein lieber Vater!

... Seit meinem letzten Brief hat sich wieder manches Blatt in der Geschichte Oesterreichs gefüllt und gewendet. Du wirst Dich erinnern, daß ich, ohne Pessimist zu sein, schon in Wien mit Mißtrauen den kommenden Krieg beurteilte und zwar, weil ich das System in Oesterreich nicht gutzuheißen vermochte. Waren wir auch bisher schlecht geführt, so hoffte man doch bei der Armee, daß es von nun an besser werden würde, wenngleich man über gar manches noch in

starkem Zweifel war. . . . Also am 23. haben unsere Offensivbewegungen wieder begonnen. An diesem Fronleichnamstage zog die katholische kaiserliche Armee in den Kampf und überschritt den Mincio bei Goito, Ferri, Valeggio und Salionze. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, waren folgende Dispositionen getroffen: Auf den ausgezeichneten Rekognoszierungsbericht von Major Baron Appel, der dahin lautete, daß die sardische Armee mit zirka 60- bis 70000 Mann zwischen Rivoltella bis gegen Castel Venzago und daß von da die Franzosen über Castiglione delle Stiviere bis Carpenedole zirka 90000 Mann stark stehen, sollte die Armee nun am 23. die Stellungen von Pozzolengo über Solferino, Quidizzolo beziehen und am 24. mit Ausnahme des rechten Flügels konzentrisch gegen die Franzosen marschieren und sie am 25. zur Schlacht zwingen. Hierbei hatte das VIII. Korps, in Stärke von zirka 27000 Mann unter Feldmarschalleutnant Benedek über Salionze, Pozzolengo gegen Lonato den rechten Flügel bildend, gegen die piemontesische Armee vorzurücken. Das V. Korps, 25000 Mann stark, erhielt anschließend an das VIII. die Direktion von Valeggio über Solferino gegen Castiglione delle Stiviere, die Kavallerie Mensdorff hatte Aufstellung am südlichen Fuße der Gebirgskette zwischen Volta und Cassiano. Das I. und VII. Korps, zirka 18000 und 20000 Mann stark, unter Feldmarschalleutnant Graf Clam-Gallas und Feldmarschalleutnant Baron Zobel, hatten en échiquier den früher genannten Korps zu folgen. Die I. Armee unter Feldzeugmeister Graf Wimpffen, und zwar das III. Korps unter Feldmarschalleutnant Fürst Schwarzenberg, zirka 20000 Mann stark, marschierte über Ferri links von der Kavalleriedivision Mensdorff gegen Castiglione delle Stiviere. Diesem hatte sich links anzuschließen das IX. Korps, zirka 25000 Mann stark, des Feldmarschalleutnants Graf Schaaffgotsche, und zwar über Goito gegen Carpenedole, und ebenso das XI. Korps unter Feldmarschalleutnant Baron Weigl. Den linken Flügel hatte die Kavalleriedivision des Feldmarschalleutnants Graf Zedwitz zu bilden zur Bedrohung des rechten feindlichen Flügels und zur Gefährdung von dessen Rückzugslinie. So scheint es mir wenigstens geplant gewesen zu sein.

„Am 23. abends war das Hauptquartier Seiner Majestät des Kaisers in Valeggio, das der II. Armee in Volta, das der I. in Cerea, eine halbe Stunde südlich von Volta. Die zwei Armeen standen sonach von der Eisenbahn über Pozzolengo, Solferino, Quidizzolo. Diese Aufstellung war zirka zwei deutsche Meilen lang, und es waren die beiderseitigen äußersten Vorposten gewiß nicht sehr weit von-

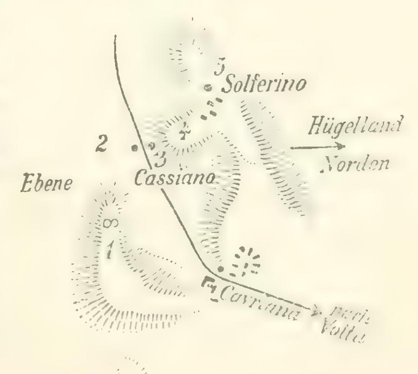
einander. Die Ausdehnung war ungefähr die Hälfte derjenigen, die man für den Schlachttag am 25. geplant hatte.

„Die Franzosen durchkreuzten durch ihre eigene Vorwärtsbewegung unsere Pläne für den 25. und zwangen uns am 24. in zu ausgedehnter Stellung zur Schlacht. Schon um ein Uhr des Morgens schien es, nach Aussagen der äußersten Vorposten, in den französischen Lagern bei Castiglione delle Stiviere und Carpenedole lebendig geworden zu sein. Zwischen zwei und drei Uhr fielen bei Barche di Castiglione die ersten Gewehrschüsse, zwischen vier und fünf Uhr entrierte schon die Artillerie, um sieben Uhr war die ganze Linie mehr oder minder im Feuer. Gegen Mittag erreichte der Kampf seine größte Intensität, und um halb zehn Uhr abends fielen bei der II. Armee im Zentrum die allerletzten Schüsse. Die I. Armee hatte schon früher den Kampf aufgegeben. Also war das Zentrum der II. Armee ungefähr 17 Stunden im Kampfe, dem das Hauptquartier zwölf Stunden beiwohnte. Das Gros der Armee brach leider erst gegen neun Uhr morgens des 24. aus der Stellung vom 23. auf. Das Gros kam sofort in den heftigsten Kampf, den bis dahin die Vortruppen führten."

Nun folgt in meinem Brief das, was ich von Volta aus sehend früher schon berichtet habe, wobei noch nachgetragen sei, daß Graf Schlick, nachdem er in Cavriana angekommen war, noch eine Strecke weiterritt und sich dann zu Fuß mit seiner Suite auf einem Hügel unmittelbar nördlich bei Cassiano postierte. Seine Majestät mit Suite hatte sich, soviel ich mich erinnere, südlich von Cavriana bei der Kapelle Madonna delle Pieve, von der man eine sehr gute Aussicht in das Gefechtsfeld des Hügellandes und der Ebene hat, aufgestellt.

Nun sei mein Brief weiter wiedergegeben:

„Von dem Hügel nördlich Cassiano sah man auf den ersten Blick, daß der Hauptkampf gegen das Zentrum, Solferino, Cavriana gerichtet war. Eben waren starke französische Kolonnen im Begriff, auf der Straße gegen Cassiano vorzurücken. Man beorderte sogleich drei Bataillone und zweieinhalb Batterien der Korpsgeschützreserve nach Cassiano und auf den Hügel, wo wir standen (s. Skizze). Bei 1, 2, 3, 4 stellten sich die Geschütze vor uns auf. Die drei Bataillone postierten sich hinter Cassiano. Als die



Franzosen dies sahen, rückten sie statt auf Cassiano links in eine Mulde und bereiteten sich vor, gegen die Besetzung bei 4 und die Batterie daselbst zu stürmen. Statt daß man, da die Gefahr für Cassiano vorüber war, die drei Bataillone gleich nach 4 beordert hätte, blieben sie untätig stehen. Die Franzosen mit Schwärmen von Plänklern voraus rückten mit einer bewunderungswürdigen Ruhe Schritt für Schritt vor, trotzdem ihre Reihen zusehends gelichtet wurden. Durch dieses Vorgehen der Franzosen war die Batterie um so mehr gezwungen zu retirieren, als sie von einer französischen Batterie bei 5 in die Flanke genommen war. Durch diese Umstände war das Hauptquartier von Graf Schlick gezwungen, nach rückwärts aufzubrechen. Die französischen weitgehenden Granaten der gezogenen Geschütze flogen über unsere Köpfe und in unsere Suite, die noch abgestiegen war. Unsere Pferde standen in einer Mulde. Eine Granate, die nicht krepierte, flog in dem Momente, als wir aufzusteigen im Begriff waren, zehn Schritte vor meinem Schimmel in die Erde; die durch sie aufgeworfenen Steine flogen gegen mich und meinen Nachbar, Major Guran des Generalstabes. Ein Stein zerschlug ihm seine Feldflasche, wodurch er eine kleine Hüftenquetschung erlitt. Wir ritten nun von 1 weiter vor. In Cavriana war indessen ziemliche Unordnung entstanden. Es war hier der Verbandplatz. Hunderte von Verwundeten lagen da, ebenso eine Unzahl von Wagen. Batterien fuhren durch, um auf die nächste Höhe auffahren zu können. Die Suite mußte sich förmlich Bahn brechen. Alle Augenblicke flogen Granaten über unsere Köpfe. Hätte sich unsere Batterie bei 1 nicht so tapfer gehalten, so wäre große Unordnung entstanden. Endlich waren wir glücklich durch Cavriana gelangt und postierten uns bei der Kapelle Madonna delle Pieve seitwärts Seiner Majestät des Kaisers, der noch da war und bald darauf wegritt. In Cavriana wurde das Gefecht zum Stehen gebracht. Nun stellte sich eine Raketenbatterie unmittelbar bei uns auf, die sehr wirksam schoß, aber bald keine Munition mehr hatte und daher sich zurückzog. Bei 2 standen zwei Bataillone der Division des Prinzen von Hessen, der in Cavriana war. Hier empfing Schlick die Meldung vom Rückzug der I. Armee in die Ebene. Infolgedessen erhielt auch Schlick den Befehl, sich kämpfend zurückzuziehen, hartnäckig sich von Hügel zu Hügel verteidigend, was auch geschah. An Stelle der früher erwähnten Raketenbatterie fuhr später eine französische auf, die aber bald durch eine österreichische Batterie zum Schweigen gebracht wurde, worauf eine zweite französische Batterie auf derselben Stelle auffuhr. Während dieses Rückzuges brach das von Westen gegen uns kommende Ge-

witter zirka um halb sechs Uhr in orkanartiger Heftigkeit aus. Der unter großem Wirbelsturm herabströmende Regen und starke Hagelschlag zwang beiden kämpfenden Teilen Waffenruhe auf. Kaum war aber dieses leider gegen uns gerichtete Elementarereignis wenigstens in seiner größten Heftigkeit vorüber, so wurde der Kampf bei der II. Armee, aber nicht mehr mit der früheren Energie, aufgenommen. Bei der I. Armee hatte das Unwetter manche Uebereilung beim Rückzug hervorgerufen. Wäre diese Armee von den Franzosen stärker bedrängt worden, so hätte der Rückzug sehr fatal ausfallen können. Das Hauptquartier der II. Armee nahm vor dem Sturm noch eine dritte, mehr rückwärts gelegene Stellung ein. In dieser empfing Graf Schlick die Meldung von Feldmarschalleutnant Benedek, daß er die piemontesische Armee geschlagen und bis San Martino zurückgedrängt habe. Leider war dieser Sieg umsonst; Benedek erhielt ebenfalls den Befehl zum Rückzug, klopfte aber, bevor dieser angetreten wurde, nochmals die sardische Armee.

„In Volta angekommen, erhielten wir Genieoffiziere des Hauptquartiers — es war schon spät abends — den Befehl, die Ortseingänge von Volta zu verbarrikadieren und selbst erst zurückzugehen, bis die Division des Feldmarschalleutnants Prinz von Hessen Volta passiert hatte. Die Arrieregarde genannter Division rückte gegen halb zehn Uhr in Volta ein. Nachdem sie Volta passiert hatte, schlossen wir die Barrikaden und rückten nach Valeggio ein, wohin das Hauptquartier verlegt worden war. Dieser Ritt von Volta nach Valeggio war schauderhaft. Die Straße war mit Fuhrwerken aller Art in doppelten Wagenreihen, darunter einer Unzahl Wagen mit Verwundeten, die stöhnten und jammerten, derart voll und verfahren, daß die nach Valeggio dirigierten Truppen kaum neben den Wagenreihen fortkamen. Wir selbst konnten uns nur dadurch helfen, daß wir meist im nassen Straßengraben ritten. Ich wunderte mich, wie vorsichtig und doch so sicher die Pferde diesen Weg gingen.

„In Valeggio angelangt, suchte ich mein früheres Logis dort auf und fand bei der sehr freundlichen italienischen Familie noch Platz. So müde ich auch war, konnte ich ob des Erlebten nicht einschlafen. Es schwirbelte mir in Kopf und Herz. War es doch die erste Schlacht, die ich mitgemacht hatte! All der Jammer, den eine solche mit sich bringt, macht einen fürs Allgemeine gefühlsledern. Man empfindet tiefer nur für einzelne Szenen, die man mitansah.“

Damit sei der Auszug aus meinen Briefen geschlossen, und ich fahre nun mit der Erzählung meiner Erinnerungen fort.

In Valeggio machte ich mir anderen Tages am frühen Morgen über Befehl sowie aus eigenem Antrieb gar manches zu schaffen. Ich bereitete die Verbrennung und Zerstörung der Brücke bei Borghetto über den Mincio vor, damit dieselbe nach Passierung aller Truppen leicht zerstört werden könne, ließ Telegraphendrähte abschneiden und sammeln und erbaute zur Bestreichung der Brücke an den westlichen Hängen des den Mincio begleitenden Höhenzuges eine Batterie mit Traversen, welche dem Generalstabschef des Grafen Schlick, Generalmajor Scudier, besonders gut gefiel. Der weitere Rückzug der II. Armee, soviel ich weiß auch der I., ging in voller Ordnung vor sich, denn es hatten sich die während des Kampfes und zu Beginn des Rückzuges untereinander gemischten Truppenteile wieder zu ihren Abteilungen eingefunden. Das Hauptquartier des Grafen Schlick wurde am 26. Juni nach Villafranca verlegt, nachdem das Hauptquartier Seiner Majestät schon nach Verona abgegangen war.

In Villafranca angekommen, erhielt ich am 27. Juni vom Generalmajor Scudier den Befehl, zurückzubleiben und mit zwei Bataillonen, dem Grenadierbataillon vom Infanterieregiment Baron Wernhardt Nr. 16 unter Major Resic und dem Grenadierbataillon vom Infanterieregiment Erzherzog Leopold Nr. 53 unter Major Baron Augustin, die um Villafranca herum erbauten Batterien zu besetzen und Vorposten gegen Norden und Westen um Villafranca aufzustellen. Damit sich die Truppenabteilungen in den Batterien sehen könnten, sollte ich die Maulbeerbäume stutzen lassen. In dieser Stellung hatte ich zu verharren, bis die Arrieregarde des I. und III. Korps, welche nördlich und südlich von Villafranca den Tione überschreiten würden, in die Höhe meiner Vorposten kommen, dann dieselben einzuziehen und mit der Truppe über Dossobuono nach Verona abzugehen. Ich fragte Generalmajor Scudier, ob ich denn keine Geschütze für die Batterien erhalten könne und womit ich denn die Maulbeerbäume stutzen solle? Auf die erste Frage erhielt ich die Antwort „Nein!“, auf die zweite, es wären ja Grenadiere da, die Säbel hätten, mit denen man leicht die dünnen Zweige der Maulbeerbäume abhauen könne. Das Grenadierbataillon von Wernhardt kam zuerst. Ich teilte dem Major meinen Auftrag mit, der sagte aber: „Die Maulbeerbaumarbeit kann ich nicht machen. Die Säbel meines Bataillons sind nicht geschliffen. Ich fand noch keine Zeit dazu, sie schleifen zu lassen.“ Bald darauf kam auch das andere Bataillon, bei dem ich jedoch überhaupt nicht mehr fragte, vielmehr eilte ich auf die Kommune, um mir im Requisitionsweg Aexte und Sägen zu beschaffen, was auch über Erwarten gelang. Mit diesen

wurde nun unter Mithilfe der Grenadiere die Lichtung, soweit sie unbedingt notwendig war, vorgenommen.

Ueber das Warten auf die Bataillone, Aufstellung derselben, Beschneiden der Bäume war es Nacht geworden. Schlafen wollte ich nicht, und obwohl eigentlich nichts zu befürchten stand, wie mir Generalmajor Scudier selbst bemerkte, schlug ich mein nächtliches Hauptquartier im Kaffeehaus auf, das so ziemlich in der Mitte der Stadt lag. Vom Feinde aus wurde meine Gemütsruhe nicht gestört, aber dafür von Freundesseite. Was da alles von Verona aus über Villafranca hinaus instradiert war, klingt beinahe unglaublich. Zuerst kam eine volle Zwölfpfünderprojektsbatterie. Die hielt ich auf und ließ sie in zwei der erbauten Batterien auffahren. Dann kam eine Eskadron neuerrichteter, für das I. Armeehauptquartier bestimmter Stabsdragoner unter Rittmeister Schwarz. Diese behielt ich zurück als Geschützbedeckung. Nun kam noch eine ganze Kolonne Munitionswagen und eine Menge einzelner Offiziere, die zu ihren Truppenkörpern einzurücken hatten. Mit allen hatte ich Kämpfe zu bestehen, denn alle wollten weiter, obwohl ihr Bestimmungsort weit über unsere Arrieregarde hinausreichte. Im ganzen war ich aber jetzt sehr stolz auf meine Arrieregarde. Zwei Bataillone, acht Geschütze, eine Eskadron zu deren Bedeckung, da konnte man immerhin, wenn man gedrängt würde, einige Schüsse wagen.

In der Frühe ritt ich gegen Norden hinaus, weil ich von dorther eine Militärmusik hörte. Das I. Korps marschierte vorbei und mit ihm die Brigade des Grafen Hoditz. Ich machte bei diesem Meldung, was ich hier zu tun habe. Er nahm meine Meldung aber sehr ungnädig auf und meinte, das wäre alles schön und gut, aber das Bataillon nehme er jetzt mit. Das geschah dann auch trotz der Träne, die ich der Hälfte meines Infanteriekörpers nachweinte. Ich ritt nun zu Baron Augustin, erzählte ihm, was mir geschehen, und bat ihn, seine Vorposten nach rechts auszudehnen, was er auch bereitwilligst vornahm. Später lud ich ihn ein, mit mir gegen Grezzana zu reiten, um das III. Korps zu entdecken. Ehe wir noch hinkamen, hörten wir schon wieder eine Militärmusik. Wir warteten nun ab, bis die Korpsarrieregarde erschien, denn dann durften wir auch unsere Vorposten einziehen und nach Verona abrücken. „Ja," sagte Baron Augustin, „ich gehe aber nicht nach Verona, ich muß zum VII. Korps einrücken, das südöstlich von Villafranca gegen Castel d'Azzano marschiert." — „Dann bitte ich dich," sagte ich ihm, „auch die Batterie und die Stabsdragonereskadron mitzunehmen, die zur I. Armee gehören und die auch südöstlich von

Villafranca zu treffen sein dürfte.“ Damit war meine Aufgabe glänzend erfüllt und durch kein Drängen der Franzosen vereitelt. Ich ritt stolz auf meinem Schimmel, den Burschen auf meinem Braunen, das dritte Pferd an dessen Hand als Letzter von Villafranca gegen Dossobuono ab.

Nicht weit von Dossobuono lorgnettierte mich ein Ulanenoffizier. Es war Leutnant von Blücher. Auf seine Frage, woher ich denn komme, sagte ich lachend: „Ich bin die Arrieregarde der II. Armee, respektive des III. Korps.“ — „Ja,“ meinte er, „das sollen ja wir Ulanen sein. Aber unser Regimentskommandant Graf Schaaffgotsche hat das VII. Korps — wohl nicht am richtigen Platz — vergebens erwartet und lagert jetzt vor Dossobuono.“ Ich ritt mit Leutnant Blücher dahin, und es stellte sich durch Einsicht in den schriftlichen Befehl, den mir Graf Schaaffgotsche vorzeigte, heraus, daß in diesem die Oertlichkeit, wo das III. Korps den Tione zu passieren hatte, nicht richtig angegeben war.

In Verona angekommen, meldete ich mich sofort bei Generalmajor Scudier und teilte diesem mein tragisch-komisches Geschick mit. Der ernste Mann mußte selbst lachen und meinte: „Es ist ja nichts geschehen.“ Damit war einstweilen für mich der Krieg beendet. Daß dies so sein werde, war aber nicht die Ansicht der Mehrzahl, die noch überaus kampflustig war und es auch sein durfte, denn aus unserer Stellung im Festungsviereck waren wir, freilich unter anderen Umständen, schon einmal 1848 siegreich hervorgebrochen. Warum sollte sich das nicht wieder ereignen? Es standen ja noch viele Kräfte bisher unbenutzt zur Disposition, und man konnte im Festungsviereck der da lagernden Armee nicht nur Ruhe und Erholung gönnen, sondern die noch unbenutzten Kräfte auch an sich ziehen. Aber die Sache kam anders, als man in der Armee hoffte und wünschte. Unserer militärischen Niederlage waren, wie gar so oft, ja meist, große politische Niederlagen vorangegangen, und zwar schon seit dem Aufmarsch unserer Armee 1854 in Galizien und Siebenbürgen. Den russischen Freund hatten wir verloren und keinen neuen gewonnen. Der freudige Ausbruch des größten Teils von Deutschland bei Beginn des Krieges wurde durch die Haltung Preußens niedergehalten, und auf ein Eingreifen von dieser Seite konnte man nicht mehr hoffen. Im Gegenteil mußte man befürchten, daß der pfiffige und durchtriebene Kaiser Napoleon III. die gegenwärtige Lage Oesterreichs durch Intrigen und Versprechungen so auszunutzen verstehen werde, daß er, ohne sich in weitere Kämpfe einzulassen, die er mit Recht befürchtete, einen Teil seiner Versprechungen an Italien

einhalten und ein schönes Stückchen Land für sich werde erwerben können.

Schon bei Beginn des Rückzuges der II. Armee erhielt das VI. Korps, dessen Hauptquartier bisher in Graz war, den Auftrag, nach Tirol abzugehen. Das Korps kam im allgemeinen in der zweiten Hälfte des Juni auf den ihm zugewiesenen Plätzen an. Zum Kommandanten war der Feldmarschalleutnant Graf Degenfeld bestimmt, dem vom 18. Juni an Feldmarschalleutnant Baron Baumgarten folgte. Als Generalstabschef fungierte Oberst John vom Generalstabe. Die aufgebotenen Tiroler Landesschützen wurden dem Korps untergeordnet. Die Aufgabe dieses Korps war, den rechten Flügel der retirierenden II. Armee zu decken und dem Feinde und dessen zahlreichen Freischaren die Zugänge nach Tirol vom Stilfser Joch bis Chiusa Veneta zu sperren bzw. diese zu verteidigen. Je weiter sich die Hauptarmee zurückzog, desto schwieriger wurde die Aufgabe. Während dieser Zeit bis zu den Friedenspräliminarien von Villafranca fanden zahlreiche kleinere und größere Zusammenstöße statt, von denen die Gefechte bei Bagolino am 23. und 24. Juni und am Stilfser Joch vom 2. bis 8. Juli mit günstigem Erfolge die wichtigsten waren.

Vom 25. an begann der Angriff auf Peschiera, dessen Verteidigungsinstandsetzung und Verproviantierung noch nicht ganz vollendet war, aber noch ihren Fortgang nahm. Der Feind hatte die Absicht, die Festung von der linken Seite des Mincio, die auch wirklich die schwächere war, zu nehmen. Vom 25. Juni bis zu den Waffenstillstandsbedingungen vom 7. Juli, die ein Parlamentär dem Festungskommandanten überbrachte, nahm die Belagerung ihren Fortgang. Vom 30. Juni an war die Festung mit Ausnahme der Wasserseite vollständig eingeschlossen und jedweder Verkehr mit Verona abgebrochen. Die Flottille des Gardasees entfaltete zwar eine große Tätigkeit, soweit es ihr möglich war, hatte aber weder nach Kaliber noch Portee der Geschütze wie nach Bau der Schiffe die nötige Kraft, um gegen die erbauten und mit schwereren Geschützen armierten Landbatterien des Feindes am westlichen Seeufer aufkommen zu können. Das Schiff „Thurn und Taxis", das sich in einen Kampf einließ, endete nach Rettung der Mannschaft mit seinem Untergange.

Der Stillstand der Kriegsoperationen, der nun eintrat, wurde fleißig zur Ergänzung alles in Verlust und in Unordnung Geratenen ausgenutzt. In der Armee war man der Ansicht, daß der Kampf unbedingt seinen Fortgang nehmen würde, aber dem war nicht so. Seine Majestät unser Kaiser erbat sich in einem an Napoleon ge-

richteten Schreiben die Leiche des gefallenen Obersten Fürst Windisch-Grätz. Dem Schreiben wurde durch Kaiser Napoleon in höflichster Weise willfahren und diese Gelegenheit dazu benutzt, unserer Majestät durch Generaladjutant Fleury am 6. Juli in einem Schreiben mitzuteilen, daß eine dritte Großmacht (es war Rußland) sich bemühe, einen Waffenstillstand in Vorschlag zu bringen. Das Bekanntwerden dieses Vorgangs erweckte in der kampfbereiten und mutigen Armee ein ungeheures Aufsehen. Es war der Beginn zum Frieden, dessen Präliminarien in Villafranca am 11. Juli zwischen den beiden Kaisern, die sich persönlich begegneten und ohne Beisein eines Dritten sprachen, festgestellt wurden. Der wirkliche Friede wurde, wie bekannt, in Zürich am 15. Dezember 1859 geschlossen, zwar „für immer und ewig", dauerte aber nur bis zum Jahre 1866!

Nun kehre ich von den großen Geschicken, die sich für Oesterreich abspielten, zu meinem eigenen kleinen Geschicke zurück. Ich war ob allem, was ich erlebt hatte, und ob des physischen Befindens in nichts weniger als in einer rosigen Laune. Insbesondere wäre ich gern die mir noch immer anhaftenden Folgen des nächtlichen Bades in Pizzighettone, die mich in der großen Hitze recht quälten, los geworden. Feldmarschalleutnant Graf Degenfeld, der mich persönlich von Mainz und Wien her sehr gut kannte und mir äußerst wohlgesinnt war, fand mich sehr schlecht aussehend und meinte, es täte not, daß ich in Gebirgsluft käme. Da ich aber mit mehrfachen Arbeiten von seiten meines Feldgeniechefs betraut war, reagierte ich auf diesen wohlgemeinten Rat, der nur mit einer Bitte um Urlaub durchzuführen gewesen wäre, nicht. Sein Rat erfüllte sich später, wie ich noch erzählen werde, von selbst.

Es wäre nicht recht, wollte ich hier nicht auch noch der Tätigkeit gedenken, die meiner Waffe, der ich mit Leib und Seele angehörte, überhaupt zugefallen war. Sie erstreckte sich nicht nur über das eigentliche Kriegstheater, sondern auch über Tirol, Kärnten, Küstenland, Istrien und Dalmatien. Sie involvierte alles, was in das Gebiet von technischen Waffen gehörte. Alle Festungen, Kastelle, Sperrforts, die schon bestanden, wurden in Verteidigungszustand gesetzt, erweitert; passagere Werke in provisorische oder halbpermanente umgewandelt, in Bau begriffene permanente Werke in aller Eile der Vollendung zugeführt. Umfassende Feldbefestigungen, besonders in Gestalt von größeren oder kleineren Brückenköpfen, Brücken über kleinere Gewässer wurden erbaut, Holz- und gemauerte Brücken und Häuser anläßlich der Lichtung von Vorfeldern zum Abbrennen und Sprengen vorbereitet und vielfach gesprengt. Selbstverständlich wurde

die Zahl der in den benannten Ländern schon bei Ausbruch des Krieges vorhandenen Offiziere und technischen Truppen soweit möglich vermehrt. Es dürften die Leistungen und Taten — wollte ich sie alle eruieren und beschreiben — ein ganzes Buch ausfüllen, was aber doch nicht direkt zur Beschreibung meines Lebens gehört.

Wir technischen Offiziere, speziell wir Genieoffiziere, waren wie die Mädchen für alles in einem großen Haushalte. Wir bekamen alle möglichen Aufträge und hatten das Los, von niemand recht gemocht und geschätzt zu sein. Das Traurigste unserer Tätigkeit war aber, daß das Geschaffene selten benutzt und oft von denen, die es im Schweiße ihres Angesichts geschaffen hatten, zerstört werden mußte. Wer das nicht selbst mitgemacht hat, wird schwer das Gefühl begreifen, das sich jedes einzelnen, den es traf, bemächtigte.

Vorderhand blieb ich in Verona. Ueber meine Tätigkeit daselbst in fortifikatorischer Beziehung schrieb ich von da einen ziemlich charakteristisch-humoristischen Brief an meinen Vater, den ich auszugsweise wiedergebe. Ich war mit der Ausarbeitung eines Projektes für ein permanentes Werk betraut. Ueber diese Arbeit heißt es in meinem Briefe:

„... Hinsichtlich des mir übertragenen Projektes, das ich übrigens schon fertig habe, muß ich Deine vielleicht ideellen Anschauungen ins richtige Gleise bringen. Es geht nämlich mit derlei Projekten oft gar sonderbar zu. Wenn man von den Menschen behauptet, sie ändern sich alle sieben Jahre, so kann man von den Projekten sagen, sie ändern sich alle Jahr siebenmal. Das geht nämlich so zu. Ein beliebiger Vorgesetzter sagt: ‚Sie, Sie müssen einen Turm projektieren. Er darf nicht viel kosten. Ich habe hier selbst eine Skizze davon gemacht.‘ Dabei drückt er Dir einen Wisch in die Hand. ‚Das ist aber nur so eine Idee; Sie müssen halt etwas darüber nachdenken.‘ Nun setzt man sich hin, findet auf dem übergebenen Papier nicht eine Linie, mit der man einverstanden sein kann, sagt also dem betreffenden Vorgesetzten in höflichster Form: ‚So geht es absolut nicht.‘ Der meint: ‚Ja, dann müssen Sie es eben anders machen.‘ — Nun macht man's anders und fertig, berechnet die Kosten und legt es vor. ‚Ja, wo denken Sie hin? Das kostet vielzuviel! Machen wir es kleiner.‘ Gut. Es wird wieder fertig. Nun kommt es zur nächsten Instanz. Die streicht gut und schlecht und sendet es zur Umarbeitung zurück. Diese wird gemacht, geht von neuem zur Inspektion und schließlich hinauf zur Generalgenieinspektion. Die meint: ‚Zurück mit dem Wisch, der gar nicht zu brauchen ist!‘ — Es wird nach gegebenen Direktiven wieder um-

gearbeitet, geht durch die vorgeschriebenen Instanzen wieder hinauf und wieder zurück, wird endlich gutgeheißen, wegen Mangel an Geld aber nicht ausgeführt. Nach Dezennien geht ein vom Alter gebückter Genieoffizier bei der Stelle vorbei, wo sein Projekt, das gutgeheißen worden war, hätte hinkommen sollen, und findet da ein Werk, das mit dem seinerzeit von ihm ausgearbeiteten auch nicht die leiseste Aehnlichkeit hat. Hierbei erlaube ich mir, Dir die Definitionen über passagere Befestigungen nach den Erfahrungen des letzten Krieges, wie sie hier zirkulieren, wiederzugeben: Was ist eine passagere Befestigung? Eine solche, wo die Truppen als Passagiere fungieren. — Was ist ein Brückenkopf? Es ist eine starke Verschanzung zur Deckung einer Brücke, die man sogleich verläßt, sobald sich der Feind nähert. — Welcher Unterschied ist zwischen Wilhelm dem Eroberer und dem Kommandierenden X.? Wilhelm der Eroberer verbrannte alle Schiffe hinter sich, damit er nicht zurückkönne. X. verbrennt alle Brücken und Stege vor sich, damit er nicht mehr vorgehen kann."

Am 16. August erhielt ich den Befehl, am 17. nach Südtirol abzugehen, um daselbst im permanenten Stil Projekte für die in den Judicarien und dem Val d'Ampola bereits gewählten Punkte zu verfassen. Diese Projekte sollten aber, wenn möglich, bis Ende des Monats fertig sein, zu welcher Zeit Feldmarschalleutnant Graf Degenfeld intentionierte, nach Tirol zu kommen. Ich gebe über meine Reise nach Condino und meine Beschäftigung daselbst wieder einen Auszug aus einem Briefe von dort vom 28. August.

„Mein lieber Vater!

... Ich fuhr sonach am 17. von Verona ab. Da ich weder wußte, wo ich mein Hauptquartier aufschlagen werde, noch ob dahin eine Post gehe, noch wie lange ich dort bleiben werde, so ließ ich meinen Diener in Verona. Meinen Weg nahm ich mit der Eisenbahn nach Trient, sah aber hierbei aus den Eisenbahnfenstern immer nur einen Teil der prachtvollen Gegend, die ich vom Jahre 1849 her schon kannte. Von Trient fuhr ich per Wagen über Mori und Nago nach Riva. Bei Nago wendet sich die Straße im rechten Winkel nach links ab, und man sieht da auf einmal den herrlich blauen Gardasee. Ein unbeschreiblich schöner Anblick, der mich entzückte, zugleich aber Sehnsucht nach Euch — Theo — den Kindern und der Heimat erweckte. In Riva aß ich in dem wanzenberüchtigten Hotel zur Sonne sehr gut zu Mittag, fuhr dann über die so kühn angelegte, in den Felsen gehauene, oft als Halbgalerie und mit Tunnels versehene, stets ansteigende Straße nach dem Val di Ledro. Diese Straße sah ich im Jahre 1849 entstehen. Ihre Aus-

steckung geschah vom gegenüberliegenden östlichen Gardaseeufer, indem Leute, an Seile gebunden, von oben an der Felswand die Visuren der Straße mit weißer Farbe auf die Felswand malten. Auch der weitere Weg durch das Val di Ledro und an dem gleichnamigen See entlang ist sehr schön. Die Fortsetzung des Weges bildet das enge, mehr oder minder von steilen Felswänden eingeschlossene Val d'Ampola. Am Ausgang dieses Tals liegt der Ort Storo im Chiesetal. Hier übernachtete ich, um den andern Tag, am 18. August, in Condino einzurücken, wo ich mein Hauptquartier aufschlug. Ich meldete mich bei Oberstbrigadier Baron Kuhn, der im selben Hause wohnte, wo ich Logis fand. An diesem Tage ist Seiner Majestät Geburtstag. Da blieb ich natürlich untätig und machte trotz geschwollener Backe alle schon vorbereiteten Feierlichkeiten mit, als da sind: die heilige Messe, Parade, das Essen, Scheibenschießen und den Zapfenstreich. Am 19. fuhr mich Oberst Baron Kuhn in seinem eigenen Wagen nach Lardaro, um mir zu erklären, was er daselbst an Befestigungsanlagen zur Sperrung des Tales für nötig erachte. Daß mir für meine Projekte die tatkräftige und auf die kameradschaftlichste Weise erteilte Hilfe des Genannten von großer Wichtigkeit war, ist gewiß. Ich muß hierbei erwähnen, daß Oberst Baron Kuhn eine Kenntnis des Landes zeigte, als ob er von einer Vogelperspektive aus dasselbe in allen Falten gesehen hätte. Der kurze Aufenthalt in dieser herrlichen Luft, unter Beihilfe von ausgezeichnetem Tirolerwein und guter, wenn auch derber Kost, machte mich schneller gesund, als ich hoffen durfte, was auch meinen Arbeiten zugute kam, die ich mit freierem Kopf in Angriff nehmen und fortsetzen konnte. Ich pendelte selbstverständlich zwischen Lardaro, Storo und dem Val d'Ampola hin und her, benutzte die übriggebliebene Zeit von früh bis abends, um unter Beihilfe des mir zugeteilten Genieoberleutnants Wahlberg an den Projekten zu arbeiten. In Condino war es auch, wo ich zu meiner größten und freudigen Ueberraschung aus dem Verordnungsblatte ersah, daß ich für meine Leistungen während des Feldzuges mittels Allerhöchster Entschließung vom 15. August das Ritterkreuz des Eisernen Kronenordens mit der Kriegsdekoration erhielt."

Was sich nun hinsichtlich der von mir ausgearbeiteten Projekte ergab, erzähle ich in einem weiteren Brief an meinen Vater de dato Condino, 31. August:

„Mein lieber Vater!

... Am 27. war der Armeekommandant mit seinem Generalstabschef, Genieinspektor und Anhängseln hier, um die Punkte an-

zusehen, die befestigt werden sollen, sowie die darauf bezüglichen Projekte, die ich gearbeitet hatte, zu begutachten. Eine solche kommissionelle Beschauung ist schrecklicher für den Projektierenden als die Wasser- und Feuerprobe der ‚Zauberflöte‘. Zuvörderst kommen die Herren mit der Idee hier an, eine Paßenge, geeignet für Paßsperren, im eigentlichen Sinne des Wortes zu finden, d. h. Plätze, deren Abschließung wirklich jedes weitere Vorgehen des Feindes unmöglich macht. Sie waren daher nicht wenig erstaunt, als der Engpaß in dem Val d'Ampola überall als zu umgehen geschildert wurde und sie bei Lardaro keineswegs eine Paßenge, sondern eine zu befestigende Stellung fanden. Nachdem die verschiedenen Geister sich ausgequetscht hatten, fand der Armeekommandant, daß in diesem Val d'Ampola etwas weiter zurück beim Wasserfall eine bessere Stelle zum Abschluß wäre. Ein anderer fand, die gewählte Stelle beim Eisenhammer Ligenti wäre schon gut, aber das Werk nicht am richtigen Platz. Ein dritter: ‚Ah! Das Werk ist superb, aber es ist zu groß und kostet zuviel.‘ Ein vierter fand: ‚Ja, der eigentliche zu befestigende Punkt, der nebst der Defensive auch Offensivstöße erlaube, sei weder da, wo der Armeekommandant noch die anderen glauben, sondern östlich von Storo.‘ Endlich kam die große Strategie in Frage und fing von Knotenpunkten an, bis man endlich zu der Behauptung kam, der eigentliche strategische Punkt wäre die östlich von Storo gelegene, kuppenartige Nase des dortigen Gebirges. Das Endziel dieses interessanten Zehngesprächs war, daß ich für drei verschiedene Punkte — noch Projekte auszuarbeiten bekam, wodurch ich gezwungen bin, noch hierzubleiben. Ja, so viele Köche, und keiner weiß ganz klar, was für eine Suppe gekocht werden soll. Von hier ging die in strategischen Ideen im großen Sinn ganz verlorene Gesellschaft nach Condino, wo sich die Strategie in eine friedlich taktische Beschäftigung mit den drei Waffengattungen: Löffel, Messer und Gabeln verwandelte und schließlich in eine süße Harmonie überging, in der neue Kräfte gesammelt wurden, um die höheren Ideen für Lardaro zu entwickeln.

„Hier waren die Meinungen weniger verschieden, nur mein edler Freund und Chef Oberst Radò wollte statt des bisher fürgewählten Punktes einen haben, um ihn, wie er sich ausdrückte, im negativen Sinn zu befestigen, d. h. ihn dem Feinde als Position zu entziehen, ohne selbst einen anderen Nutzen davon zu haben. Mit diesem negativen Punkt fiel er aber positiv durch. Es blieb bei den fürgewählten drei Punkten und der Ergänzung derselben für mobile Truppen durch Feldbefestigungsanlagen.“

Damit schließe ich den Auszug aus dem Briefe und füge diesem noch bei, daß ich infolge der hinzugekommenen Arbeiten erst anfangs September von Condino nach Verona zurückkehrte. Während meines Aufenthaltes in Condino war ich mehr oder minder in meiner allerdings sehr geringen freien Zeit mit dem Brigadier Oberst Baron Kuhn oft zusammen. Es ergab sich dabei die Gelegenheit, daß mir Genannter viel von den eben verflossenen Kriegsereignissen erzählte. Er hat mich hier authentische Sachen lesen lassen, aus denen hervorgeht, daß, wenn man seinen Plänen und Ideen bei Beginn des Krieges gefolgt wäre, wahrscheinlich vieles anders und zu unseren Gunsten hätte ausfallen müssen.

Bald nach meiner Ankunft in Verona wurde ich zu einem Diner bei dem Feldmarschalleutnant Graf Degenfeld eingeladen, wobei auch mein früherer Festungskommandant Generalmajor Pokorny anwesend war. Ich dürfte kaum fehlgehen, wenn ich glaube, daß ich seinem äußerst wohlwollenden Bericht über meine Tätigkeit am Gravellone zum großen Teil meine Dekorierung verdanke, denn auch beim Diner erwähnte Generalmajor Pokorny meiner Gravellonearbeiten und äußerte sich über sie zu Graf Degenfeld, er müsse doch sagen, daß von allen Feldbefestigungsarbeiten die großartigsten und schönsten die von Hauptmann Baron Salis am Gravellone erbauten gewesen wären.

Am 24. September überreichte ich meine Arbeiten unter Beilage eines eingehenden Memoires meiner vorgesetzten Feldgénieinspektion, die alles im Dienstwege weiterbeförderte. Und was geschah mit diesen Arbeiten? Von den drei Werken für Lardaro wurden hernach, zwar ähnlich den meinen, aber nur zwei ausgeführt und das, was mir und Oberst Baron Kuhn sehr wichtig schien, weggelassen, unterhalb der Stellung aber, rechts von der Straße, eine permanente Straßensperre angelegt, welche nichts weniger als eine solche war und späterhin den Weg alles Irdischen ging. Dafür entstand in späteren Jahren auf einem rechtsseitigen Gebirgsvorsprung hoch über der ganzen Stellung ein sehr schönes, allen neuesten Anforderungen entsprechendes permanentes Werk, das die feindlichen Artilleriepositionen ausgezeichnet beherrscht. Von den drei Projekten für das Val d'Ampola wurde keines ausgeführt. Hingegen an dem Punkte, für welchen ich in meinem Memoire auf die im besten Schußertrag liegenden, den Punkt überhöhenden Gegenpositionen am Monte Croce aufmerksam machte, ein im Mauerwerk und konstruktiv viel schwächeres Werk als das meine hingebaut, das im Jahre 1866 nach dreitägiger heldenmütiger Verteidigung gegen vielfache

Ueberlegenheit von größeren und zahlreicheren Geschützen und allseits umringt von Truppen, welche die Höhen und Straßen besetzt hatten, am 19. Juli kapitulieren mußte.

*

Seit den Niederlagen, die wir erlitten hatten, plagten mich ganz ernstlich Quittierungsgedanken, mit denen aber weder mein seliger Vater noch meine am Rhein weilende Frau einverstanden waren und sie mir auszureden suchten. Als dann auch die Zeit herannahte, wo ich in die Lage kam, meinen Urlaub anzutreten und meiner Familie wieder näher zu sein, verblaßten diese Gedanken. Noch ehe die Auflösung der Feldgenieinspektion Platz griff, wurde ich am 24. September 1859 der Geniedirektion in Verona provisorisch zugeteilt. Geniedirektor war damals Oberstleutnant Franz Edler von Neuhauser, einer der liebenswürdigsten, gescheitesten und ruhigsten Vorgesetzten, die ich je hatte. Er besaß eine Eigenschaft, die das Dienen unter ihm außerordentlich angenehm machte. Sobald man sein Vertrauen erworben hatte, ließ er einem, was so selten, im Arbeiten vollkommen freie Hand. Er war in dieser Beziehung gerade das Gegenteil des Geniechefs, der das Nörgeln und Sich-in-alle-Details-mischen nicht lassen konnte.

Sofort nach meiner provisorischen Zuteilung erhielt ich den Ausbau in die volle Permanenz des vorläufig im provisorischen Stil erbauten Werkes Parona. Dieses Werk, das die Eisenbahnbrücke über die Etsch deckte, bildete den äußersten rechten Flügel der dermaligen Gürtellinie sowie auch der künftigen. Die dermalige Gürtellinie bildeten von Parona ab nach links, d. h. gegen Westen und Süden, die Forts der sog. Rideaubefestigung. Es waren dies die Werke Franz Josef, Strassoldo, Radetzky, Liechtenstein, d'Aspre, Schwarzenberg, Wratislaw, Clam, Turm Culoz und Heß. Ich arbeitete nach Direktiven, die ich erhielt, das Projekt aus, das späterhin volle Genehmigung erhielt. Alles, was damals an Befestigungsarbeiten nach und nach in Angriff genommen wurde, und es war dies sehr viel, sollte, bei dem Mangel an Vertrauen, das man auf den zum Abschluß reifen Frieden setzte, in aller Eile ausgeführt werden. Mein Werk war ein großes, regelmäßiges Achteck. Als ich den Bau übernahm, den die Impresa Peloso erhielt, hatte er einen Erdwall mit Palisaden am Fuß der Eskarpe, die Kontereskarpe in Erde, auf dem Wall Traversen, im Innern ein ebenerdiges, kreisrundes, gemauertes, mit Holz und Erde eingedecktes

Reduit von 14° 3′ Halbmesser und einen Hof von 10° Durchmesser. Das Mauerwerk war, wie es schien, in aller Eile ausgeführt worden und flößte mir kein Vertrauen ein. Jedenfalls wäre ein Neubau rascher und mit weniger Hindernissen durchzuführen gewesen als die Permanierung dieses provisorischen Werkes. Nach der Permanierung sollte die Grabenverteidigung durch Geschütze aus vier doppelten Koffern geschehen. Zwischen diesen sollten freistehende, mit Gewehrscharten versehene Mauern mit einem hinter denselben liegenden Rondenweg die Sturmfreiheit und die direkte Grabenverteidigung bilden. Kontereskarpen blieben in Erde bis auf jene Teile vor den Koffern, die auszumauern waren. Die Kehle wurde mit zwei Eingängen seitwärts des Koffers formiert und dieser nach innen durch eine freistehende Mauer, und der Kehlhof hinter dieser Mauer durch die Kehlkasematten, die zur Gewehrverteidigung eingerichtet waren, abgeschlossen. In der Mitte dieser Kasematten, also in der Kapitale, führte eine Poterne in das Innere des Werkes. Zu den drei übrigen Koffern, bzw. zu dem Rondenweg, führten drei andere Poternen. Die Erdbedeckung des Reduits wurde zur Infanterieverteidigung hergerichtet. Neu war dabei, daß die Unterstände und Handpulvermagazine in den Traversen auf dem Walle gotisch einzuwölben waren.

Während das von mir in dieser Weise ausgearbeitete Projekt zur Begutachtung an die Generalgenieinspektion geleitet wurde und dort erlag, erhielt ich die definitive Einteilung zu genannter Geniedirektion und den Befehl, nach Riva zu fahren, um daselbst einige Aufträge auszuführen. Dann nahm ich einen kleinen Urlaub, um meine Familie in Innsbruck abzuholen, mit der ich am 1. Oktober in Verona eintraf. Da ich eine Privatwohnung noch nicht hatte, bezog ich ein zwar sehr teures, aber sehr nettes, für sich abgeschlossenes Logis in dem damals besten Hotel „Alle due torri“. Obwohl die Sanktionierung meines Projektes noch nicht herabgelangt war, wurde in Parona alles ins Werk gesetzt, was notwendig war, um den Neubau anstandslos beginnen zu können. Schon damals waren bei den Bauten 550 Arbeiter beschäftigt.

Nun ereignete sich ein Zwischenfall, der mich und meine Familie hart zu treffen drohte. Unter Vorsitz Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Wilhelm wurden meine Tiroler Projekte so weit gutgeheißen, daß sie als Basis für die in nahe Aussicht genommene Ausführung bestimmt wurden. Es lag also nicht allzufern, daß man mich für Tirol in Aussicht nahm. Tatsächlich erhielt ich Ende 1859 die private Nachricht, daß dem so sei. Der privaten Mitteilung folgte bald die dienstliche mit der Bestimmung für den Bau in dem

Val d'Ampola beim Eisenhammer Gligenti. Was sollte ich nun machen? Statt des größeren Baues von Parona einen kleineren zu erhalten an einem Orte, wo ich für mich allein vorerst für eine Unterkunft sorgen mußte, geschweige denn, daß ich, weit und breit von allen Lebensbedürfnissen entblößt, meine eben angekommene Familie hätte zu mir nehmen können; das kam mir denn doch zu hart an, als daß ich dagegen nicht Schritte hätte unternehmen müssen, bei denen ich aber, wie ich meinen früheren hohen Chef kannte, die Familie nicht ins Feld führen durfte. Ich schrieb direkt dienstlich und betonte in diesem Schreiben, daß es für mich doch schmerzlich sei, einen so großen Bau, wie ich ihn erhalten hätte und für den ich nicht nur das allgemeine Projekt, sondern bereits auch alle Details mit drei Zeichnern ausgearbeitet habe und der schon in voller Ausführung begriffen sei, nunmehr einem anderen übergeben zu müssen, um selbst ein viel kleineres Bauobjekt zu erhalten. Mein Geniedirektor unterließ es nicht, meine Bitte an Seine Kaiserliche Hoheit kräftigst zu unterstützen und dabei sogar aufmerksam zu machen, daß ich ihm seine größte Hilfe sei und wahrscheinlich bei den schon in Aussicht genommenen weiteren Bauten auch bleiben werde. Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold genehmigte meine Bitte, und so blieb ich denn in Verona und segelte nun mit vollen Segeln durch mehrere Jahre in das mir zugewiesene fortifikatorisch-bautechnische Fahrwasser.

Um meine dienstlichen Erinnerungen nicht mit meinen privaten Erlebnissen zu verquicken, werde ich nun vorerst strenge bei der Erzählung der ersteren bleiben und die letzteren diesem Bauzeitabschnitte später anreihen. Ich war mit Leib und Seele bei meinem Baue und dachte, sprach und träumte nur von ihm. Ich sah mit Stolz das, was mein Geist erdacht hatte, in Stein und Erde entstehen. Die Arbeiterzahl wuchs nach und nach auf 2500, darunter 600 Maurer und 70 Steinmetzen. Ich hatte vollauf zu tun, daß mir die Maurer nicht über den Kopf wuchsen und die Steinmetzen mit ihren Quadern zu rechter Zeit fertig wurden, damit in den Mauerteilen keine Zahnlücken entstanden. Aber ohne Sorgen und schlaflose Nächte geht es bei einem solchen Bau naturgemäß nicht ab. Das Mauerwerk ächzt und krächzt gar manchmal unter dem Schub und Druck der auf ihm aufgetürmten Erdmassen. Kommt dann noch ein langdauernder, echt italienischer Regen dazu, der die eben begonnenen Plackagen zu einer herabrinnenden Schokoladesauce umwandelt und das Erdgewicht um ein Drittel und mehr vermehrt, dann bleiben gewisse normale und, was fataler ist, abnorme Rißchen und Risse nicht aus, die dann

von früh bis abends der strengsten Kontrolle unterzogen werden müssen und einem über Nacht den Schlummer rauben. Geht man den nächsten Tag auf das Objekt, so weint man vorerst Tränen über die schmutzig gewordenen Mauern und geht dann in Sorge, all die Papierstreifen und Mikrometervorrichtungen anzusehen, die über die Sprünge geklebt und an den Sprüngen angebracht sind, um nachzusehen, ob die Bewegung der Mauer Fortschritte gemacht hat oder zum Stillstand gekommen ist. Unwiderstehlich komisch war mir das zitronensaure Gesicht meines Geniechefs, wenn er bei solchen Anlässen sich auf dem Objekt zeigte. Kaum komischer war es freilich, wenn er mir an einem Tage befahl, sofort die Poternen aufzumauern, was die Aushebung des Walles mit sich brachte, und er, wenn dies geschehen war, entsetzt ausrief: „Ja, um Gottes willen, was machen Sie für ein entsetzlich großes Loch in den Wall, durch das ein Feind direkt hineinmarschieren kann?" Nach solchen Regengüssen mußte dann das Aeußere der Mauern, damit sie wieder ihr schönes Aussehen erhielten, von oben bis unten mit Bürsten gewaschen werden. Aber alle Sorgen und Mühen kühlten meinen Feuereifer für die Ausführung des mir schon so lieb gewordenen Baues nicht ab, der unaufhaltsam seinen Fortgang nahm und sich immer schöner präsentierte.

Im März machte Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold eine Inspektionsreise, in der er gegen Ende des Monats auch nach Verona kam, um betreffs der neu zu erbauenden Gürtellinie das Nähere zu bestimmen und die einzelnen Punkte, wo die Werke zu placieren wären, festzustellen. Es wurde hierbei angeordnet, daß diese zirka 2100 bis 3000 Schritte vor der jetzigen Rideaubefestigungslinie liegen sollen. Nachdem das Vorterrain für diese Linie abgegangen und abgefahren war, wurde definitiv bestimmt, daß die neue Gürtellinie aus den zwei bestehenden Werken Parona und Franz Josef und aus vier bei S. Massimo, vor S. Lucia rechts von der Eisenbahn, vor Palazzino links der dortigen Straße, vor S. Giacomo auf der Straße gegen Cà di Davide neu zu erbauenden Werken bestehen soll; diese Werke erhielten später in vorgenannter Reihenfolge die Namen Kronprinz Rudolf, Erzherzogin Gisela, Graf Wratislaw, Graf Stadion. Zugleich wurde aber schon dermalen noch ein fünftes Werk mit dem Emplacement bei Cà vecchia am rechten Etschufer in Aussicht genommen. Am linken Etschufer wurden Befestigungen des Gebirgsausläufers westlich vom Orte Montorio und später ein Zwischenwerk zwischen diesem und dem bestehenden Werk Elisabeth geplant, so daß die dortige Gürtellinie aus einem Werke und dem

zur Verteidigung instand gesetzten Kastell auf erwähntem Gebirgsausläufer, einem Zwischenwerk im provisorischen Stil in der Ebene und dem Fort Elisabeth zu bestehen hätte. Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold erteilte dem Geniedirektor Oberstleutnant Neuhauser den Befehl, er solle an Hand der ihm gegebenen Direktiven den Typus für die neu zu erbauenden Gürtelwerke ausarbeiten, diese Ausarbeitung bis zu seiner Rückkunft von der Inspizierung in Tirol fertigstellen und ihm vorlegen. Die neuen Projekte interessierten mich derart, daß ich mir von Oberstleutnant Neuhauser die Erlaubnis erbat, auch eines ausarbeiten zu dürfen. Er meinte, er sei damit um so mehr einverstanden, als er durch seine lange Tätigkeit als Professor der Mathematik etwas aus dem Fahrwasser der Projektierung herausgekommen sei. Ich machte mich sofort an die Arbeit und vollendete selbe trotz meines Baues in Parona innerhalb der kurzen Frist bis zur Rückkunft Seiner Kaiserlichen Hoheit. Nun wurden dem Erzherzog die zwei Projekte, das von Oberstleutnant Neuhauser und das meinige, vorgelegt. Ueber keines aber wurde ein definitives Urteil abgegeben. Das meinige erschien Seiner Kaiserlichen Hoheit und seinem Begleiter, dem Genieoberst Graf Welsberg, zu kostspielig. Das Projekt von Oberstleutnant Neuhauser nahmen sie mit nach Wien und stellten eine in Wien auszuarbeitende Skizze, die in kurzer Zeit gesendet werden sollte, in Aussicht. Noch ehe dieselbe anlangte, erhielt die Geniedirektion telegraphisch den Befehl, mein Projekt nach Wien zu senden. Bald darauf kam es mit der versprochenen Skizze aus Wien zurück. Man hatte zwar meines Projektes keine Erwähnung getan, es aber offenbar zur Ausarbeitung der Wiener Skizze benützt. Denn Größe, Lünettenform und deren Face- und Schulterwinkel, Form des Reduits und des Kehlabschlusses waren meinem Projekt entnommen, leider aber nicht die Deckung des Mauerwerkes, auf die ich, die Verbesserung des indirekten Schusses voraussehend, Rücksicht genommen hatte. Vielmehr zwang man uns ein zweistöckiges Reduit auf, dessen Mauerwerk 4′ die Kammlinie des Werkes überhöhte. Mein Reduit war ebenerdig, etwas ausgedehnter, und der Kordon seiner Stirnmauer 4′ tiefer als die Kammlinie. Somit war das Mauerwerk des Wiener Projekts um 8′ höher als das meine. Auch meine freistehende Mauer war in dieser Beziehung vom Glaciskamm besser überhöht als die des Wiener Projektes, das übrigens sonst sehr schön war.

Nachdem nunmehr festgesetzt war, wie die neuen Werke aussehen sollten, wurde der Bau nach Einheitspreisen ausgeschrieben und fiel natürlich dem vielfachen Millionär Cavaliere Trezza zu, der

auch wirklich der weitaus leistungsfähigste der Veroneser Bauunternehmer war. Nun ging es an die Aussteckung der Werke, an die Bestimmung der Kapitale und Schulterwinkel, die jedes Werk erhalten sollte, damit Facen und Flanken in richtige gegenseitige Verteidigungslinien zu stehen kämen. Die Aussteckung begegnete großen Schwierigkeiten. Die Werke waren doch weit voneinander entfernt. Die Kulturen, groß und dicht, verhinderten das direkte Sehen und Visieren. Die Aussteckung erforderte sonach hohe Gerüste, um sich gegenseitig sehen und die Winkel bestimmen zu können. Aber wir hatten die Genugtuung, daß die auf den Umgebungskarten von Verona ausgearbeiteten Linearentwürfe sich als vollkommen richtig erwiesen.

Als Objektskommandanten der vier neu zu erbauenden Werke wurden für „Kronprinz Rudolf" ich, unter Beibehaltung des Baues in Parona, mit zwei zugeteilten Offizieren, für die drei anderen Werke je ein Hauptmann und ein Offizier bestimmt. Nun ging's in der Kanzlei an die Ausarbeitung. Bis diese fertig und spruchreif war, wurde es Mai. Dann begannen aber die Bauten mit größter Energie, denn sie sollten ja noch in diesem Jahre vollendet sein. Da ich von allen Offizieren, die zu diesen Bauten befohlen wurden, weitaus der bauerfahrenste und auch älteste war, so wies der Geniedirektor die anderen Offiziere betreffs der Ausarbeitung der Baudetails an mich, was zur Folge hatte, daß bei mir außer meinen Zeichnern stets auch Zeichner der anderen Objekte waren, die meine Detailpläne kopierten oder sich, wo Kopien für die anderen Werke nicht ganz klappten, Rats holten. Die Impresa Trezza erwies sich als sehr kulant und durchaus nicht kleinlich. Sie hatte gute Ingenieure, vielfaches und gutes Aufsichtspersonal stets zur Hand und geizte in keiner Weise mit diesen.

Den sonderbarsten aller Schreiber und Rechner hatte aber entschieden ich. Er war kein Geringerer als der Sohn des in der ganzen Welt, wo Klavier gespielt, geschlagen und gehackt wird, bekannten Fingerübungskomponisten Karl Czerny, und die Abenteuer, die ich mit diesem, im Rechnen und Schreiben wohl sehr geschickten, dafür aber oft versoffenen Sohn machte, sind wohl erwähnenswert. Konnte ich ihn in aller Früh fünf Uhr nicht an der Türe seines Hauses erwischen und auf meinen Kutscherbock verladen, so war's um ihn geschehen. Dann wandelte er sofort, um seinen Ehekummer zu verschmerzen, in die nächste Branntweinschenke, kam dann gar nicht oder zerschlagen und zerschunden mit glühend rotem Gesichte zu Fuß aufs Objekt, woselbst ich ihn in einer kleinen Kammer der Objektshütte,

später in einer verschließbaren Mauernische des Reduits, so lange unter Schloß und Riegel hielt, bis er so weit wieder nüchtern wurde, daß er rechnungs- und schreibfähig war. Er war ein armer Teufel, mit dessen Schicksal ich wie magnetisch verbunden schien und der mich über Verona nach Pastrengo und schließlich bis Trient verfolgte und deshalb noch zweimal in meinen „Erinnerungen" auftauchen wird.

Wie es übrigens einem Bauleiter von zwei großen Werken, deren zweites, „Kronprinz Rudolf", im Mai begonnen und Ende des Jahres fertiggestellt sein sollte, in der Sonnenglut von Verona, untergebracht in einer hölzernen Baracke, physisch, moralisch und geistig ergeht, schilderte ich in einem Briefe vom 29. Juli meinem Vater. Es heißt da: „Wenn man täglich vor fünf Uhr aufsteht, Sonntags nicht ausgenommen, und bis halb sieben Uhr abends in einem fort angestrengt in jeder Temperatur, meistens in sehr heißer, geistig und körperlich arbeitet, dabei nach den uns gegebenen Befehlen betreffs der Vollendung der Werke eine so große Verantwortung auf sich hat, so ist man täglich jeden Abend im buchstäblichsten Sinne des Wortes so hin, daß man unfähig ist, auch nur das geringste noch zu tun, geschweige einen vernünftigen Brief zu schreiben. Ich bekomme auch nach und nach, trotz des großen Interesses, das diese großartigen Bauten mir gewähren, sie dennoch satt. Es ist ja kein Spaß, Arbeiten, die nach allen Regeln der Technik drei Jahre zur Vollendung beanspruchen sollten, in nicht einem ganzen Jahre zu vollenden, das Mauerwerk von der Fundamentssohle bis zum Kordon in einem Zuge aufzuführen und es mit einer Erdlast zu decken, die oft 25′ und mehr übersteigt. Von dem wirklich großartigen Baubetriebe, der hier herrscht, kannst Du Dir einen Begriff machen, wenn ich Dir mitteile, daß wir an den neuen Werken mit über zehntausend Arbeitern schaffen und stets über Mangel an Arbeitskräften klagen."

Gleich beim Beginn des neuen Werkes, der Grabenaushebung und Wallaufschüttung, streikten die Arbeiter. Ein Aufseher kam mit verstörtem Gesicht in die Objektshütte und meldete mir: „Gran revoluzione! Non vogliono lavorare, e quei che vogliono lavorare, sono minacciati per gli altri, che buttono ciottoli verso loro." Sie waren mit den Preisen, die die Impresa gab, nicht zufrieden. Ich dachte mir, mit den Italienern läßt sich ja in Güte sprechen, ließ mir einen Sessel ins freie Feld hinaustragen, stieg, natürlich unbewaffnet, darauf und rief die Arbeiter herbei, sie sollen sich um mich versammeln, was sie auch sofort taten. Ich sagte ihnen, ich wisse und sehe, daß sie sehr fleißig arbeiten, und wenn sie hierbei

nicht auf den richtigen Verdienst kämen, so werde ich mich für sie bei der Impresa einsetzen, um ihnen einen besseren Lohn zu verschaffen. Sie sollen ruhig bis zur nächsten Ausmaß die Arbeit fortsetzen und mir die Sache überlassen. Aber eines könnte ich nicht dulden auf dem Objekt und werde es zu verhindern wissen: daß diejenigen, die nicht arbeiten, die, die arbeiten wollen, an der Arbeit hindern und gegen sie gewalttätig auftreten würden. Zum Schluß schrie ich ihnen noch zu: „Wer eben nicht arbeiten will, gehe seiner Wege, die anderen an die Arbeit!" Ich hörte schon, wie sie untereinander sagten: „Parla bene, a ragione, aspettiamo intanto la misura," und auf einmal schrie einer mit Stentorstimme: „Evviva il nostro capitano! Andiamo al lavoro!" und der Streik war beendet, und zwar bis zum Ende des Baues. Ich verschaffte aber dafür den Erdarbeitern auch bessere Akkordpreise.

Es ist naturgemäß, daß bei einem so ungeheuer schnellen Aufbau, obwohl alle Maße der Mauern, die Gewölbe und Erdlasten zu tragen hatten, mehr als hinlänglich stark waren, und trotz rigorosester Aufsicht es da und dort an Setzungen, die sich in kleineren und größeren Rissen bemerkbar machten, nicht fehlte. Da hieß es eben, den Doktorshut aufsetzen und je nach Umständen mit entsprechenden Palliativmitteln dem Weitergreifen solcher Risse abhelfen. So hatte ein gemeinschaftlicher Pfeiler im Kehlkoffer, auf dem ein volles Ringgewölbe und zwei neunziggradige Nischengewölbe ruhten, durch den Rauchfang und den kleinen Aschenkanal, die in demselben angebracht waren, einen Riß erhalten, der mich zwang, die Doktorei so weit zu treiben, daß ich die betreffenden Gewölbe wieder verschalen und fest stützen, den Pfeiler in zwei Teilen nacheinander ganz herausnehmen und mit 10″ dicken Marmorplatten, in welchen die Löcher für den Rauchfang und den kleinen Aschenkanal ausgemeißelt waren, wieder aufmauern lassen mußte. Meinen Herren Objektsnachbarn ging es in dieser Beziehung noch schlechter als mir, besonders auf dem Fort Stadion. Dessen Kommandant Hauptmann R. setzte seinen ganzen Stolz und Ehrgeiz daran, uns in der Schönheit des Polygonalmauerwerks zu übertrumpfen und kam schließlich dabei auf das regelmäßige Sechseck, das sich äußerlich am besten präsentierte, dafür aber auch nach innen am schlechtesten war. Dabei ließ er außer acht, speckartig lange, tief in die Mauer eingreifende Binder anzuordnen. Das äußere Hemd konnte sich der exakten Bearbeitung der Außensteine wegen nicht setzen, das dahinterliegende dicke, mit viel mehr Mörtel ausgeführte Mauerwerk setzte sich aber stärker. Damit gab es aber zwischen den zwei Ehehälften einen Riß.

Der nächste starke Regen drang in diesen ein, das Hemd vertrug diese Wäsche nicht und stürzte teilweise in den Graben. Nun hieß es wieder aufmauern und möglichst lange und viele Binder einsetzen. Aber das war nicht alles. Am Reduitstiegenhaus sah es nach diesen Regengüssen noch bedenklicher aus. Dort hatte der Herr Hauptmann vergessen, daß man bei kleinen Rundungen überhaupt kein Polygonalmauerwerk anwenden soll, auf welchen Umstand ich ihn aufmerksam gemacht hatte. Er mußte den Teil, der das Stiegenhaus, den Eingang und die Aborte enthielt, von außen verpölzen und unterstützen. So trafen Oberstleutnant Neuhauser und ich diesen Bauteil, zu dessen Besichtigung der Herr Objektskommandant uns hatte rufen lassen. Es war dies an einem Tage, wo es sehr stark regnete. Ich besah mir genau die Fugen des Mauerwerks und nahm wahr, daß sich dieselben langsam öffneten. Einen Einsturz voraussehend, rief ich Oberstleutnant Neuhauser zu: „Springen Sie durch das Tor in das Reduit, es ist Gefahr vorhanden!“ und eilte ihm mit Hauptmann R. sofort nach. Kaum waren wir in Numero Sicher angelangt, stürzte das Mauerhemd mit allen Pölzungs- und Unterstützungsbalken mit großem Gepolter ein. Als Stille eingetreten war, gingen wir wieder hinaus und sahen zu unserem Erstaunen, daß die Gewölbe auf den Mauerteilen ohne Hemd ganz fest saßen, ein Beweis, daß die Mauerstärken vollkommen genügend waren. Dem Aerar erwuchsen durch diese kleinen Schäden, welche die Entrepreneure wieder herstellen mußten, keine Unkosten.

Ein besonderes Wohlgefallen erregte im Oktober bei der Inspizierung Seiner Kaiserlichen Hoheit und seines Präsidialchefs Oberst Graf Welsberg, der einer unserer tüchtigsten Bautechniker war, die Art und Weise, wie ich die Poternen einwölbte. Bisher wurden die stark fallenden Poternen mit ebenso fallenden Gewölben überdeckt. Ich hingegen überwölbte die Poternen in horizontalen, dem Poternenfalle entsprechenden Absätzen, weil mir dies solider erschien und ein Gleiten sowohl der Gewölbe als der Erde über ihnen unmöglich machte.

Um der Sorge für unsere Bauten wenigstens manchmal und auf kurze Stunden überhoben zu sein, gaben wir Objektskommandanten uns von Zeit zu Zeit gegenseitig in den Objektshütten ein kleines Diner. Dazu mußten mit Ausnahme eines Riso und allenfalls eines gesottenen oder gebratenen Indians mit Nudeln oder Erdäpfeln, die in der Objektshütte zubereitet wurden, die Speisen und Weine von Verona herbeigeschafft werden. An Hunger war trotz der Hitze und an Durst wegen der Hitze kein Mangel, und das

Ende vom Liede war immer bei einigen eine angeheiterte, bei allen aber eine heitere Stimmung. Einmal, es war beim Schluß eines Diners, das uns der Hauptmann Graf Pozza von Zagorien, ein äußerst beliebter Kamerad, gab, überraschte uns unser Wauwau-Oberst und Geniechef von Radò und ließ den Herrn Grafen rufen. Mit den Worten: „Das ist mir sehr unangenehm," ging der Herr Graf — und wankte auch etwas dabei — in ziemlich streitsüchtiger Stimmung aufs Objekt, um sich dem Herrn Obersten als Objektskommandant, sowie eine beliebige Arbeiterzahl zu melden. Der Herr Oberst war aber nicht minder streitsüchtig aufgelegt und machte mehr als gewöhnlich Bemerkungen über das und jenes und wie dies und das hätte gemacht werden sollen und künftig zu machen sei, „und überdies," meinte er, „muß ich noch bemerken . . ." Jetzt riß die Geduld des Herrn Grafen und er meinte, zum Obersten gewendet: „Und ich, Herr Oberst, muß bemerken, daß hier nichts zu bemerken ist!" Darauf schob der Herr Oberst seine Mütze zurück, wie das so seine Manier war, fuhr sich durch seinen roten Schnurrbart und bestellte den Herrn Grafen für den nächsten Tag zum Rapport. Bis dahin war der Aerger und Zorn auf beiden Seiten gewichen, aus dem Rapporte wurde nichts, und der Herr Oberst, der im Grunde seines Herzens ein sehr guter Mensch war und die Marotte hatte, alle Welt einzuladen und zu traktieren, hätte gewiß den Herrn Grafen zum Diner eingeladen, wenn er nicht befürchtet hätte, daß dieser die Einladung aus dienstlichen Rücksichten ausschlagen würde.

Unsere Bauten schritten rüstig und unaufhaltsam fort. Bis Anfang September hatten wir sie in 92 Arbeitstagen so weit fertiggebracht, daß die Armierung jeden Augenblick vor sich gehen konnte. Es war dies eine tüchtige Leistung, die auch von jedermann anerkannt wurde. Wir arbeiteten zuletzt mit 13000 Arbeitern, worunter 3000 Maurer waren, bewegten hierbei über 100000 Kubikklafter Erde und schafften auf jedem Werk gegen 4000 Kubikklafter Mauerwerk. In dem gleichen Briefe, in dem ich meinem Vater von dem guten Arbeitsfortgang erzählte, schrieb ich noch das Folgende, was als Vox populi von Interesse sein dürfte. Es heißt dort: „Laß dich durch die Allgemeine Zeitung, die so gegen den Armeeoberkommandanten loszieht, und durch das, was von ihm allerorts erzählt wird, nicht irremachen. Graf Degenfeld ist ein Mann, der wie kein anderer für diesen Posten geeignet ist, und der hier, soweit es im Frieden möglich ist, den Krieg vorbereitet, wie es wenige unserer Generale treffen würden. Er ist ein Mann von Kopf und Charakter, leider durch seine brummbärige Art und seine Sparsamkeit bis in alle

Details unpopulär ... Das volle Vertrauen der Armee hat eigentlich nur einer, und das ist Feldmarschalleutnant Ritter von Benedek. Auf den schwört jeder einzelne und alle zusammen."

Zu dieser Zeit ereignete sich auch die römische Affäre, die kläglich endete, so daß unsere Offiziere und Soldaten, die dabei waren, wieder zu uns zurückkehrten. Erstere wurden wieder bei uns zugeteilt, letztere unter Berücksichtigung ihres Wunsches.

Am 20. Oktober konnte ich meinem Vater telegraphieren, daß ich am 19. Oktober zum Major ernannt worden war. Zu gleicher Zeit erfolgte die Allerhöchste Entschließung, mit der wir bei der Errichtung der Festungswerke Beteiligten eine Allerhöchste Anerkennung für die günstigen Ergebnisse bei diesen Bauten erhielten. Goethe sagt irgendwo: „Nur die Lumpe sind bescheiden," und da ich in dieser meiner Lebensbeschreibung als solcher so wenig erscheinen will, als ich in meinem wirklichen Leben bestrebt war, ein solcher zu sein, so sei es mir vergönnt, mich und meine liebe Waffe mit etwas Weihrauch zu bestreuen. Ich glaube wirklich ohne Ueberhebung sagen zu dürfen, daß ich mir durch den Eifer und die Pflichttreue, mit denen ich meinen Leuten vorstand und sie leitete, einen nicht gewöhnlichen guten Ruf in allen Klassen der Bevölkerung von Verona erwarb. Meine Fachkenntnisse im Projektieren, Detaillieren und Bauen hatten durch diese Arbeiten eine namhafte Erweiterung erfahren. Ich fühlte mich in allem, was einen Genieoffizier an Arbeit treffen konnte, so sicher, daß ich mich vor keiner noch so großen Aufgabe, die kommen konnte — und sie kam sehr schnell —, scheute. Aber wie es immer zu gehen pflegt, kamen auch bald die Neider, die zu mäkeln suchten, wo sie konnten.

Durch die neue Organisierung unserer Waffe, die zur Abwechslung die einzelnen Bataillone wieder in Regimenter umsetzte, von denen eines mit vier Bataillonen nach Verona zu stehen kam, lagen zu dieser Zeit, bis die Organisation durchgeführt war, sogar fünf Geniebataillone in Verona. Damit war eine solche Zahl von Genieoffizieren daselbst zusammen, wie sie wohl weder früher noch später je in einer Garnison vereinigt gewesen ist. Allein diese große Anzahl an sich, zirka 110, ihr Verhalten im Dienste und im Privatverkehr als auch mit den anderen Truppenkörpern, verschafften uns bei letzteren großes Ansehen, und das um so mehr, als es vielleicht öfter als gut war zu manchem Renkontre kam, das aber immer kavaliersmäßig ausgetragen wurde.

An den Veroneser Neubauten fehlte nicht mehr viel bis zur gänzlichen Vollendung. Armiert waren sie schon, und was noch zu

machen war, wurde, soweit es der Winter erlaubte, gemacht, im Frühjahr aber gänzlich vollendet, dann aber sofort die Abrechnung begonnen, die wieder eine große und mühsame Arbeit war.

Zu dieser Zeit war es auch, daß am 19. April eine große Parade vor Feldzeugmeister Benedek stattfand, bei der 21 Bataillone, die Pionier- und Genietruppen, 2 Divisionen Kavallerie und 6 Batterien ausgerückt waren. Herrliches Wetter begünstigte die Revue. Die Truppen sahen brillant aus. Nach der Parade hielt Feldzeugmeister von Benedek an die um ihn versammelten Offiziere eine schwungvolle Ansprache, wie nur Benedek eine solche zu halten vermochte, deren Wirkung geradezu begeisterten Enthusiasmus entfesselte.

Währenddem ward von hohen und höchsten Herren in Pastrengo kommissioniert. Es sollte daselbst eine Befestigung ausgeführt werden, welche Front gegen alle vier Weltgegenden zu machen habe. Nach Norden und zum Teil nach Osten gegen die Zugänge nach Tirol, nach Westen gegen die vom Gardasee aus, nach Süden gegen das Hügelland daselbst, dem gegenüber sie eine starke Flankenstellung einnehmen, und endlich nach Osten zur Deckung allfälliger Etschübergänge, für die sie als Brückenkopf dienen sollte. Es wurden vier Punkte (Kuppen) bestimmt, die mit permanenten Forts zu besetzen waren, wie auch festgestellt, wo die allfällige Etschbrücke zu schlagen wäre, und daß von dem Sattel zwischen den beiden die Ostseite bildenden Forts eine fahrbare Straße zu dieser Brücke zu erbauen wäre. Leider gelangte der Befehl zur Ausführung dieser Straße an mich erst im Oktober, und es mußte infolgedessen dieser sehr schwierige Bau in großer Eile ausgeführt werden. Nachdem man im klaren war über die Zahl und Wahl und Art der zu befestigenden Punkte, erhielt die Geniedirektion in Peschiera den Befehl, die diesbezüglichen Horizontalschichtenaufnahmen sofort zu beginnen und sich um die Bezugsquellen von Baumaterialien und um Unternehmer für die Erdarbeiten und Steinzufuhr umzusehen. Diese Arbeit wurde in kürzester Zeit durchgeführt, aber die Geniedirektion in Peschiera erhielt weder den Auftrag zur Projektierung noch zur Ausführung der Werke. Diese wurden der Geniedirektion von Verona übertragen, und ich wurde angewiesen, wieder das Kommando zu übernehmen, wozu mir einstweilen vier Offiziere zugeteilt wurden, mit denen ich nach Erhalt der Horizontalschichtenpläne die Projekte und die Kostenvoranschläge zu machen hatte. Diese Arbeiten waren schnell vollendet und vom Geniedirektor und Geniechef gutgeheißen. Von letzterem wanderten sie zur Generalgenieinspektion, bei der sie nur merkwürdig kurze Zeit

verblieben und mit einer Abänderung nach Verona zurückgelangten, über die ich entsetzt war.

Die Aenderungen, die an unseren Projekten in Wien vorgenommen worden waren, betrafen wieder die Mauerwerksdeckung, diesmal die der Eskarpe gegenüber dem Glacis. Ich hatte in meinen Projekten den Kordon der Eskarpe gleich hoch mit dem Glaciskamm; die Wiener Projekte waren um 4′ höher. Was sollte ich nun machen? Dagegen protestieren und damit den Bau verzögern? Das wollte ich nicht. Ich baute also nach meinen Plänen und ließ es darauf ankommen, seinerzeit darüber zur Verantwortung gezogen zu werden.

Nach den Erfahrungen, die wir mit der zwar äußerst leistungsfähigen Unternehmerfirma des Cavaliere Trezza bei ihren hohen Nachtragsforderungen gemacht hatten, riet ich meinem Geniedirektor, mich den kommenden Bau in Pastrengo in eigener Regie, oder besser gesagt in halber Regie, durchführen zu lassen. Der Geniedirektor willigte ein. Das erforderte vor allem die Etablierung eines eigenen großen Bauhofes, die Anschaffung von einer Unmasse von Werkzeugen aller Art, die Zusammenstellung von Preistabellen und von allen möglichen Scheinen, Tabellen, Zustellungs- und Ausmaßbüchern. Hätte ich nicht in Rastatt schon in dieser Art gebaut und von dort nicht eine Menge von Notizen, Formularen, Preisanalysen und Tabellen vorrätig gehabt, so wäre mir die Zusammenstellung dieser Vorarbeiten in so kurzer Zeit gewiß nicht gelungen. Der Hauptmann der Geniedirektion von Peschiera, der die Aufnahmen gemacht und für einen Erd- und Steinfuhrunternehmer bereits gesorgt hatte und sicher war, auch den Bau der vier Werke zu erhalten und leiten zu dürfen, war natürlich fortan alles andere als mein Freund. Er konnte es nicht überwinden, daß diese große Arbeit einem an Rang älteren und jedenfalls bauerfahreneren Offizier naturgemäß übertragen wurde.

Das ermüdende und zeitraubende Hin- und Herpendeln zwischen Verona und Pastrengo hörte nun für mich auf. Meine Familie reiste nach Rorschach ab, nachdem Frau und Kinder vorher noch die Masern durchgemacht hatten. Ich übersiedelte mit meinen sieben Zwetschgen nach Pastrengo und nahm dahin unser Extramädel als Köchin mit, da wir auch in eigener Regie speisen mußten. Außer den mir bereits zugewiesenen vier Offizieren erhielt ich noch einen speziell für die Führung des Bauhofes und einen für den Dienst in meiner Kanzlei, sowie zwei Rechnungsbeamte. Bei dem Bestreben, daß alle vier Forts wie aus einem Guß erstehen sollten, mußte ich

fort und fort für dies und das Direktiven den Objektskommandanten zukommen lassen. Die von meinem Vorgänger mit dem Erdunternehmer eingegangenen Preise waren gut und ich behielt sie bei. Der Akkord für die Steinzufuhr war ein Distanzakkord und erwies sich für größere Distanzen übermäßig hoch. Ich konnte mich deshalb nicht mit ihm zufrieden geben, obwohl er schon abgeschlossen war. Ohne dem Unternehmer die Gründe auseinanderzusetzen, warum ich wünsche, mit ihm einen anderen Akkord abzuschließen, der einfacher sei, erlangte ich von ihm die Einwilligung dazu und ersparte dadurch dem Aerar sehr viel Geld.

Anfangs Juni ging's an die wirkliche Arbeit. Während die Kuppen bis auf das Niveau der Hofsohle abgekämmt wurden, eröffneten wir vier Steinbrüche in Affi und Incaffi für die Bruchsteine und zwei Steinbrüche für Marmorquadern und Marmorplatten in Domigliara, die schon die Römer gekannt hatten.

Nach der Abhebung der Kuppen begann die Aushebung des Grabens und der Mauerfundamente. Die Zeit, während der dies ausgeführt wurde, benutzten wir, um die Zufahrtsstraßen zu den Werken zu vollenden und im Bauhofe alle möglichen Gewölbslehrbogen zu zimmern, Bruchstein, Quadern, Steinplatten, Ziegel, Sand, Kalk zuzuführen, Brunnen abzuteufen, Wasserleitungen herzustellen, soweit es ging, und den Bedarf an Arbeitern jeder Art zu decken. Mitten in diese Vorarbeiten schneite unser Geniechef hinein und war „fuchsteufelswild“, wie man zu sagen pflegt, daß ich, da doch die Fundamente schon ausgehoben und eine Masse von Material vorhanden sei, die Fundamentsausmauerungen noch nicht beginne. Endlich kamen wir so übereinander, daß ich ihm entschieden erklärte, entweder mir Vertrauen zu schenken und mich arbeiten zu lassen oder einen anderen Bauleiter hierherzubestimmen. Ich bat ihn gleichzeitig, mich bei Seiner Exzellenz dem Armeekommandanten vorzuführen, dem ich klarlegen würde, warum ich so vorgehe. Ich sagte dem Herrn Obersten noch ausdrücklich: Ich beginne erst dann das Mauern, wenn ich die Ueberzeugung habe, daß ich, einmal begonnen, bis zur Vollendung nicht genötigt sei, aus Mangel von dem und jenem aufzuhören. Ich habe beabsichtigt, am Soundsovielten mit 1200 Maurern, die an diesem Tag kämen, anzufangen und unaufhaltsam fortzuarbeiten. Eine Vorführung beim Armeekommandanten unterblieb; aber von dem Vorfalle hatte er vom Geniechef die Meldung erhalten, und nun sandte Feldzeugmeister Benedek seinen Generalstabschef mit dem Geniedirektor nach Pastrengo, um die Angelegenheit zu untersuchen. Ich begründete mein Vorgehen, man

gab mir recht, und damit hatte ich, wenn auch nicht ganz, so doch einigermaßen während des Baues ziemliche Ruhe.

Von dem Umfang des Baues kann man sich aus einigen Ziffern einen Begriff machen. Außer den 1200 Maurern nebst den dazugehörigen Handlangern, die unter Partieführern arbeiteten, waren 240 Steinmetzen unter vier Steinmetzmeistern, eine Menge von Holzarbeitern, Zimmerleuten und Schreinern, einige tausend Erdarbeiter, im ganzen gegen 7000 Menschen, beschäftigt. 1700 Bruchsteinfuhren, eine Menge von Ziegel-, Sand-, Mörtel-, Quadern-, Platten- und Wasserzufuhren waren im Gange, womit im Zeitraum von sechs Monaten zirka 46 000 Kubikklafter Erde bewegt und an 10 000 Kubikklafter Mauerwerk erzeugt wurden. Ich kann ohne Ruhmredigkeit sagen, daß alles, was von Verona und Peschiera und von der Umgegend an höheren Offizieren nach Pastrengo kam, nicht nur von der Größe und Schnelligkeit, sondern auch von der Schönheit der Bauten erstaunt war. Die blendend weißen Bruchsteine, in denen sich die roten Marmorquadern wirksam abhoben, waren wirklich prächtig anzusehen. Dazu die herrlichen Gewölbe in roten Mantuaner Ziegeln, in denen weiße Hausteine blinkten, wo solche einzusetzen notwendig erschien, das alles bildete ein schönes bautechnisches Gemälde. Hierbei war, wie der Fachmann sagt, alles „zünftig" und auf allen vier Forts konstruktiv ganz gleich ausgeführt.

Für die zwei Geschützhohltraversen hatte ich Panzerschilde in Vorschlag gebracht und deren Zeichnung vorgelegt. Diese wurden hohen Ortes aber nicht genehmigt. Ich erbaute deshalb die Stirnmauer dieser Hohlbauten aus allseitig schablonierten großen, unter sich noch mit eisernen Klammern verbundenen Quadern in der Mauerstärke von 6′. Einen ordentlichen Puff hätten sie so schon ausgehalten, zudem sie noch nach Möglichkeit mit Schanzkörben und Erde verkleidet wurden.

Vom Polygonalmauerwerk sah ich bei diesen Bauten ganz ab. Es wurde horizontales Scharenmauerwerk mit Steinen von 8″ bis 10″ Höhe angewendet. Die Eskarpemauern hatten bis zum Kordon 24′, die Kontereskarpemauern 18′ Höhe und letztere darüber 6′ Erde. Die Grabenverteidigung wurde aus den Kasematten des Werkes direkt und aus der entsprechend gebrochenen Kontereskarpe indirekt geleistet.

Eine Poterne in der Hauptkapitale führte unter der Grabensohle in die Kontereskarpegalerie. Die Kehle und der Kehlgraben wurden aus einem Koffer mit Geschützen und Gewehren bestrichen. Die Armierung jedes Forts bestand aus 14 Geschützen, im Fort

Leopold überdies noch aus zwei Mörsern. Aus dem Hofe führte der Kehlmauer entlang eine breite, mit Geleissteinen versehene Treppe auf den Wall, über die die Geschütze aufgezogen werden konnten. Außerdem war zu diesem Zwecke aber auch zwischen dem Stiegenhaus und den Geschützhohlkasematten ein überwölbter Aufzug angebracht. Die Stiege ruhte auf zwei Gewölben. Unter dem größeren waren die Ziehbrunnen angeordnet, von denen zwei sehr tief waren.

Mitte Oktober inspizierte Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Leopold die Bauten in Pastrengo, nachdem früher schon Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Albrecht sie besichtigt hatte. Beide sprachen sich über die ganze Leistung und die Gediegenheit der Ausführung sehr lobend aus. Der äußerst baukundige Präsidialchef Oberst Baron Pidoll von Quintenbach war so erstaunt, daß er mir sagte, er begreife eigentlich nicht, wie man in rund 100 Arbeitstagen so was leisten könne. Ich benützte diese Gelegenheit, um anzufragen, ob ich Aussicht hätte, jetzt nach Vollendung und Armierung der Werke einen längeren Urlaub zu erhalten. Er sagte mir, von seiner Seite habe er nichts dagegen, ich solle nur einreichen. Ich kam also darum ein, erhielt den Urlaub, den ich anfangs Dezember antrat und von dem ich am 26. April 1862 wieder in Verona eintraf, um sofort die Abrechnungsarbeiten über den in Pastrengo ausgeführten Bau zu übernehmen.

Diese Abrechnung des Baues von Pastrengo und der zwei Werke in Verona über rund 4000000 Gulden war eine so große Arbeit, daß sie mehr Zeit als die Bauten selbst in Anspruch nahm. Sie umfaßte über 3000 Seiten Vorausmaß und Kostenüberschlag. Die Rechnungsarbeiten wurden in Verona durchgeführt, und es wurde nur, wenn es notwendig war, nach Pastrengo hinausgefahren.

Während meines Urlaubes kam Seine Majestät nach Verona und besah auch Pastrengo. Da Seine Majestät in Pastrengo ein Dejeuner à la fourchette einzunehmen geruhte, so war für diesen Anlaß in einem Fort eine Kasematte festlich hergerichtet worden. Seine Majestät sprachen sich sehr anerkennend über den Bau aus und überreichte bei dieser Gelegenheit dem Geniedirektor Oberstleutnant von Neuhauser den Eisernen Kronenorden III. Klasse. Oberstleutnant Neuhauser stand auf, um sich bei Seiner Majestät zu bedanken, und erwähnte hierbei, daß er Seiner Majestät zu melden verpflichtet sei, das Hauptverdienst für das Zustandekommen dieses schönen Baues in so kurzer Zeit gebühre nicht ihm, sondern hauptsächlich dem abwesenden Major Baron Salis, und er erlaube sich in aller Untertänigkeit Seine Majestät zu bitten, sich des Abwesenden huldvollst

zu erinnern. Seine Majestät geruhte hierauf, dem Herrn Geniedirektor zu befehlen, mich telegraphisch zu benachrichtigen, daß mir das Militärverdienstkreuz verliehen sei. Ich hatte über diese Verleihung eine große Freude und eine kaum mindere über das schöne, kavaliermäßige Benehmen meines mir heute noch unvergeßlichen Geniedirektors.

Zu Pastrengo zurückkehrend, will ich noch etwas über meine Offiziere daselbst bemerken und einige kleine Episoden erzählen, die sich da und in Verona ereigneten. Die vier Objektskommandanten waren, nach ihrem Aeußern wie nach ihrem Wissen und Können, sehr verschieden. Der schönste, größte und eitelste erbaute das Werk Erzherzog Leopold. Er malte und zeichnete ebenso schön mit freier Hand als unrichtig konstruktiv und linear und hieß bei uns „der schöne Schönzeichner“. Ein zweiter, Erbauer vom Fort Benedek, war klein, dick, immer hungrig, aber immer unternehmungslustig und hieß „der Entrepreneur“. Um seinen Hunger einmal in der Woche ganz zu stillen, fuhr er jeden Sonntag in die Stadt, mietete sich ein Zimmer im Gasthaus, setzte sich in Hemdärmeln ganz allein an einen Tisch und ließ sich an Speise und Trank verabreichen, was gut, viel und teuer war. Dann fuhr er wieder nach Pastrengo zurück. Während meines Urlaubes hörte ich von ihm, daß er auch Urlaub genommen hätte und ihn benützte, um bei den Spielbanken in Baden-Baden und Wiesbaden sein Geld — und er hatte nicht wenig — anzubringen und zu verprassen. Er entschloß sich, entsetzt über seine Verluste, nicht mehr zurückzukehren, verpaßte die rechtzeitige Eingabe zur Quittierung und riskierte deshalb, als Deserteur behandelt zu werden. Ich erfuhr, daß er in Frankfurt sei, reiste während meines Urlaubs von Bonn dahin und vermittelte seine sofortige Eingabe der Quittierung, die angenommen wurde. Dann soll er nach Amerika gegangen und dort gestorben sein. Der dritte war Reichsritter, wenig begabt, aber sehr diensteifrig, beaufsichtigte seinen Bau mit minuziösester Genauigkeit und hieß „der Polier“. Der vierte, weitaus der wissenschaftlich Gebildetste, wurde von mir der „Ganze Genieoffizier“ genannt. Außer seinem Fache war er ein geradezu virtuoser Klavierspieler, und da unser Oberleutnant „Unternehmer“ in seinem Logis einen Flügel in Miete hatte, so musizierte ich abends sehr oft mit dem „Ganzen Genieoffizier“, dem jetzigen Generalmajor in Pension Alexander Hoffmann, mit dem ich bis zur Pensionierung meiner Augen Anno 1904 von Zeit zu Zeit, also 43 Jahre, duettierte. Der fünfte, Vorstand des Bauhofes, hatte ein so makelloses Gebiß und zeigte dies beim Lachen so vollständig, daß er unser „Lachmeier“, und der sechste, ein Pole, der sehr eigensinnig war,

„unser stütziger Polack" hießen. Diese Verschiedenheit zwischen uns Offizieren war ganz geeignet, daß wir sehr gut zusammenlebten, und ich bin überzeugt, daß jeder einzelne, so wie ich, sich dieser schönen Zeit gerne erinnert.

Als ich eines Tages in Verona auf der Brustwehr meines Forts Kronprinz Rudolf stand und von da Umschau über mein Reich hielt, entstand auf einmal unter den Erdarbeitern auf dem Glacis eine große Bewegung, die in Geschrei und Laufen ausging. Es war eine Hasenjagd! — In meine Kanzlei zurückgekehrt, kamen zwei Arbeiter und übergaben mir als Geschenk feierlichst den Hasen, den sie zwar lebendig gefangen, dann aber regelrecht umgebracht hatten. Ich sagte ihnen, ich könne nur den Hasen ihnen abkaufen, aber nicht als Geschenk annehmen. Sie meinten, der Hase gehöre mir, denn er sei auf meinem Territorium gefangen worden. „Das Territorium gehört nicht mir, sondern dem Militärärar." Sie standen von ihrer Bitte nicht ab und meinten, ich möge ihnen „questa offesa" nicht antun. Ich gab den zwei Hasenüberbringern jedem zwei Gulden und ließ mir nachher alle an der Hasenjagd Beteiligten, die sich inzwischen sehr vermehrt hatten, zusammentrommeln, um jedem Geld für ein Glas Wein einzuhändigen. Das war der teuerste Hase, den ich im Leben aß. Mit „Evviva il nostro buon capitano!" endete die Verteilung des Kleingeldes.

Cavaliere Trezza hatte vor einiger Zeit einen ehemals sehr schönen Besitz der gräflichen Familie Musella, der auf dem nördlichen Ausläufer der Gebirge oberhalb S. Martino lag, angekauft. Der Besitz bestand in einem soit-disant alten Schloß, Gartenanlagen, die wie Kaskaden den Abhang herab sich stufenweise ausbreiteten, und einer schönen Waldparzelle hinter dem Schlosse. Cavaliere Trezza beauftragte seinen Ingenieur Paulin, ihm das Schloß so schön als möglich zu restaurieren; er wolle etwas Besonderes, noch nicht Dagewesenes haben! Herr Paulin machte sich an die Arbeit und renovierte die Südfront im Renaissancestil. Als diese ziemlich fertig war, lud mich Genannter ein, ich möchte mir Musella ansehen. Das tat ich; nun klagte mir Herr Paulin sein Leid und meinte, Trezza wolle etwas ganz Apartes haben, so daß er schon nicht mehr wisse, was er weiter machen solle! Ich sagte ihm, mir scheine die Sache ganz einfach: wenn er auf jeder der vier Schloßseiten einen anderen Stil, z. B. maurischen, venezianischen, gotischen Stil, anwende und sinnreich bei den Ecken vereinige, so würde das gewiß ein Narrenschloß, wie noch keines dagewesen. Dieser Einfall gefiel Herrn Paulin so gut, daß er ihn tatsächlich durchführte — zur Freude

des Herrn Cavaliere. Leider sah ich das Schloß nachher nicht mehr, hörte aber von der Kuriosität desselben sprechen.

Ein einziges Mal während der Jahre, die ich unter Oberstleutnant Neuhauser diente, sah ich ihn aus seiner Ruhe und Fassung gebracht; aber es war dies wohl begründet. Ich schlenderte eines Vormittags langsam die Straße entlang, die gegen die vermauerte Porta Stuppa führt; nicht weit von dieser, auf der linken Seite der Straße, lag die Geniedirektion. Ich war von derselben vielleicht noch 400—500 Schritte entfernt, als in der Nähe der Porta Stuppa eine furchtbare Detonation erfolgte; ich dachte, das Kriegspulvermagazin daselbst sei in die Luft gegangen, nahm aber, als ich nach diesem rasch einen Blick warf, weder Rauch, Staub noch sonst etwas wahr; hingegen erschien Rauch und Staub auf der Seite der Geniedirektion. Ich eilte dieser zu und fand daselbst vieles im Hofe zerstört, beinahe alle Fenster zertrümmert, im Hinaufeilen sah ich alle Türen aufgerissen und fand im Zimmer des Geniedirektors denselben ganz blaß und außer Fassung auf dem Sofa halbliegend vor. Auf die Frage, was denn geschehen sei, teilte er mir mit, daß wahrscheinlich beim Siegeln von zwei Schießbaumwollkisten, die abgesendet hätten werden sollen, eine Unvorsichtigkeit begangen wurde, durch welche die Schießbaumwolle sich entzündete, mit einem furchtbaren Krach explodierte und hierbei den Werkmeister und dessen Tochter, die bei der Verpackung mithalf, in Stücke zerriß und die Zerstörung verursachte, die ich mir ansehen solle. Ich denke, der Verlust zweier Menschenleben und alles dessen, was bei der Explosion sonst zugrunde ging, war danach angetan, selbst den ruhigsten Menschen außer Fassung zu bringen.

Kam man bei Ankauf oder Miete von Grundstücken für die Fortifikationen mit den Besitzern nicht im gütlichen Wege bezüglich des Preises überein, so wurde zur zwangsweisen Expropriation und Bestimmung des Entschädigungspreises geschritten. In Affi und Incaffi waren unsere Steinbrüche hoch oben am Rande des gegen die zwei Orte steil abfallenden Gebirges; sie säumten dasselbe recht malerisch und grotesk durch Felszacken ein und waren landschaftlich wirklich schön. Die ganze Gegend dort gehörte einer alten Gräfin Persico, die in Affi in ihrem schönen Schlosse wohnte. Die Felsen wurden gekauft, als Steinbruch benützt und die gewonnenen Steine nach Gewicht, welches die Steinbruchswagprotokolle auswiesen, bezahlt. Um mit den Steinfuhren nicht bis ins Gebirge hinauffahren zu müssen, wurde abgemacht, die gewonnenen Steine über den steilen Hang herunterkollern zu lassen, und den Schaden, der dadurch an

den Gründen unten verursacht wurde, nach Vollendung des Baues zu entschädigen. Um diese Entschädigungssumme an Ort und Stelle festzusetzen, fuhr die bezügliche Kommission nach Incaffi. Nach Besichtigung des angerichteten Schadens war die ganze Kommission zu einem Diner, das die Gräfin gab, eingeladen. Es wurden hierbei die nie fehlenden Uccelli con polenta, dann ein Pastizzio di maccaroni, dann Dessert, Kaffee und exquisiter Benediktiner serviert und während des ganzen Essens ein vorzüglicher Val-Policella-Wein getrunken. Die Gräfin und ihr Doctor juris hatten es offenbar darauf abgesehen, die Kommission in heitere und versöhnliche Stimmung zu versetzen. Die Heiterkeit war auch da, aber die Versöhnlichkeit doch nicht in dem Maße, daß die militärärarischen Vertreter auf alles einzugehen willens waren, was der Herr Doctor juris verlangte. Ueber die Entschädigungsansprüche einigte man sich bald; als aber der Herr Doktor für die landschaftlich verdorbene Aussicht, die man früher vom Schlosse auf die schönen zackigen Felsen hatte, unter dem Ausdrucke eines Prezzo d'affezione auch noch, und zwar eine sehr hohe Entschädigung verlangte, lehnten die militärischen Vertreter, unter denen ich der präsidierende war, dieselbe so entschieden ab, daß die Gräfin, die der Verhandlung beiwohnte, doch davon abstand, weil sie sah, daß ohne einen Gerichtsbescheid nichts zu erreichen wäre. Ein anderer Grundbesitzer in Pastrengo verlangte ebenfalls, als Prezzo d'affezione, einen hohen Preis für eine verlassene Uccelleria, die weder Dach noch einen Fußboden im ersten Stock hatte und eigentlich nur aus vier Mauern mit Fensteröffnungen ohne Fenster bestand; er verlangte 2000 Lire, weil an diesem Krempelwerk schöne Erinnerungen des Vogelfanges bis zu seinen Großeltern zurückreichen. Das war uns denn doch zu dumm, und er wurde ziemlich unsanft ab- und auf den Gerichtsweg gewiesen, den er ebenfalls nicht betrat.

Wie anhänglich die Italiener oft werden können, zeigt das Nachfolgende. Ich hatte in Parona unter anderen einen ausgezeichneten Maurerpartieführer namens Giacomo Bianchi, damals vielleicht so alt wie ich, 33 Jahre. Er folgte mir mit seiner Partie zum Baue des Forts Kronprinz Rudolf, dann nach Pastrengo, kam später, als er hörte, ich baue in Trient, 1868 dahin zum Baue des Forts bei Civezzano, und als ich in den achtziger Jahren auf einer Inspektionsreise die fortifikatorischen Bauten in Przemysl inspizierte, fand ich ihn daselbst wieder. Ich erkannte ihn sofort und rief ihm zu: „Cosa mai, voi siete Giacomo Bianchi!“ Er stürzte auf mich zu, küßte mir die Hände und sagte, während ihm reichlich Tränen aus den Augen quollen: „Grazie a Dio, che la vedo ancora una

volta in questa mia povera vita.“ Er und ich waren grau geworden. — Nachdem ich mich näher um ihn und seine Familie erkundigt hatte, drückte ich ihm eine Banknote in die Hand, die er nur mit Widerstreben annahm, und meinte: „Eccellenza era ed rimane sempre buono,“ und mit dem Ausruf: „Che gioia inaspettata!“ entfernte er sich gerührt von mir, ich aber auch von ihm, diesem braven, ehrlichen und arbeitsamen Manne.

Kaum war ich in Pastrengo etabliert, erschien der mit mir wie magnetisch verbundene, mehr betrunkene als nüchterne Schreiber Czerny. Der Zustand, in dem er sich mir präsentierte, war, sowohl in Beziehung seiner verstaubten und beschmutzten Kleidung und des speckigen Zylinders, als seines tiefgeröteten Antlitzes und seiner lallenden Sprache, nicht sehr vertrauenswürdig; er überreichte mir eine Schrift von der Impresa Trezza, in der schwarz auf weiß geschrieben stand, daß der Ueberbringer derselben, dessen Leistungsfähigkeit ich kenne, sich das Trinken vollkommen abgewöhnt habe und in letzter Zeit stets nüchtern gewesen sei. Ich las ihm diese Schrift vor und sagte ihm, daß sein dermaliger, ganz betrunkener Zustand dieselbe so Lügen strafe, daß ich ihn nicht aufnehmen könne. Die paar Stunden, die er noch in Pastrengo verbrachte, benutzte er dazu, sich derart zu betrinken, daß er mir total besoffen von Gendarmen in die Kanzlei gebracht wurde; dort sperrte ich ihn wieder wie in Verona in ein Zimmerchen ein und spedierte ihn später in einem Wagen in noch nicht nüchternem Zustande abends nach Verona zurück.

Eines Tages beehrte uns auch der erste Generaladjutant des Feldzeugmeisters und Armeekommandanten Ritter von Benedek, Alfred Baron von Henikstein, mit seinem Besuche. Wir luden ihn zu unserem frugalen Regieessen ein; er nahm die Einladung an und war während des Essens sehr heiter und witzig; er meinte, wir leben hier wie im Paradiese, essen und trinken sehr gut. Ich meinte hierauf, alles wäre recht schön, wenn einen nur die Hitze und die Mücken schlafen ließen, worauf unser Gast erwiderte: „Ich weiß nicht, mir tun die Mücken gar nichts, einmal kam eine, setzte sich mir ins Gesicht, saugte mein Blut, spuckte aus, flog davon, und es kam keine mehr wieder.“

Eine selbst im höchsten Sommer reichhaltige Quelle, die unterm Fort Benedek entsprang, wurde abgefaßt, in ein gemauertes Bassin geleitet, dasselbe mit Holzwänden und Dach umfaßt und eingedeckt und bildete unsere Badeanstalt, die eine wahre Wohltat für uns wurde. Ueberdies deckte die Quelle den größten Teil unseres Wasserbedarfs, wodurch die Wasserzufuhrpreise bedeutend heruntergedrückt wurden.

Am Schlusse meiner Erzählungen über meine und die Bautätigkeit anderer Genieoffiziere und der kleinen Episoden, die sich während dieser Zeit ereigneten, ziemt es sich, daß ich unseren Werken eine Träne nachweine. Denn alles, was wir während dieser Zeit ausgeführt hatten, fiel ohne Kampf und ohne einen Heldentod auf der Bresche à la Hermann und Hensel am Predil und am Malborghetto, oder Gorini und Pollini in Ofen, unserem damaligen Feinde und jetzigen Freunde zu. Aber auch von diesem widerfuhr uns in einer Broschüre über jene Bauten die Genugtuung, daß sie als mustergültig in Konzeption und Ausführung hingestellt wurden. Insbesondere von den Bauten von Pastrengo ist gesagt worden, daß man solider und schöner wohl nicht bauen könne.

Um das Bild meines Lebens in Verona zu vervollständigen, will ich nunmehr die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen ich und meine Familie dort lebten, kurz schildern. Kaum im Hotel „Alle due torri" etabliert, erhielten wir gleich eine sehr unerwartete Visite. Wir saßen abends beim Tee, als der Zimmerkellner hereinkam und uns einen Grafen Salis-Soglio anmeldete. „Bitte ihn eintreten zu lassen," sagte ich. Nun trat ein großer schlanker Mann von zirka achtundvierzig Jahren ein und stellte sich als der Angesagte vor, entschuldigte sich, daß er so spät abends, ohne vorgestellt zu sein, uns besuche, er hätte aber aus der Personenliste des Hotels ersehen, daß ein Hauptmann Baron Salis-Soglio hier wohne, und sofort vermutet, daß ich ein Sohn seines Freundes, des eidgenössischen Obersten Emanuel Salis-Soglio, sein dürfte. Der sich etwas eckig Präsentierende gehörte zum englischen gräflichen Zweige unserer Familie, war Oberst im 8. englischen Husarenregiment und kam direkt von Indien, um nach England auf Urlaub zu gehen. Hätte er weniger gut und schnell Englisch und besser Französisch gesprochen, so hätte ich gewiß mit großem Interesse seinen Erzählungen aus dem Krimkriege und dem gegen die Sikhs, die er mitmachte, zuhören können. Meine Frau, die besser als ich Englisch sprach, sagte mir nachher, was er alles erzählt habe. Er verabschiedete sich von uns erst nach zwölf Uhr und, wie das so oft geht, auf Nimmerwiedersehen.

Wir hatten uns schon zu dieser Zeit, wo wir im Hotel wohnten, in die Veroneser Militärgesellschaft gestürzt, von der wir nicht nur einige Mitglieder schon von Wien aus kannten, sondern mit denen wir auch zum Teil schon recht befreundet waren. Zu diesen gehörten Major Baron Franz Vlasits, welcher der internationalen Grenzregulierungskommission zugeteilt war, zwar in Peschiera wohnte, aber öfter nach Verona herüberkam. Ferner Oberleutnant Franz Karl

Baron Salis-Samaden, Hauptmann Nüscheler und Genieoberleutnant Lack. Dadurch, daß uns der Armeekommandant Graf Degenfeld schon von Mainz aus kannte, uns einlud und uns besuchte, wurden wir sofort mit vielen Herren und Damen der Veroneser Militärgesellschaft bekannt und überall und von allen aufs freundlichste aufgenommen.

Wenngleich es uns bei „due torri" nicht schlecht erging, so waren wir doch froh, Ende des Jahres in die neuaufgenommene große und schöne Wohnung im ersten Stock eines Hauses der Strada San Fermo ziehen zu können. Zwar konnte ich mich bei der Unbestimmtheit, wie lange unser Aufenthalt in Verona dauern würde, und zumal voraussichtlich meine Frau und Kinder den Sommer nicht in Verona zubringen würden, nicht entschließen, meine Möbel von Wien, wo sie in einer eigenen, für sie aufgenommenen Wohnung untergebracht waren, nach Verona kommen zu lassen. Aber nachdem der Möbelfourniteur, der uns die Wohnung zu möblieren hatte, uns nicht auch alles übrige, was sonst zur häuslichen Einrichtung gehört, liefern konnte, so mußten wir gar manche Kiste von Wien kommen lassen, bei welchen Sendungen es ohne Kisteneheverirrungen nicht abging. Die Wohnung präsentierte sich ganz gut; und nun schiffte meine Frau mit vollen Segeln in das Meer der Unterhaltungen, die es in Verona gab und die wir durch ein ziemlich offenes Haus, das wir führten, erwiderten.

Im Militärkasino gab es nebst anderen verschiedenen Unterhaltungen deutsches Theater, dessen Direktor, da die erste Serie der Abonnementsvorstellungen so glänzend ausgefallen war, sogar eine zweite Serie eröffnete. Diesen Vorstellungen von Künstlern n-ten Grades folgte eine von Dilettanten x-ten Grades. Aber man unterhielt sich gut, und wir waren oft dort. Sonstige Theatervorstellungen gab es in den Zeiten des „lutto" (Trauer) allerdings gar keine. Die armen Schauspieler und Musiker trauerten um das noch nicht vereinigte Italien mehr durch Magen- als durch Herzensschmerzen. Diesem allgemeinen Hungerzustande der Künstler habe ich die Erwerbung meiner prachtvollen Nikolaus-Amati-Violine de dato 1669 um einen äußerst billigen Preis zu verdanken. Meine musikalischen Unterhaltungen und Leistungen waren schon in Gestalt von Violinduetten mit dem Konzert- und Kapellmeister von Beruf, aber ohne Konzert- und Musikkapelle, Signore Dorico, in Trios und Quartetten, letztere bei Conte Bury, in vollem Gange. Dieser Conte Bury war ein ehemaliger österreichischer Kavallerieoffizier und verleugnete selbst im Taumel der italienischen Freiheitsbewegungen seine

österreichische Gesinnung nie. Ja, er machte sogar, so alt er war, als Ordonnanzoffizier den ganzen Feldzug 1859 mit. Er trug seine Sporen auch im Zivil und sogar beim Quartett, bei dem er als Violoncellspieler fungierte. Ich glaube, er ritt besser, als er Violoncell spielte, aber er tat dies mit dem Enthusiasmus eines Jünglings, und ging das Quartett nicht, so hatte nie er, sondern immer einer oder alle drei der übrigen Mitspieler gefehlt. Einmal kam er so in Eifer, daß er das Violoncell wie ein Pferd spornte, bis es richtig ein Loch in die Zargen erhielt. Ein andermal wollte das Quartett gar nicht klappen, was natürlich war, denn ich hatte statt der vier Stimmen aus einem Quartett je eine Stimme aus vier verschiedenen Quartetten aufgelegt. Mein Signore Dorico war ein ebenso guter Violinspieler als gründlicher Kenner; deshalb beauftragte ich ihn, wenn er irgendeine gute italienische Violine aufstöbern könne, mir dies sofort mitzuteilen, da ich eine erwerben möchte. Eines Tages, als ich vom Hause wegging, fand ich neben dem Haustor auf der Mauer auf einem großen roten Papier eine „asta“ (Lizitation) angekündigt. Ich las zu meinem Erstaunen: „Sotto altri oggetti anche un vero violino di Nicolo Amati da 1669 capo d'opera.“ Ich lief sofort zu Dorico, der mir aber schon entgegenkam und mir sagte: „Herr, lassen Sie das Instrument nicht aus den Augen. Es ist das schönste, was ich je von Nicolo Amati sah, und in allen Bestandteilen vollkommen echt und wunderbar erhalten.“ Ich meinte: „Ja, es kommt aber denn doch auch auf den Preis an.“ „Signore maggiore,“ sagte er, „lasciate fare a me, i musici sono tutti quanti poveri diavoli e non lisciterano molto.“ Wir gingen zusammen zur Lizitation. Ich nahm meine Violine mit. Wir probierten beide und verglichen sie, und da ich mit Herrn Dorico fand, daß die Amati ungleich schöner klinge, überließ ich Genanntem alles weitere. Er drückte vorerst zweien, die Miene machten, lizitieren zu wollen, je einen Napoleondor in die Hand und erhielt dann die Violine um den Ausrufspreis von 130 Gulden. Sonach erstand ich diese Violine, die jetzt Tausende von Gulden wert ist und jedenfalls unter den Wiener Violinisten und Violinmachern ein größeres Renommee besitzt, als ich als Violinspieler je hatte, inklusive eines Napoleons, den ich Dorico gab, um 160 Gulden. Dabei ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es dieselbe Violine ist, die ich in Lissa 1848 sah und die dem berühmten Violinspieler und Kapellmeister in Padua, Signore Tartini, einstens gehört hat. Könnte der nächste Besitzer meiner Violine die Geschichten des Herzens aus ihr hervorzaubern, die ich durch 46 Jahre in sie hineinspielte, so würde

er über die Reichhaltigkeit der ersteren gewiß mehr staunen als über das letztere.

Zu der Schilderung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zurückkehrend, muß ich gestehen, daß selbe mir mit Ausnahme der musikalischen Genüsse eigentlich mehr Leid als Freude brachten. Ich war durch meine Arbeiten, denen ich vorstand, abends physisch und geistig viel zu müde, als daß ich den Gesprächen, die bei Tees geführt werden, oder dem Kartenspiel, das dabei gepflogen wird, mit Aufmerksamkeit folgen konnte. Der Schlaf überkam mich oft derart, daß ich mich der heiteren Gesellschaft unter Entschuldigung, daß ich um halb fünf Uhr früh wieder aufstehen müsse, empfahl und zu Bette ging. Meine Frau hatte leider wenig Sinn für meine Müdigkeit und wußte eher die Zeit der Teestunde zu verlängern, als sie abzukürzen. Sie stand ja erst auf, wenn sie sich wirklich ausgeschlafen hatte. In dem Gesagten liegt eine Leidensgeschichte von mir, die bedauerlicherweise in der Zukunft nicht ohne Folgen blieb, über die ich aber um so mehr die Akten schließe, als sie zu durchstöbern mich zu inneren Tränen bringen könnte.

Daß wir uns in Verona in der besten Gesellschaft bewegten, würden die Namen beweisen, die in derselben eine Rolle spielten oder mindestens zu ihr gehörten. Wir sahen beispielsweise außer Seiner Exzellenz dem Armeekommandanten seine Frau und die verheiratete Tochter Sara Baronin Knobloch, zweimal auch den Feldmarschall Grafen Nugent bei uns, der sich als ein liebenswürdiger Gesellschafter erwies, dann Exzellenz Feldmarschalleutnant Graf Stadion, den ritterlichsten aller Ritter, den Feldmarschalleutnant Baron Lederer samt Frau, Graf Soltyk samt Frau, Baron Vlasits, der Generalstabschef beim V. Korps geworden war, kurz, ohne Chargen und Namen zu nennen, eine große Anzahl Kavallerie- und Genieoffiziere.

In Venedig war mein Schwager Oberstleutnant Baron Scholl Geniedirektor, der, was seine Gesellschaftsverhältnisse betraf, mein Leidensbruder war, seine Leiden aber stoischer, stiller und schweigsamer ertrug als ich, denn zeitweise machte ich mir in Briefen an meinen Vater doch Luft. Daß die Nähe der Schwester meiner Frau oft Veranlassung zu gegenseitigen Besuchen war, ist natürlich, und selbst ich mußte zur Begleitung oder zum Abholen meiner Frau gar manchmal nach Venedig dampfen. Die Gesellschaften in Venedig begannen noch später und endeten meistens am folgenden Tag, manchmal erst am frühen Morgen. Da gab es Bälle mit und ohne Masken bei Scholl, beim Statthalter, beim Grafen Bissingen, der

Fürstin Clary und anderen hohen Aristokraten. Für die doch immerhin eher zarte Gesundheit meiner Frau waren die mit diesen Unterhaltungen verbundenen physischen Anstrengungen kein Stärkungsmittel.

Mit dem Abgange des Armeekommandanten Exzellenz Feldzeugmeister Graf Degenfeld und seiner Familie, der als Kriegsminister nach Wien kam, und dem Beginn der Aera des Feldzeugmeisters Ritter von Benedek ergaben sich in den gesellschaftlichen Verhältnissen von Verona einige Veränderungen, die sich aber nach der Ankunft von Frau von Benedek wieder ausglichen. In der ersten Zeit gab der neue Armeekommandant meist nur Herrendiners, und zwar recht oft. Bei einem derselben ereignete sich ein komischer Zwischenfall. Sein Flügeladjutant Major Hennings sah so jung aus, daß General Baron Henikstein behauptete, er käme ihm immer vor wie ein junger Schulbube, der einen Drachen steigen lasse. Benedek meinte, dieser Vergleich sei sehr gut, und Major Friedberg, der ein famoser Zeichner war, solle ihn so zeichnen, d. h. karikieren. Man gab ihm Bleistift und Papier, und Hennings als Schulbube mit dem unausbleiblichen weißen Zipfel hinten ließ, sehr gut getroffen, einen Drachen steigen, auf dem aber, nicht minder gut karikiert, Generalmajor Baron Henikstein porträtiert war! Natürlich allgemeines, wenn auch etwas unterdrücktes Gelächter darob, in das Generalmajor Baron Henikstein einstimmte und sich die Zeichnung zum Andenken aneignete. Leider verunglückte dieser liebenswürdige Major Hennings durch einen Sturz vom Pferde nicht lange darauf und starb in der Blüte seiner Jahre und militärischen Karriere zum Leidwesen aller, die ihn kannten.

Ein anderer gesellschaftlicher Zwischenfall, bei dem Feldmarschalleutnant Graf Stadion eine ebenso große Freude als ich tiefes Leid empfand, war — ein Hunderennen. Graf Stadion war Besitzer eines ebenso garstigen als berüchtigten Stallpinschers, der sich aber immer im Salon aufhielt, mit Namen Pfeffer. Dieser hatte die löbliche Gewohnheit, jeden, der sich nicht ganz nach Vorschrift meldete, d. h. nicht elegant die Absätze beim Kompliment zusammenschlug, in die Beine zu kneifen. Mein kleiner Mops, Czivan mit Namen, den ich von einer alten Gräfin erhalten hatte, war in seiner Art gewiß ebenso garstig, aber gebildeter. Die Treue war bei beiden gleich, und wir hatten daher beide Hoffnung, zu glauben, daß sie die Länge der Rennbahn, über die von Zeit zu Zeit Schnüre, mit Hundedelikatessen behängt, gespannt waren, voll Sehnsucht nach ihren Herren ohne Aufenthalt durchlaufen würden, daß also das schnellere

Erreichen ihrer Herren nur eine Frage des besseren Ausholens im Laufen sein werde. Graf Stadion hatte sich nicht getäuscht. Sein Pfeffer langte als erster an, während Czivan bei der ersten Wurst stecken blieb und beschwert mit derselben überhaupt nicht zu mir lief, sondern zu meinem Burschen zurückkehrte und dort sitzend dem weiteren Verlauf des Rennens zusah. Der Sieg vom Pfeffer hatte Graf Stadion mehr erfreut, als das verlorene Gefecht bei Montebello bekümmert. Zu Ehren dieses Pfeffer gab einige Tage später Graf Stadion einem intimeren Kreise, zu dem sich Pfeffer und die Hauskatze gesellten, ein Diner. Als die Champagnerflaschen geöffnet wurden, trat einer der servierenden Bedienten mit einer großen runden Schachtel in das Zimmer und überreichte diese dem Gastgeber. „Oeffnen Sie die Schachtel!" Das tat der Bediente, und was lag darin? Vom Grafen Erbach aus dem Badischen gesandt eine lange Gothaer Wurst mit einem Lorbeerkranz umgeben, an dem zwei weiße Schleifen angebracht waren mit der Inschrift: „Dem sieggekrönten Pfeffer in vollster Würdigung seines Sieges!" Daß das erste Glas auf den Sieger getrunken wurde, ist selbstverständlich. Das war wohl das heiterste und originellste Diner, das ich in Verona mitmachte.

Trotz der Müdigkeit nach meiner Tagesarbeit, die allerdings in den paar Wintermonaten etwas geringer war, wurde ich nicht müde, nach Musikern und Sängern zu fischen und zu angeln. Mit Hilfe meines Herrn Dorico gewann ich als Violaspieler einen Herrn Conte Nichesola. Er kam auch regelmäßig zu den musikalischen Abenden zu mir. Leider dauerte sein Besuch nur bis Herbst 1861, wo er starb. Ob der Furcht, daß ihm seine italienischen Verwandten und Bekannten den Besuch bei einem österreichischen Militär krummnehmen könnten, kam er stets in einer Art vermummt, daß er kaum erkannt werden konnte. Einen Kalabreser tief in die Stirn gedrückt, den Kragen seines Mantels bis über die Ohren aufgestülpt und über die Schulter geworfen, huschte er wie ein Verbrecher schnell in die Hausflur. Diese meine musikalischen Abende, bei denen mein Schlaf verflog und meine Seele sich im Reich der Töne erhob, nahmen an Umfang und Güte zu, so daß ich meinem edeln Freunde, dem ungeteilt hochgeschätzten Oberst Baron Ebner von Eschenbach, Gemahl der berühmten Dichterin, bei einem mehrere Tage dauernden Besuche, den er bei uns machte, zweimal Klavier- und Saitenquintette von Schumann, Schubert, Spohr und Beethoven und als Zwischennummern ausgesuchte Lieder bieten konnte. Baron Ebner, selbst ein guter Klavierspieler und musikalisch wie überhaupt

in allem hochgebildet, war von unseren Leistungen derart überrascht, daß er mir sagte, er könne es kaum fassen, in Verona von Dilettanten so gute Kammermusik gehört zu haben.

Sänger hatte ich drei zur Disposition, einen Bariton und zwei Tenore, einen Geniehauptmann, einen Genieoberleutnant und einen Kriegskommissär, alle drei mit schönen Stimmen und gut geschult. Je mehr wir und unsere Zuhörer in den Tönen schwelgten, desto lebhafter wurde im zweiten Nebenzimmer bei meiner Frau am Teetisch geplaudert, eine Erfahrung, die ich dies- und jenseits der Alpen machte.

So verging der Winter, und der Frühling kam und mit ihm die Zeit der Sommerpläne für Frau und Kinder. Sie sollten, so war es mit meinem Vater vereinbart, den Sommer bei ihm in Chur zubringen und im Herbst an den Rhein fahren. Die Abreise verzögerte sich aber länger, als uns lieb war. Zuerst durch einen Zwischenfall zwischen meinem Vater und meiner Frau, dann aber durch die Erkrankung der beiden Kinder und meiner Frau an den Masern, deren Genesung sowie die Rekonvaleszenz acht Wochen in Anspruch nahm. Damit war es Ende Juni geworden. Während des Krankseins wurde beschlossen, den Sommer statt in Chur in Rorschach zuzubringen, von dort an den Rhein zu fahren, daselbst in Bonn Aufenthalt zu nehmen und die Niederkunft meiner Frau zu erwarten, die gegen Ende Dezember voraussichtlich erfolgen sollte. Ich plante, meinen Urlaub in Chur und dann in Bonn zuzubringen, wohin meine Frau ohne die Kinder bereits abgereist war und sich daselbst, nach kurzem Aufenthalte bei ihren Geschwistern in Köln und Röhndorf, mit Hilfe unserer Verwandten ein gutes und ziemlich großes Logis aufgenommen hatte. In Chur fand ich meine Kinder sehr wohlauf und lustig, hingegen meinen Vater eher etwas leidend. Ich verblieb daselbst bis über den Weihnachtsabend.

Am folgenden Tag erhielt ich eine telegraphische Depesche, ich möchte sofort nach Bonn abreisen. Ich machte mich sogleich auf die Reise, fand aber bei meiner Ankunft in Bonn, die ein paar Tage später erfolgte, bereits ein neues Familienmitglied vor, meinen zweiten Sohn, der die Namen Paul Hermann Theodor erhielt. In Bonn ging's anfangs sehr gut, und alles verlief bei Mutter und Kind normal. Die Mutter erholte sich rasch, der Knabe gedieh und nahm an Weisheit und Tugend so schnell zu, daß ich glaubte, ihn sofort auf der Bonner Universität einschreiben lassen zu können. Ich pendelte oft zwischen Köln und Bonn, besuchte in beiden Orten selbst viele Konzerte und wurde oft zu Diners und Soupers geladen, denn

wir hatten von früher her Bekannte und Verwandte in der ganzen Gegend. Dem fröhlichen, genußreichen Leben gesellte sich auch ein musikalisches zu. Ich hatte Gelegenheit, Duette und Quartette zu hören und zu spielen. Lange sollten aber diese guten Tage nicht dauern. Meine zwei Aelteren erkrankten an Keuchhusten, und mit dem Jüngsten, Paul, mußte ich, um ihn vor dieser bösen Krankheit zu bewahren, in Windeln und Kissen verpackt und mit Wärmflaschen umgeben, die Flucht unseres Herrn nach Aegypten nachmachen, d. h. ihn nach Köln zu meiner Schwägerin Maria Merkens zur weiteren Aufffütterung und Erziehung bringen, womit denn auch die Universitätsgedanken zu Grabe getragen wurden. So gut es nun diesem in Köln ging, so schlecht ging es uns in Bonn. Die Husterei hatte Tag und Nacht kein Ende, ließ niemand ruhig schlafen und isolierte uns zudem von aller Welt, da bekanntermaßen eine Familie, wo der Keuchhusten haust, von jedermann gemieden wird. Ich sah voraus, daß ich mit meinem zehnwöchigen Urlaube nicht mehr ausreichen würde, um meine Pläne auszuführen, und kam deshalb um eine zehnwöchige Verlängerung ein, erhielt diese, und damit war mir die Zeit, über die ich souverän gebieten konnte, soweit es die Umstände erlaubten, bis gegen Ende April sichergestellt.

Mit der zunehmenden Genesung meiner Frau und einiger Abnahme des Keuchhustens der Kinder begannen wir von neuem Reise- und Aufenthaltspläne zu machen, was meiner Familie stets eigen war, obwohl die Pläne immer nur schwer zur gegenseitigen Uebereinstimmung zu bringen waren. Mitte Februar reiste ich unter verschiedenen Besuchshindernissen bei Verwandten und Bekannten in Rüsselsheim, Zürich und Bern nach Chur, blieb dort bis Ende März und holte von da aus in Basel meine Frau ab, die zweiteilig nach Basel gekommen war, sie als erster Teil längs des linken Rheinufers, ihr Gepäck als zweiter Teil längs des rechten. Nun machten wir zusammen einige Irrfahrten nach Genf, Bern, ins Berner Oberland, Zürich, ließen uns da von bekannten Familien alter Kameraden fetieren und einladen und kamen im ersten Drittel des April — alle wohlbehalten in Chur bei meinem Vater im elterlichen Hause an. Hier blieben wir seelenvergnügt bis zum Ende meines Urlaubes. Dann fuhr ich nach Verona und meine Familie nach Bonn zurück. Der Abschied von meinem Vater wurde mir, und wie es sich nachher zeigte, nicht ohne Grund, außerordentlich schwer. Ich sollte ihn lebend nicht mehr wiedersehen. Aber auch der Abschied von Frau und Kindern berührte mich tief.

Schon während meines Urlaubes saß ich bezüglich meiner

und noch mehr der künftigen Gestaltung des Geschickes meiner Familie, wie man zu sagen pflegt, „auf Nadeln". Nach Briefen, die ich von Wien erhielt, sollte ich, falls eine Kombination, die man dort plante, gelänge, Geniedirektor in Verona werden. Dies klang mir unglaublich, und ich fragte daher in Wien an, was mit mir geschehen werde. Ich erhielt die Antwort, ich bleibe dort als zweiter Stabsoffizier; aber wie lange? Das konnte niemand wissen noch mir sagen oder schreiben, und doch war das für mich so wichtig, denn nur so aufs Unbestimmte hin konnte ich wegen meiner Möbel u. s. w. keinen Entschluß fassen. In Verona angekommen, stieg ich vorläufig für ein paar Tage im Gasthause „A la colomba d'oro" ab, dann bezog ich ein provisorisches Logis von zwei Zimmern und Zubehör im Palazzo der Gräfin Richesola, und dann setzte ich mich für den ganzen Rest des Jahres und sogar noch darüber hinaus an die schon früher erwähnte Abrechnung meiner Bauten in Verona und Pastrengo, wobei ich von den sechs Offizieren, die mir während des letzteren Baues zugewiesen waren, nach und nach fünf verlor, so daß ich die große Arbeit mit nur einem Offizier und zwei Rechnungsbeamten vollenden mußte. Dabei passierte es, daß wir alle zusammen durch das leidige „Toisieren" manchmal so blöde wurden, daß wir, unfähig weiterzuarbeiten, aufhören mußten, um neue „Toisier"kräfte zu sammeln.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo meine Familie nach Verona kommen sollte, und ich mußte mich deshalb nach einer entsprechenden Familienwohnung umsehen. Nicht ohne Schwierigkeiten und Verhandlungen mit der Kommune und dem Eigentümer gelang es mir, eine der schönsten Wohnungen in Verona zu erwerben. Es war der erste Stock im Palazzo Maffei auf der Piazza d'erbe, deren nördliche Seite er bildete und den der berühmte Baumeister Michele erbaut hatte. Die Wohnung bestand aus acht Zimmern samt Zubehör und einem Stall für sieben Pferde nebst zwei Wagenremisen. Bei der Unsicherheit, wie lange mein Aufenthalt in Verona dauern werde, konnte ich mich nicht entschließen, unsere Möbel von Wien nach Verona kommen zu lassen, und blieb bei der schon früher geübten Maßnahme, die Möbel in Wien weiterdomizilieren und die Veroneser Wohnung wieder durch einen Möbelhändler möblieren zu lassen. Ich wurde mit alldem rechtzeitig fertig, weil meine Frau, wie gewöhnlich, nicht wie verabredet war, eintraf. Nun zog ich und mein Pferd und mein dummer neuer Bursche in die neue Behausung, in der ich mich „oben" ebenso allein fühlte wie mein Pferd „unten" im großen Stall. Für mich fand ich dagegen kein Remedium,

für das Pferd aber leicht dadurch, daß ich einen anderen Pferdebesitzer einlud, unentgeltlich seine Pferde bei meinem einzustellen.

Endlich kam der große Tag. Ich reiste nach Innsbruck meiner Frau entgegen und hatte in den zwei Tagen, die ich zu früh nach Innsbruck kam, die große Freude, daselbst meinen alten lieben Kameraden und Freund Paul Steinitzer aufsuchen und meinen ehemaligen Kommandanten Feldzeugmeister von Roßbach wiedersehen zu können. Steinitzer hatte sich, seit wir uns zuletzt gesehen hatten, mit einer hochgebildeten geistreichen Dame vermählt, fühlte sich sehr glücklich und blieb es bis zu ihrem Tode. Ich reiste nun mit Familie zurück nach Bozen, und zwar die Nacht durch. Mit acht Personen in einem achtsitzigen Postwagen zu fahren war reine Tierquälerei. Gottlob kamen wir dennoch wohlbehalten in Bozen an, restaurierten uns in dem guten Hotel zur Kaiserkrone so weit an Körper, Geist und Laune, daß wir von da denselben Tag noch nach Verona abdampften und daselbst am Abend des 21. Oktober eintreffen konnten. Mein Diener hatte richtig vergessen, auf den Bahnhof Wagen zu bestellen, so daß wir lange Zeit warten mußten. In der Wohnung hatte er alles, wie er behauptete, festlich beleuchtet, aber vergessen, die Moderateurlampen aufzuziehen, wodurch sich zur Feier unserer Ankunft ein Rauch und Qualm in der Wohnung entwickelt hatte, der unsere Ankunftsfreude sehr dämpfte. Alle waren von der Wohnung entzückt, und ein paar Tage darauf begann in derselben das alte Veroneser gesellschaftliche Leben bei Tee, Musik und sogar zweimaligem Tanz. Waren von den alten Bekannten auch manche nicht mehr da, so wurden selbe durch neue ersetzt.

Leider betrübten mich während dieser Zeit die immer ernster lautenden Nachrichten über das Befinden meines lieben Vaters. Wenngleich er den Aerzten seinen Zustand genau beschrieben hatte, ihnen mit der Hand auf die Brust zeigte, so weit gehe es mit dem Essen gut, weiter nach abwärts könne er feste Speisen nicht bringen, so erkannten doch die Aerzte seine Krankheit gar nicht. Sie glaubten, sein Uebel befände sich im Magen, am Magenmund oder Magenpförtner, sandten ihn zur Heilung nach Baden bei Zürich, nach Karlsbad und nach Ragatz. Zeitweise brachten ihm die Kuren eine kleine Erleichterung, aber im ganzen schritt sein Leiden vorwärts. Er schrieb oft: „Wenn es so weitergeht, muß ich verhungern; gebe Gott, daß noch was dazukommt, um ein schnelles Ende zu bereiten." Die lieben Briefe von einst, so voll Humor und Interesse an allem, blieben vom Ende des Jahres ab aus, und Januar 1863 kamen schon sehr hoffnungslose Berichte über seinen Zustand von meiner

älteren Schwester, endlich ein Telegramm, ich möchte sofort nach Chur kommen, und an dem Abende, wo ich abreisen wollte, langte die telegraphische Depesche ein, daß er am 7. Februar verschieden sei und man mit dem Begräbnis bis zu meiner Ankunft warte. Schon auf die ernsten Nachrichten meiner Schwester hin war ich um einen vierwöchigen Urlaub in dringenden Familienangelegenheiten eingekommen, den ich mit Bewilligung des Geniechefs nunmehr sofort antreten durfte. Während der Zeit ergaben sich wichtige dienstliche Veränderungen. Oberst Neuhauser kam, ich glaube anfangs Dezember, als Geniedirektor nach Venedig und der Geniedirektor von Venedig, mein Schwager Oberst Baron Scholl, zum Geniekomitee in Wien als Adlatus des Präsidenten. Zum Geniedirektor in Verona wurde Oberstleutnant Andreas Tunkler von Treuimfeld ernannt. In der Zwischenperiode, zwischen dem Abgehen des ersteren und dem Ankommen des zweiten, führte ich interimistisch die Geniedirektion und mußte sie während meines Urlaubes dem ältesten Hauptmann bei der Direktion, von Gastgeb, übergeben.

Ich hatte eine traurige Fahrt über Mailand und schiffte mich in Como zur Ueberfahrt nach Colico ein. Das Mißgeschick wollte, daß sich nachmittags auf dem sonst so zahmen See ein so heftiger Nordweststurm entwickelte, daß der Kapitän mir mitteilte, er könne und dürfe nicht in Colico landen, er müsse am gegenüberliegenden Ufer, das vor dem Nordwestwind mehr geschützt sei, anlegen, und ich müsse von da, wenn es möglich wäre, mit einem Nachen über den See setzen. Das war leichter gesagt als getan, und ich hatte große Schwierigkeiten, Fährleute zu finden, die mich bei dem Sturm in finsterer Nacht hinüberführen wollten. Aber ein Napoleon, den ich dem einen Schiffer in die Hand drückte, wirkte, daß er die Ueberfahrt wagte. Ein Reisender, der dieselbe Route wie ich zu machen hatte, schloß sich mir an. Die Schiffer hatten eine gute Laterne an dem kleinen Mastbaum befestigt als Zeichen für die in Colico am Ufer stehende Post, von der wir bald die Laternen sahen. So erreichten wir glücklich noch den Anschluß, und mir fiel darob ein schwerer Stein vom Herzen. Am nächsten Tag, es war der 9., war ich in Chur. Meine Schwester wollte mich nicht zu des Vaters Leiche lassen. Ich solle mir die Erinnerung an ihn durch den Anblick nicht verderben. Ich konnte dies aber nicht übers Herz bringen. Ich mußte ihn, bevor er dem Schoß der Erde übergeben werden sollte, noch einmal sehen, und bedaure heute noch, daß ich dem Rate meiner Schwester nicht gefolgt bin.

Ueber alles Traurige der nächsten Tage will ich schweigen.

Es ist das Los alles Irdischen. Aber das muß ich erwähnen, daß ich in seinem Tagebuch, das er bis zum 6. Februar geführt hatte, die Worte fand: „Das Resultat aller meiner Kuren ist gleich Null. Die Doktoren wissen nicht, was mir fehlt. Die Maschine ist in Unordnung und kann nicht mehr arbeiten.“ Auf seinen Wunsch wurde die Leiche seziert, und was zeigte sich da? Ein ganz gesunder Magen und eine beiderseitige Verknorpelung der Speiseröhre, die diese so weit zusammendrückte, daß feste Speisen nicht hindurchkonnten, sich zwischen den Knorpeln ansammelten und daselbst die Speiseröhre sackartig erweiterten. Das war die Stelle, die er mit der Hand bezeichnete: „Bis hierher geht es und weiter nicht.“ Hätte man damals die Röntgenstrahlen gehabt, so hätte man die Verknorpelung gesehen und vielleicht auch noch helfen können. So drückten die Knorpeln auf die Lunge, und es trat eine Lungenlähmung ein, an welcher er, im Lehnstuhl sitzend, frühmorgens plötzlich verschieden war.

Nachdem das Begräbnis meines lieben Vaters vorüber war, setzten wir Geschwister uns zusammen, um nach dem letzten Willen des Verstorbenen zu forschen. Ein Testament fand sich nicht vor, wohl aber ein Bogen Papier, auf dem genau stand, wo die auf das Vermögen bezüglichen Bücher und Papiere zu suchen seien. Wir fanden alles in größter Ordnung vor und schritten sofort zur Inventarisierung des ganzen beweglichen Eigentums. Von dem vierwöchigen Urlaub blieben mir zur vollständigen Teilung der Erblassenschaft, sollte ich zu rechter Zeit in Verona eintreffen, höchstens zwei und eine halbe Woche übrig. Aber bei den gegenseitigen Konzessionen, die wir Geschwister uns machten, und bei der Berücksichtigung, die wir gegenseitig den einzelnen Wünschen zollten, gelang es uns, und zwar ohne Notar und ohne Advokaten, in dieser kurzen Zeit das Erbe endgültig zu bereinigen, so daß von ihm späterhin nie mehr die Rede war. Es war für mich diese große Arbeit, an der ich den ganzen Tag saß, eine wahre Wohltat, denn sie ließ mir keine Zeit, über den schweren Verlust zu grübeln und nachzudenken. Wir hatten einen ebenso guten Vater als seinerzeit, 1854, eine liebe, aufopfernde Mutter verloren.

Ich kehrte von meinem Urlaub, reicher an äußerem Besitz, dafür aber viel ärmer an innerem, pünktlich am 9. März nach Verona zurück. Meine Familie traf ich, wenn auch tiefgebeugt, so doch wohl an. Insbesondere konnte Klara den guten Großpapa, bei dem sie mehr als Hans galt, nicht vergessen. Selbstverständlich hörte in dieser Zeit unserer tiefen Trauer das gesellschaftliche Leben bis auf einen kleinen Kreis intimer Bekannten völlig auf, und es war mir

der Zufall daher sehr lieb, durch den ich sehr wohlfeilen Kaufes in den Besitz einer Equipage kommen konnte. Die Witwe eines verstorbenen Generals, die von Verona wegzog, verkaufte ein Paar sehr schöne Schimmel samt Geschirr, einen guten Landauer und einen minderen Kutschierwagen und überließ mir überdies ihren Kutscher. Stall und Remise hatte ich ohnedem, und so war die Equipage, nachdem noch diverse Kleinigkeiten angeschafft waren, in baldiger und vollster Ordnung. Sie gab uns Gelegenheit, in der Zeit der Trauer wenigstens vielfache Ausflüge machen und uns etwas zerstreuen zu können.

Mein seit längerer Zeit schon geplanter Entschluß, den Dienst zu verlassen und mich in Chur anzusiedeln, nahm nunmehr, wo ich Besitzer eines so schönen Home geworden war, festere Formen an. Meine Frau konnte sich meinem Plane indessen nicht anschließen, um so mehr gute Freunde ihr und nicht mir beistimmten. Immer hieß es, es wäre doch schade, wenn ich gerade jetzt, wo ich mir ein so schönes Renommee erworben und eine Karriere vor mir habe, dem Dienst, dem ich doch mit Leib und Seele angehörte, Valet sagen würde. Ich kam mit meiner Frau endlich überein, einen sechsmonatigen Urlaub nach Chur in der Schweiz zu nehmen und zu versuchen, wie uns ein allfälliger Aufenthalt daselbst konveniere. Der Urlaub wurde mir gewährt, und wir traten ihn im Herbste an. Nun hieß es Logis aufsagen. Das war einfach, es wurde der Kommune, von der ich es hatte, zur weiteren Benutzung zurückgestellt. Reflektanten auf diese schöne Wohnung gab es immer, und für die allfällige Zwischenzeit bis zur neuen Vergebung mußte ich die Kommune entschädigen. Die schöne Equipage samt Kutscher kaufte und übernahm Cavaliere Trezza, der im stolzen Bewußtsein seines ungezählte Millionen umfassenden Vermögens immer bereit war, alles zu kaufen, was schön und billig war, seien es Gründe, Güter, Häuser, Paläste, Villen oder was sonst immer. Hatte er schon seinen „Rebbach“ bei den fortifikatorischen Bauten in Verona gemacht, so war dieser doch klein gegen das Dazio murato, das er im Venezianischen in Pacht hatte. Das trug ihm sehr viel Geld, aber bei der Härte, mit der diese Pacht eingetrieben wurde, auch ebensoviele Feinde ein.

In Chur richteten wir uns in den großen schönen Räumen, die wir nun hatten, so bequem wie möglich ein. Ich fühlte mich im elterlichen Hause sehr behaglich. Es war mir, als ob die Laren des Hauses segnend auf meinen Entschluß herabsähen. Ich machte auch Pläne für einige kleine Nebenbauten, die mit Eintritt der besseren Jahreszeit 1864 ausgeführt werden sollten.

Achtes Kapitel

Schleswig-Holstein

(1864)

Schon längere Zeit war die schleswig-holsteinische Frage an der Tagesordnung und führte gegen Ende des Jahres zu einer definitiven Entscheidung. Die beiden Großmächte Deutschlands kamen trotz Kongressen und dem Ränkespiel von allen Seiten, obwohl laut Bundesbeschluß schon Bundestruppen und Bundeskommissäre in Holstein eingerückt waren, endlich zu dem Entschlusse, mit den Waffen in der Hand das Recht Deutschlands gegenüber den Ansprüchen von Dänemark zu wahren. Damit war der Krieg beschlossen und die beiden Großmächte schritten zur sofortigen Mobilisierung weiterer Truppen außer den von ihnen schon aufgestellten Bundesexekutionskontingenten. Oesterreich stellte das ganze VI. Armeekorps kriegsbereit. Es bestand aus vier Infanteriebrigaden, einer Kavalleriebrigade, technischen Truppen und sonstigem Zugehör. Zum Kommandanten des Korps wurde Feldmarschalleutnant Baron Gablenz ernannt. Preußen stellte zwei Infanteriedivisionen auf, Kavallerie- und Artilleriebrigaden u. s. w. Den Befehl über diese Truppen führte Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl, den Oberbefehl über beide Armeekorps erhielt der alte Feldmarschall Graf Wrangel.

Gegen Ende des Jahres erhielt ich von meinem Freunde Oberstleutnant Baron Vlasits eine telegraphische Anfrage in Chur, ob ich die Stelle eines Feldgeniechefs beim VI. Armeekorps annehmen würde. Ich depeschierte sofort zurück, daß ich jeden Augenblick bereit sei, einzurücken. Zugleich schrieb ich an meinen Freund Rittmeister von Bavier, ob er mir zwei Pferde verschaffen könnte; ich käme wahrscheinlich dieser Tage nach Wien. Mit den Kriegsaussichten war mein Ehrgeiz wieder in lichterlohen Flammen aufgestiegen, und die Quittierungsgedanken wurden vorderhand ad acta gelegt. Mein Freund Oberstleutnant Baron Franz Vlasits schrieb mir nun, daß meine Ernennung zum Feldgeniechef bald erfolgen dürfte, ich möge für meine Kriegsequipierung, soweit es möglich sei, Sorge tragen. Am 17. Januar erhielt ich nach Chur (von der Generalgenieinspektion) die telegraphische Depesche, durch die ich zum Feldgeniechef des VI. Armeekorps ernannt wurde, mit dem Befehl, sofort nach Wien abzugehen. Mittlerweile war das von Oesterreich und Preußen an

Dänemark gerichtete Ultimatum von diesem rundweg abgelehnt worden. Da ich schon alles Mitzunehmende eingepackt hatte, so konnte ich dem Befehl schon am 18. nachkommen und war am 19. Januar in Wien. Nun lief ich alle Behörden und Personen ab, wo ich mich dienstlich zu melden hatte oder außerdienstlich einige der letzteren sehen wollte. Den nächsten Tag, also am 20., fuhr der Korpskommandant mit seinem Generalstabschef und einem Kriegskommissär nach Berlin ab, der restliche Teil des Hauptquartiers folgte am 23. Januar vier Uhr früh.

Man kann sich vorstellen, was ich alles in der kurzen Zeit von meiner Ankunft in Wien bis zur erwähnten Abreise zu besorgen hatte. Ich mußte Pferde kaufen, diese und mich sozusagen neu equipieren, denn ich hatte von Verona in die Schweiz beinahe keine Uniformstücke mitgenommen. Da ich keine Zeit zu Zweifeln und Ueberlegungen hatte, gelang mir die Bewältigung trotz der Kürze der Zeit vollkommen. Freilich hatte mir mein Freund Rittmeister von Bavier redlich dabei geholfen, was den Pferdekauf und deren Ausrüstung anbelangt. Ich hatte einen sehr schönen Babolner Walachen und ein prächtiges Schlachtroß, einen Fako, von ihm gekauft und habe den schnellen Kauf nie bereut.

In Breslau gab es einen sechsstündigen Aufenthalt. Das veranlaßte das dortige schlesische 8. Kürassierregiment, uns zu seiner Messe einzuladen. Es war ein glänzendes Diner nach jeder Richtung hin. Solche Messen konnte es bei uns damals nicht geben. Der Wechsel der Garnison war bei uns zu groß, um all das anzusammeln, was wir da an Silber, an Service, an Gedecken und selbst an prachtvoll geschnitzten Stühlen, deren jeder auf der Lehne das Wappen eines Offiziers des Regiments eingeschnitzt trug, sahen und mit Recht beneideten.

In Breslau erhielt unser Militärzug den Befehl, direkt nach Hamburg zu fahren, woselbst die verschiedenen Hauptquartiere schon eingetroffen waren. In Berlin, wo wir am 25. mittags ankamen, wurden wir auf Kosten des Königs wie alle österreichischen, Berlin passierenden Offizierkorps, auf das reichlichste traktiert. An Ovationen von seiten des Militärs und Zivils fehlte es bei dieser Fahrt auf den Tagesstationen nicht. Das Ganze glich einem Triumphzug, dem vorderhand nichts als die Siege fehlten, die sonst solchen Triumphzügen vorauszugehen pflegen.

Am 26. früh kamen wir in Hamburg an und meldeten uns bei den dort versammelten österreichischen und preußischen höheren Offizieren der Hauptquartiere. Hierbei hatte ich das Vergnügen,

manchen alten Bekannten unter den preußischen Kameraden zu finden. Ich bedauerte schon in Wien, daß man mich mit zugeteilten Offizieren so spärlich bedacht hatte, und sah voraus, daß ich mit einem einzigen Adlatus nicht auskommen würde, um so weniger, als ich bei Arbeiten und Aufträgen, an denen es gewiß nicht fehlen dürfte, über die Offiziere der dem Korps zugeteilten technischen Truppen nicht würde verfügen können. Ich klagte mein Leid dem Generalstabschef, und dieser versprach mir, das Seinige zu tun, um dem Uebelstande, den er einsah, abzuhelfen. Es brauchte aber lange, bis das geschah und bis ein zweiter Offizier des Geniestabes eintraf.

Der Aufmarsch der Truppen begann, bei dem aber der erste Marschplan auf Befehl des Oberkommandos zum Leidwesen unseres Generalstabschefs ganz unerwarteterweise umgestoßen wurde und daher neu aufgestellt werden mußte. In Hamburg fehlte es während der paar Tage des Aufenthaltes nicht an Unterhaltungen, die uns von seiten der Bevölkerung geboten wurden. Allen voran stand ein luxuriöser Ball bei Bankier Schröder. Unser Korpskommandant sah in seiner Inhabersulanenuniform so schön aus, daß ihn der alte Marschall Wrangel umarmte und küßte. Gewiß hätten das auch gerne viele Damen getan. Ein Brief aus dieser Zeit an meine Frau mag das, was die nächsten Tage brachten, vielleicht besser schildern, als ich es aus dem bloßen Gedächtnisse wiederholen kann:

„Unter vielen Bekannten, die ich beim Durchmarsche unserer Truppen in Hamburg sah, erwähne ich zwei: Rittmeister Graf Waldburg-Zeil und Fürst Lippe, beide Rittmeister bei den Windisch-Grätz-Dragonern. Letzterer macht aber als naher Verwandter des dänischen Königshauses den Feldzug im Regimente nicht mit. Wir waren abends mit Genannten und schleswig-holsteinischen Gutsbesitzern in einem Keller soupieren. Es war mir sehr interessant, von diesen die Meinung über ihr Land und dessen Verhältnisse zu hören. Nach deren Aussagen will Lauenburg entschieden nichts vom Augustenburger wissen, und es sind die Ansichten und Neigungen über das Neue, was kommen soll, so verschieden, daß beinahe in allen Familien sich darüber Gegensätze finden.

„Unsere Truppen sind nun so ziemlich alle durchmarschiert, und es beginnt jetzt der Transport der preußischen Gardereservedivision unter Kommando des Generalleutnants von der Mülbe, welche unseren linken Flügel bilden und unter Kommando des Feldmarschallleutnants Baron Gablenz gestellt werden soll. Die drei Korps erhielten vom rechten Flügel gegen links die Nummern I, II, III.

„Morgen, den 30. Januar, gehen wir von hier weg, unsere

Pferde sind schon fort. Die nächste Rast ist in Nortorf, bis wohin wir mit der Eisenbahn fahren. Am 29. Januar war der erste große Kriegsrat, dessen Inhalt ich nicht mitteilen darf" (und, setze ich heute dazu, nicht mitteilen kann, weil ich mich dessen nicht mehr entsinne).

In einem weiteren Brief de dato 2. Februar Rendsburg schrieb ich:

„Am 31. Januar konzentrierten sich die zwei ersten Korps an der Eider; Brigade Gondrecourt ging über die Eisenbahnbrücke, Brigade Nostitz und Tomas über die andere Brücke. Dieser Uebergang begann um acht Uhr früh. Die Dänen hatten schon seit einigen Tagen ihre Infanterie eingezogen und nur Kavallerieposten auf den gemeinschaftlich bewachten Brücken in Rendsburg stehen. Dänen und Sachsen standen hinter Palisadentoren, erstere im Kronenwerk Rendsburg, letztere in der Altstadt. Eine Jägerdivision besetzte die zwei schon früher rechts und links an den bestehenden Flügelschanzen von sächsischen und hannoverschen bzw. österreichischen Genietruppen erbauten Batterien. Sowie die dänischen Posten dies sahen, feuerten sie ihre Gewehre ab, setzten sich zu Pferde und ritten davon. Unsere Jäger in den Batterien eröffneten auf die dänischen Schüsse hin sogleich das Feuer und verwundeten zwei Dänen. Der eine setzte sich gleich wieder auf, den anderen schleppten sie mit. Die Brücken waren nicht miniert. Das Tor war bald eingeschlagen und so rückten nun die Truppen ungeniert gestern, am 1. Februar, bis an die Sorge, die Preußen rechts in gleicher Höhe, vor. An der Sorge angekommen (ich war in Duvenstedt), sprengten die Dänen die Eisenbahnbrücke. Die anderen bei Sorgbrück und Sorgwohl hatten sie schon früher gesprengt. Unsere Husaren ritten neben den gesprengten Brücken bei Sorgbrück durch die Sorge, während die Fußtruppen über Notbrücken auf das nördliche Ufer übersetzten und längs und vor der Sorge Vorposten bezogen.

„So erzählt, sieht alles sehr einfach aus, wir alle aber sind ziemlich desperat und haben der Ruhe doch zu wenig. Der alte Wrangel, der mit seinem Koloß von Hauptquartier öfter als uns lieb ist uns ins Gehege kommt, möchte lieber heute als morgen die Danewerke stürmen lassen. Aber ich bin der Ansicht, daß man sie so nicht nimmt und daß, wenn sie genommen werden, mehr die Dänen daran schuld sind als unsere die Truppen so ermüdenden Dispositionen."

Da ich keine Geschichte des Feldzuges 1864, der offiziell und inoffiziell längst und ausführlichst beschrieben ist, sondern nur das erzählen will, was ich dabei persönlich erlebte, so beschränke ich mich

bezüglich alles anderen nur auf das, was zum allgemeinen Verständnis des Ganges der Operationen notwendig ist.

Unser Hauptquartier war noch in Rendsburg. Am 2. Februar scheint unser Korpskommandant die Nachricht erhalten zu haben, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl schon im Besitze einiger gefangener Dänen sei. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn das sehr „gewurmt" hat und daß nachstehende kleine Episode einer gewissen Rivalität ihre Entstehung zu verdanken hatte. Komisch bleibt es aber jedenfalls, einen Feldgeniechef, dem man allenfalls den Heldentod bei der noch bevorstehenden Erstürmung der Danewerke hätte zumuten dürfen, vor diesen in eine Kavallerieattacke verwickelt zu sehen, bei der er allerdings auch, aber zum Gelächter des Korps, den Tod oder eine Verwundung hätte davontragen können.

Am Morgen besagten Tages ging ich in das Haus, wo Feldmarschalleutnant Gablenz einlogiert war. Dieser kam gerade die Stiege herunter und wartete auf sein Pferd. Er forderte mich auf, auch mein Pferd satteln und herkommen zu lassen, was sogleich geschah. Nun ritt er mit mir, zwei Adjutanten, zwei Gendarmen und einem ehemaligen dänischen Husarenoffizier, der bei uns als Dolmetsch diente, nach Duvenstedt und über die Sorge zur Brigade Gondrecourt. Nach einigem Hin- und Herreiten, bei dem der Korpskommandant offenbar nicht fand, was er suchte (wie ich später erfuhr, suchte er Generalmajor Gondrecourt), wendete er sich gegen mich und sagte mir: „Sie müssen mir jetzt aus der Verlegenheit helfen. Reiten Sie mit den zwei Gendarmen und dem Narren da (damit meinte er den Dolmetsch) nach Breckendorf. Sie werden auf dem Wege dahin die Brigade Tomas finden. Reiten Sie mit der Husarenschwadron, die zu derselben gehört, so weit vor, bis Sie auf den Feind stoßen, und sehen Sie zu, daß hierbei ein paar Gefangene gemacht werden."

Ich tat, wie mir befohlen wurde. Als ich aber, scharf vorwärts reitend, auf der ganzen Strecke gegen Breckendorf nichts von der Brigade Tomas entdeckte und schon an den Weg kam, der von der Chaussee links abzweigend gegen Breckendorf führte, dachte ich, wenn das so fortgeht, werde ich eher gefangengenommen werden, als daß ich Gefangene mache. Ich sandte daher vorsichtshalber einen Gendarm mit dem Auftrage gegen den Ort, er solle Umschau halten, ob der Platz vom Feinde besetzt sei. Der Gendarm kam bald zurück und meldete, daß die letzten dänischen Arrieregardedragoner vor zirka einer Viertelstunde den Ort verlassen hätten. Ich ritt nun mit meinem kleinen Gefolge bis zum nächsten „Krug", wie man die Wirtshäuser dort zu nennen pflegt, stieg ab, ließ uns Milch, Butter

und Brot geben und wartete, das frugale Mahl verzehrend, auf das, was nun kommen werde. Aber lange Geduld hatte ich nicht. Ich ging um das große Wirtshaus herum, und als ich zum anderen Eck kam, ritt eben ein preußischer roter Husar mit zwei Ordonnanzen heran, stieg vom Pferd und sagte mir: „Gott, wie bin ich froh, daß ich jemand von den Oesterreichern finde. Ich habe eine wichtige Meldung für Ihren Korpskommandanten bei mir, weiß aber nicht, wo er eben jetzt ist.“ Ich nahm ihm die Meldung ab und schickte einen meiner Gendarmen und den Dänen sofort nach Holz Bunge, wohin Gablenz mittlerweile sein Hauptquartier verlegt haben mußte. Wahrscheinlich war die wichtige Meldung die Mitteilung von seiten des ersten Korpskommandos über das diesen Tag stattgehabte, aber mißlungene Gefecht zur Erzwingung des Ueberganges über die Schleie bei Missunde. Nun kamen von links her Avantgarden, aber nicht von der Brigade Tomas, sondern von der Brigade Nostitz. Gleichzeitig hörte ich von der rechten Seite Pferdegetrappel. Ich setzte mich sofort zu Roß und ritt mit dem einen Gendarm, der mir noch geblieben war, gegen die rechte Seite, d. h. nach der Chaussee, zu. Auf dieser kamen von Feindesseite zurück eine kleine Abteilung Liechtenstein-Husaren der Brigade Tomas. Sie hatte einen Vorstoß gemacht, stieß hierbei auf den Feind, der sich aber sofort in nahestehende Torfschuppen zurückzog und von diesen aus ein heftiges Feuer gegen die Husaren eröffnete. Die Husaren zogen sich zurück und blieben auf der Chaussee in der Höhe von Breckendorf stehen, um auf ihre nachrückende Brigade Tomas zu warten. Aber noch ehe diese herankam, rückte auf einmal im scharfen Trab eine Schwadron von Windisch-Grätz-Dragonern unter Kommando des Rittmeisters Grafen Waldburg-Zeil und unter Führung des Majors Kutschenbach ein. Ich fragte Major Kutschenbach: „Ja, um Gottes willen, was macht denn ihr von der Reserve hier?!“ — „Ja,“ sagte Major Kutschenbach, „der Gablenz hat uns den Auftrag gegeben, wir sollen bis auf den Feind vorreiten, attackieren und wenn möglich ihm ein paar Gefangene bringen.“ Nachdem aber die Pferde seiner Schwadron vor einer zu unternehmenden Attacke doch ein bißchen ausschnaufen mußten, so ließ Major Kutschenbach absitzen, Gurten lüften und wartete so, bis die Pferde zu Atem gekommen waren. Dann ging's richtig zur Attacke, die ich, da ich denselben Auftrag hatte wie die Husarenabteilung, mitmachte. Wir stießen bald auf den Feind. Die dänische Infanterie retirierte im rascheſten Tempo in die Torfschuppen und eröffnete ein tüchtiges Feuer gegen die Schwadron. Major Kutschenbach hatte das Unglück zu stürzen und sich dabei recht weh-

zutun. Die Schwadron verlor zwei Pferde, hatte drei und die Husaren zwei Verwundete. Drei Dänen waren gefangengenommen worden, wovon einem durch einen Säbelhieb die Nasenspitze so durchhauen worden war, daß sie herabhing. „Meine Aufgabe ist erfüllt," sagte ich zu Major Kutschenbach, „und jetzt reite ich mit der Siegesbotschaft über die gemachten drei Gefangenen zu Feldmarschalleutnant Gablenz zurück." Auf dem Rückwege stieß ich auf das Gros der Brigade Tomas, meldete dem General, daß einige Verwundete kommen werden, worauf dieser die Aerzte sogleich vorkommandierte.

Am 3. Februar wurde der begonnene Vormarsch allerseits fortgesetzt, rechts die Brigade Gondrecourt auf Ober-Selk, die Brigade Tomas über Geltorf auf Loopstedt, die Brigaden Nostitz und Dormus folgten der Brigade Gondrecourt. Es sollten die vor den Danewerken befindlichen dänischen Truppen in dieselben zurückgedrängt werden, ohne ein weiteres Vorgehen gegen die Danewerke selbst. Vor den Danewerken, etwas nördlich von Ober-Selk, lagen zwei wichtige Bergrücken, von denen der östliche Königsberg, der westliche Schwarzer Berg heißen. Um ein Uhr begann das Gefecht, das sich ziemlich blutig gestaltete und mit der Eroberung von Jagel und Ober-Selk nach den Dispositionen das Ziel erreicht haben sollte. Aber Generalmajor Gondrecourt befahl, in richtiger Erkenntnis, daß er die zwei unmittelbar vor ihm liegenden, früher genannten Höhen nicht im Besitze des Feindes lassen könne, noch um vier Uhr nachmittags deren Erstürmung. Diese gelang und die stürmenden Truppen gingen in ihrem Elan sogar noch weiter vor, bis sie in das Feuer der dänischen vorgeschobenen Schanze Y kamen. Generalmajor Gondrecourt ordnete den Rückzug der im Feuereifer zu weit vorgedrungenen Truppen an und nahm Stellung auf dem eroberten Gefechtsfelde. Die Brigade Nostitz war mittlerweile bis Ober-Selk vorgerückt. Die Meldung über den blutigen Sieg, der uns 28 Offiziere und 402 Mann an Toten und Verwundeten kostete, wurde sofort Feldmarschall Wrangel gemeldet, und es dauerte nicht lange, bis dieser mit seinem Troß erschien.

Er wollte an Hand der Karte genaue Auskunft über den Verlauf des Gefechtes haben. Zu diesem Zwecke wurde im Hahnenkrug eingekehrt und daselbst in einem Zimmer auf einem großen Tisch die Karte ausgebreitet und die Geschichte des Gefechtes dem alten Herrn bei Lichtern erklärt. Er war in einem Entzücken über das Geschehene und belobte in warmen Worten die Taten des Generals und seines Generalstabschefs Hauptmann Baron Daublewsky von Sterneck sowie auch das „Drufgehen" der Truppen. Bei der Be-

ratung erhielt ich den Befehl, mit der 11. Geniekompagnie am Königsberg ein Infanterieepaulement und eine versenkte Geschützstellung zu erbauen. Ich ritt zurück nach Ober-Selk, woselbst ich die Geniekompagnie zu erwarten hatte. Sie stand unter dem sehr rührigen und pflichtgetreuen Hauptmann Theobald Ritter von Mossig. Da die Kompagnie voraussichtlich nicht so bald ankommen konnte, flüchtete ich mich unter das nächste Dach, unter dem ich aber weder physische noch geistige Ruhe finden konnte, denn es war daselbst der Verbandplatz etabliert und das Verbinden vieler, darunter auch schwer Verwundeter im vollen Gange — ein Anblick, bei dem selbst ein hartes Herz sich des Schauderns nicht erwehren kann.

Die Geniekompagnie kam, wie ich gleich gedacht hatte, spät, erst gegen halb elf Uhr, nach Ober-Selk. Nun hieß es den ziemlich steilen und weglosen Königsberg im Schnee und Kot hinanklimmen, dort die Plätze für das Infanterieepaulement und die versenkte Batterie aussuchen und deren Arbeit beginnen. Aber das wollte nicht zu unserer Zufriedenheit gelingen. Unter der aufgetauten Schnee- und Schmutzkruste war so hartes Gestein, daß die Werkzeuge ächzten und krächzten, aber nicht imstande waren, so tief, als es notwendig war, einzudringen. Der Morgen graute schon, und das, was wir geleistet hatten, war in keiner Weise ausreichend. Bei Tageslicht erblickten wir zu unserer hellen Freude am nördlichen Abhange einen starken dänischen Knick, der jedenfalls für die Infanterie ein besseres Epaulement bildete, als wir es auf der Kuppe des Berges zu machen versucht hatten. Auch eine Batteriestellung hinter dem Knick ließ ich bald herstellen. Ich war todmüde. Die ganze Nacht im nassen Schnee und Kot im schweren Pelzmantel herumstiefeln hatte meine Kräfte erschöpft. Ich wankte den Berg hinunter, warf mich auf den ersten großen Strohhaufen, den ich da fand, nieder und hörte — unter demselben herausschimpfen: „Nur Obacht geben, wo man sich hinwirft!“ Es lagen in dem Strohhaufen, zugedeckt mit Stroh, Offiziere der dort biwakierenden Truppe. Nun, meine Ruhe sollte auch nicht lange dauern. Vormittags kam der Korpskommandant mit seiner kleinen Suite und stieg, wie immer fesch, den Berg hinan, bis die Dänen, an den grünen und anderen Federbüschen die Suite erkennend, sofort das Geschützfeuer auf selbe eröffneten, von der Suite zwar niemand trafen, aber dafür einige von den lagernden Truppen. Feldmarschalleutnant Gablenz verließ natürlich daraufhin gleich den Königsberg.

Während des Tages hatte ich Plätze für Batterien westlich von unserer Stellung bei Ober-Selk, die in der nächsten Nacht gebaut

werden sollten, aufzusuchen und überdies am folgenden Tag mit dem Artilleriechef das Vorfeld der Danewerke im Bereiche unseres Korps zu rekognoszieren und über das Gesehene Bericht zu erstatten. Da ich meinen Kompagnon, den Herrn Artilleriechef, nicht zu finden vermochte, so begleitete mich auf dieser Rekognoszierungstournee Generalstabshauptmann Diemer von unserem Hauptquartier. Unsere Rekognoszierung führte uns bis ziemlich nahe vor die äußersten dänischen Schanzen, wurde aber auf einmal durch ein großes Hurrageschrei, dem bald einige scharfe Kanonenschüsse folgten, unterbrochen. Wir benutzten den nächsten Knick, um uns in sehr geknickter Stellung zurückzubegeben. Nachträglich erfuhren wir, daß die Schüsse nicht uns gegolten hatten, sondern der Freude über die eben erfolgte Vollendung der Schanze V und deren Armierung. Leider hatte einer der ungezielten Schüsse in eine auf der Straße stehende Batterie eingeschlagen.

Nun suchte ich meinen Herrn Artilleriechef auf und fand ihn wohlbehalten hinter einem gedeckten Tische sitzend, auf einen Riso und ein Brathuhn wartend, zu welchem Diner er mich einlud. Es war dazu gerade Zeit, und es fehlte mir außerdem an Hunger nicht. Auf die Frage, warum er nicht mit rekognoszieren war, meinte er, solche Sachen müsse man allein machen. Er wäre bis auf das Glacis einer der Vorschanzen gelangt und hätte, vom Feinde bemerkt und sofort verfolgt, mehrere Drähte durchhauen müssen, um unversehrt zurückzukommen. Nach dem Essen meinte ich, jetzt müssen wir wohl den Rekognoszierungsbericht schreiben. Er wollte aber nicht recht heran und war ganz zufrieden, als ich ihm antrug, ich wolle ihm das diktieren, was ich und Hauptmann Diemer wahrgenommen hätten. Der Bericht wurde von ihm und mir unterschrieben und ging seiner Wege.

Am 3. Februar standen das I. Korps hinter der Schlei etwas südlich von Missunde, das II. Korps, wie erwähnt, in der Linie Ober-Selk—Jagel, und das III. Korps hatte sich links vom II. Korps zwischen Jagel und Bennebeck vorgeschoben. Am 4. Februar wurde vom I. Korps die Schlei abwärts eingehend nach anderen Uebergangspunkten rekognosziert und dafür Kappeln und Arnis in Aussicht genommen. Zu den vorzunehmenden Brückenschlägen sollten die österreichischen Brückenequipagen mit herangezogen werden. In der Nacht vom 5. auf den 6. sollte der Uebergang stattfinden. Die überführten Truppen hatten sich längs der Schlei nordwestwärts zu wenden.

Beim II. Korps wurde die Nacht vom 4. auf den 5. und der 5. zu Batteriebauten und deren Armierung gegen die Danewerke be-

nutzt und speziell die Batterie am Königsberg von der österreichischen Geniekompagnie hergestellt. Außer der Rekognoszierung von Hauptmann Diemer und mir hatte an diesem Tage Oberstleutnant Baron Blasits selbst eine Rekognoszierung vorgenommen und mit Benutzung meines Berichtes einen eingehenden Bericht über das Wahrgenommene über einen Angriff gegen die Danewerke an seinen Korpskommandanten bzw. an das Oberkommando geleitet. Ein ähnlicher Bericht wurde für den Teil der Danewerke, die vor dem III. Korps lagen, von dessen Kommandanten General von der Mülbe gemacht. Der Bericht des II. Korpskommandos gipfelt darin, daß sich für einen gewaltsamen Angriff — und von dem war vorläufig nur die Rede — am besten die Front von Schanze 15—18 eigne. Dabei betonten beide Berichte, daß bei den bisher vorhandenen Angriffsmitteln und dem bereits erwiesenen zähen Widerstande der Dänen ein günstiges Resultat nicht zu erhoffen wäre. Das sagte ich schon in Rendsburg deutlich voraus. In die in der Nacht vom 4. auf den 5. in großem Schneegestöber erbauten Batterien wurden sofort am 5. österreichische gezogene Vorderlader und 6- und 12-Pfünder preußische Hinterlader, die von Eckernförde herangezogen worden waren, eingeführt, die acht Stück österreichischen 8-Pfünder am Königsberg wurden im Verlaufe des Tages zurückgezogen und dafür sechs Stück preußische gezogene Hinterlader aufgeführt. Außer diesen preußischen Hinterladern am Königsberg kamen aber auch 6- und 12-Pfünder-Geschütze an, so daß im ganzen genommen nach und nach 34 Geschütze für den 6. Februar feuerbereit standen. Die österreichische Batterie auf dem Königsberg hatte bis zu ihrer Ablösung durch die 6-Pfünder preußischen Geschütze einen Kampf mit den nächsten dänischen Schanzen begonnen, der aber nicht lange dauerte und auf Befehl abgebrochen wurde. Am selben Tage, den 5. Februar, wurde die Brigade Dormus mit dem Regiment Windisch-Grätz gegen Missunde beordert, von wo der größere Teil der Truppen des I. Korps gegen Kappeln und Arnis abmarschiert war. Für die nach rechts disponierte österreichische Brigade ließ man die halbe Brigade Tomas rechts und von der Brigade Gondrecourt links Truppen näher heranrücken.

In der Nacht vom 5. auf den 6. war ich mit anderen Offizieren des Hauptquartiers in einem Bauernhause auf Stroh gebettet. Neben mir lag der ziemlich wohlbeleibte Oberstabsarzt Josef Ebner. Im allgemeinen schlief alles sehr gut, nur ich nicht. Ein fortwährendes Ticktack, das ich neben mir hörte, ließ mich nicht schlafen. Ehe ich den Grund davon erfuhr, kam ein Offizier herein und rief uns die unglaubliche Märe zu: „Die Dänen haben die Dane-

werke geräumt! Auf! Auf! Die Truppen marschieren schon nach Schleswig!" Das „Auf" war bald geschehen, Toilette brauchten wir keine zu machen, denn wir schliefen alle gestiefelt und gespornt, und auf das Waschen kommt es in solchen Momenten nicht an. Nun sah ich auch das Ticktack der Nacht als eine Wasserlache auf dem Guttaperchamantel meines neben mir liegenden Kameraden Ebner. Es waren Tropfen, die durch das Strohdach in regelmäßigen Pausen eines Ticktack auf den schlaftrunkenen Oberstabsarzt heruntergeträufelt waren, ihn nicht erweckten, mich aber nicht schlafen ließen.

Was war in der Nacht geschehen?! Das I. Korps hatte den Schleiübergang bewirkt und rückte längs derselben gegen die Flanke der Dänen. Diese hielten am 4. Februar unter Vorsitz ihres kommandierenden Generals de Meza Kriegsrat, in dem die Mehrzahl schließlich zum Beschlusse kam, die Danewerke ohne Kampf aufzugeben und zu räumen. Der Beschluß wurde mit großem Geschicke in aller Stille in der Nacht vom 5. auf den 6. von der Mitte der Danewerke aus durchgeführt. Eine Offizierspatrouille von Coronini-Infanterie, die am frühen Morgen sich gegen Schleswig bewegte, stieß unerwarteterweise auf keine Vorposten der Dänen mehr und erfuhr bei weiterem Vorgehen von Bewohnern von Schleswig, daß diese abgezogen seien.

Diese Nachricht wurde sofort, vier Uhr morgens, an Feldmarschalleutnant Baron Gablenz und von diesem weiter an das Oberkommando gemeldet. Erstgenannter erteilte den Befehl zum sofortigen Nachrücken an alle Truppen des II. Korps. Gleichzeitig wurde Oberst von Feldegg zum Kommandanten von Schleswig ernannt und sein Regiment als Besatzungstruppe dort belassen. Insbesondere wurden eine Husarenschwadron und zwei Geschütze beordert, den Dänen nachzujagen, um mit diesen Fühlung zu erhalten. Mittlerweile rückten die österreichischen Truppen durch Schleswig weiter vor. Die Offiziere des Hauptquartiers, inklusive des Korpskommandanten, dem sich bald der ganze Troß des Oberkommandos zugesellte, überschwemmten ein dänisches Hotel, dessen Besitzer, Inwohner und Bedienstete nicht genug Hände und Füße hatten, das alles an Speisen und an Getränken herbeizuschaffen, um den Durst des leichterrungenen Siegestaumels zu stillen. Mitten in dieses Gewirre kam die Nachricht, daß die erwähnte Husarenschwadron bei Poppholz die dänische Arrieregarde erreicht hätte und derselben, sie harzelierend nachrückte. Diesen Vortruppen folgten nun zwei und drei Viertel Schwadronen mit vier Geschützen, weil man ja wußte, daß die Fußtruppen den im raschesten Tempo sich bewegenden Reitern nicht nach-

kommen konnten, ohne daß eine zu große Lücke zwischen ihnen entstehen müsse. Von den Fußtruppen bildete die Tete das 9. Jägerbataillon. Ihm folgten Belgien-, dann Hessen-Infanterie der Brigade Graf Nostitz, dann die Brigade Gondrecourt, rechts von dieser die Brigade Tomas. Dormus und Kavallerie erhielten Befehl, nachzurücken. Das Hauptquartier setzte sich zu Pferde, doch mußten sich viele, deren Pferde auf dem Glatteis fortrutschten und fielen, zu Fuß formieren und ihre Pferde am Zügel führen. Welche Wirkung der in großer Eile und Quantität genossene Wein (es hatte auch an Champagner nicht gefehlt) in der strengen Kälte auf die einzelnen Gehirne ausübte, weiß ich nicht. Aber wahrscheinlich ist es, daß manches einen kleinen Leck davon erhielt. Das Ganze war so ein rechter Fall für unseren Korpskommandanten, der, allen voran, mit einigen Getreuen, deren Pferde schärfere Stollen als die anderer hatten, der Vorhut scharf nachritt und sie auch richtig bald einholte.

Auf dem Wege gegen Frörup zeigte sich auf der Straße in sprechendster Weise die Eile des Rückzuges der Dänen und der Verfolgung durch unsere Husaren; man sah auf der Straße viele weggeworfene Gewehre, Rüstzeuge und sogar verlassene Kanonen samt Munitionskarren. Dieser Vorhut hatte sich der Rest des Regiments Liechtenstein-Husaren unter Führung seines Obersten Baselli zugesellt. Das Regiment mit seinen sechs Geschützen stieß von Frörup an auf härteren Widerstand der Dänen, die offenbar Stellung nahmen und sich zu einem Gefecht bereitsetzten. Es hatten sich von den nach Flensburg marschierenden Dänen Regimenter, Kavallerie und Geschütze zurückgewendet. Es kam dabei zu einem Gefechte zwischen dänischer Kavallerie und Infanterie mit den österreichischen Husaren, bei dem sich die sechs Geschütze wirksam beteiligten. Die Dänen, mittlerweile weiter verstärkt, hatten an den südlichen, zum Teil bewaldeten Hängen derart Stellung genommen, daß ihr rechter Flügel an dem Sankelmarker See rechts der Chaussee und der linke Flügel links der Chaussee an einer Waldparzelle Anlehnung fanden, während im Zentrum dieser guten Stellung ihre Reserven standen. Nun hieß es, da die Kavallerie nichts mehr richten konnte, auf die Fußtruppen warten.

An der Spitze der Infanterie stand, wie erwähnt, das tapfere 9. Jägerbataillon unter seinem Oberstleutnant Schidlach. Die Jäger legten die Tornister ab und rückten unter einem stürmischen Hurra beiderseits der Straße über Oeversee hinaus mit gefälltem Bajonett gegen den Feind. Die quer über das Gefechtsfeld sich erstreckenden dänischen Knicks wurden nur unter sehr großen Verlusten genommen,

und es war Zeit, daß das Regiment Belgien-Infanterie unter Kommando ihres heldenmütigen Obersten Prinz Württemberg zur Unterstützung herannahte und sofort am Kampfe teilnahm. Die Dänen leisteten den zähesten Widerstand. Im Straßengraben spielte bei uns die Regimentskapelle den Radetzkymarsch, der, wie immer, zu erhöhter Kampfeslust aneiferte. Eine dänische Abteilung, die auf der Straße vorrückte, formierte gegen den Angriff der Belgier Klumpen, in den Oberleutnant von Castella als wahrer Winkelried, die Gewehre der Dänen ergreifend, sich für seine Truppe Bahn brach, wobei er schwer verwundet wurde. Ein dänischer Maler, der im Klumpen stand, hat diesen schönen, denkwürdigen Moment in einem Bilde verewigt, in dem viele der Kämpfenden porträtähnlich zu sehen sind. Das Bild fand, photographisch vervielfältigt, vielfache Abnahme bei Freund und Feind. Prinz Württemberg, immer an der Tete, stürzte blind, wie er war — und bleigrau war die Atmosphäre auch —, auf einen kleinen Haufen Neuner Jäger, die hinter einem Knick lagen, um sie zum Aufbruch und Vorgehen aufzumuntern. Aber weder sein Beispiel noch seine Worte vermochten die armen Jäger, die ausgerungen hatten, aus ihrem Todesschlafe aufzurütteln. Von dem nachrückenden Infanterieregimente Hessen wurde ein Teil nach rechts beordert, wo die Dänen aus dem Wäldchen mit Geschützen schienen debouchieren zu wollen. Unter zähem Widerstande wird der Feind von Stellung zu Stellung zurückgedrängt bis an den Rand eines herrlichen Waldes an beiden Seiten der Straße, wo der Kampf noch heftiger entbrennt. Schon sieht man scharenweise dänische Gefangene zurückführen, Tote liegen auf dem Gefechtsfeld und Verwundete werden zurückgetragen. Es ist ein mörderischer Kampf, der bis zur Dämmerung dauert und bis zur gänzlichen Auflösung der dänischen Arrieregarde.

In diesem Gefechte kam es vielfach zum Handgemenge, bei dem der Kolben eine große Rolle spielte, denn unsere Gewehre, deren Manipulation überhaupt schwerfällig war, hatten noch den Nachteil, daß die Mannschaft mit den durch die Kälte steifen Fingern nur schwer und langsam die Zündkapsel aufsetzen konnte. Glücklicherweise waren die Dänen nicht besser bewaffnet. Es haben hierbei die besten dänischen Regimenter gekämpft. Die Verluste unsererseits betrugen nach offiziellen Berichten 30 Offiziere und 403 Mann tot oder verwundet. Ein enormer Prozentsatz für die kurze Dauer des eigentlichen Kampfes und die Zahl der dabei beteiligten österreichischen Truppen, die höchstens 2300 Mann betrug. Die Trophäen des Tages waren vier oder fünf Fahnen und gegen 800 Gefangene.

Leider waren, da man auf kein so großes Gefecht rechnete, die Sanitätsanstalten nicht genügend.

Ich kann es nicht unterlassen, auf die vorzügliche Beschreibung aufmerksam zu machen, die von einem der Helden von Oeversee, dem damaligen Hauptmann des 9. Jägerbataillons, dermaligen Feldmarschalleutnant in Pension Karl Went von Römö in seinem 1904 erschienenen Buche „Ein Soldatenleben" gegeben wird.

Die vollständige Niederlage der Dänen, der große Verlust an Toten, Verwundeten und insbesondere an Gefangenen, den sie erlitten, wie nicht minder der Umstand, daß unser Korpskommandant mit Recht vermuten durfte, es sei den Dänen das Herannahen des I. und III. Korps gegen Flensburg bekannt, veranlaßte ihn, unseren auch sehr ermüdeten Truppen den Befehl zu erteilen, statt zu biwakieren in allen nächststehenden Dörfern, Gehöften und Schuppen Unterkunft zu suchen. Natürlich wurden hierbei die nötigen Vorsichtsmaßregeln nicht vernachlässigt.

Feldmarschalleutnant Gablenz verlegte sein Hauptquartier nach dem hinter Oeversee gelegenen Orte Frörup. Im Gefechte von Oeversee war dem tapferen Helden auch eine Kugel bestimmt, aber das gütige Geschick ließ dieselbe an der Kuppelschnalle seines Säbels abprallen. Den Weg vom Gefechtsfeld bis nach Frörup legte der größte Teil des Hauptquartiers schon in der Dunkelheit des Abends, die Pferde am Zügel führend, zu Fuß zurück. Wenngleich dieser Spaziergang nicht lange dauerte, so erweckten die zurückgehenden oder zurückgeführten oder in Wagen transportierten Verwundeten und Toten schmerzliche Gefühle. Ich quartierte mich in dem Gehöfte einer großen Mühle ein. Dorthin begleitete mich unter anderen auch der preußische Artilleriemajor von der Becke und der Reporter des „Fremdenblattes" Herr Jung, ein Schleswig-Holsteiner, die beide seit Beginn des Feldzuges unserem Hauptquartier zugeteilt waren. Mit genanntem preußischem Major, einem äußerst tüchtigen Offizier und prachtvollen Menschen, hatte ich bereits innige Freundschaft geschlossen, die bis zum Ende des Feldzuges dauerte. Wir erhielten in einem ebenerdigen Nebengebäude ein großes Zimmer, Strohsäcke und sogar Matratzen zum Schlafen auf dem Fußboden. Alle waren wir so todmüde, daß bald jedes Gespräch verstummte.

Der Aufenthalt in Frörup sollte länger dauern, als wir vermuteten. Wir hatten gedacht, daß man unsere nicht am Kampfe beteiligten Truppen vorziehen und direkt nach Flensburg marschieren würde. In Frörup erlebte ich eine Szene, die mir unvergeßlich bleibt. Ich war sehr früh auf und wollte den Stall aufsuchen, wo

unsere Burschen die Pferde untergebracht hatten, und wandte mich gegen das nächste, unserer Haustüre gegenüberliegende Scheunentor. Ich wollte es öffnen, stieß aber dabei mit der kleinen Türe des großen Tores auf einen Gegenstand und hörte innen sagen: „Bitte, nur langsam, ich bin am Fuße verwundet." Durch die schmale Türöffnung in die Scheune tretend, fand ich diese voll Schwerverwundeter und Toter. Weil man in mir einen Arzt vermutete, baten einige flehentlichst um Wasser, andere um Verband ihrer Wunden. Im Nebenstall lagen und saßen, ruhten und rauchten auf der mittleren Futtertenne Leichtverwundete, miteinander plaudernd, als ob ihnen nichts geschehen wäre. Ich ging sofort ins Hauptquartier, um Meldung zu machen und um ärztliche Hilfe zu bitten, die auch sehr bald gesendet wurde. Nun etablierte sich in den Zimmern des Hauptgebäudes ein regelrechter Verbandplatz, bei dem die Insassen der Mühle, insbesondere die weiblichen Angehörigen, alt und jung, die werktätigste und aufopferndste Hilfe leisteten. Ein braves Volk diese Schleswig-Holsteiner und auch die Dänen: wir lernten sie bei allen Gelegenheiten hochachten.

Um diese Zeit trat, wie ich glaube, für unseren Korpskommandanten ebenso wie für uns alle eine Veränderung ein, auf die wir nicht gefaßt waren. Das III. Korps schob sich vor uns ein und marschierte schon am 10. Februar nach Flensburg. Gleiches geschah mit dem I. Korps, das, wenn auch nicht gerade dem III. folgend, auch vor uns rückte, wodurch wir wie in eine Reservestellung kamen, was wir bisher nicht gewohnt waren. Bei dem III. Korps hatte sich ein merkwürdiger Zwischenfall ereignet, der auch in den geschichtlichen Aufzeichnungen Erwähnung findet. Es hätte das III. Korps zu gleicher Zeit, als das unsere in Schleswig einrückte, die Vorwärtsbewegung über die Danewerke hinaus, gegen die zurückgehenden Dänen schnellstens beginnen und diese womöglich in die Flanke nehmen sollen. Das geschah aber nicht, und man wußte sich die Verspätung, welche beim III. Korps eintrat, nicht zu erklären. Generalleutnant von der Mülbe behauptete, er habe weder von dem Verlassen der Danewerke ein Aviso noch auch einen Befehl für den Vormarsch von seiten des II. Korps erhalten. Das II. Korpskommando wies sich aber aus, den entsprechenden Befehl an Generalmajor Graf Gondrecourt zur Weiterbeförderung an das III. Korps rechtzeitig erteilt zu haben. Der Befehl blieb in dem Rummel des Vormarsches, wie sich nachher leider zeigte, in der Tasche des genannten Generals stecken. Dieser Zwischenfall war um so bedauerlicher, als das gleichzeitige Abrücken und Vorwärtsmarschieren des III. Korps

auf dem Ochsenweg, also parallel mit dem II. Korps, wahrscheinlich von großem Einfluß auf das Gefecht von Oeversee hätte werden können. Vielleicht würde das rechtzeitige Erscheinen des III. Korps in der Flanke der retirierenden Dänen diese veranlaßt haben, ihren Rückzug fortzusetzen, ohne sich in ein Gefecht mit dem II. Korps einzulassen.

Unser Aufenthalt in Frörup dauerte fünf volle Tage. Während desselben wurde eine kleine Abteilung dekorierter Unteroffiziere und Mannschaft unter Führung des Hauptmanns Eder vom Belgien-Infanterieregiment beordert, die bisherigen Trophäen nach Wien zu bringen und Seiner Majestät zu Füßen zu legen. Bemerkenswert war, daß der Mantel des genannten Hauptmanns, den er im Gefechte en bandoulière trug, sieben Kugellöcher aufwies.

Am zweiten Abend in Frörup, ich lag schon auf meiner Matratze, war ich in ein Gespräch mit Herrn Jung verwickelt, der am Tische saß und Papier, Tinte und Feder vor sich hatte, als er mir sein Leid klagte, daß das „Fremdenblatt" ihn um Berichte über den Feldzug urgiere. Er meinte, er würde ja gerne solche verfassen und absenden, wenn er besser über alles, was sich in so kurzer Zeit und so großer Eile ereignet habe, unterrichtet wäre. „Darüber," sagte ich, „kann ich Ihnen Auskunft geben, und da es sich ja nicht um Zukunftspläne, sondern um bereits Geschehenes handelt, so kann ich Ihnen das ungeniert bekanntgeben. Schreiben Sie nur, ich werde Ihnen diktieren, was ich weiß. Redigieren Sie dann das Geschriebene für Ihren Zweck." Ich diktierte ihm bis tief in die Nacht, und so entstanden aus diesem Diktando die zwei ersten Berichte von Herrn Jung an das „Fremdenblatt". Diesen folgten dann im Verlaufe des Feldzuges eine weitere Anzahl, an denen ich anfänglich Anteil hatte, die sich aber nach und nach wie der Feldzug selbst ziemlich verflachten.

Während unseres Aufenthaltes in Frörup hatten auch das I. und III. Korps am 8. und 9. Ruhetage, bis auf weit gegen Norden und gegen Osten ausgesandte Patrouillen, die in Erfahrung bringen sollten, wohin und in welcher Stärke die Dänen gegen Düppel und gegen Norden sich zurückgezogen hatten. Am 10. marschierte das III. Korps mit einem Teil gegen Düppel, mit einem anderen gegen Apenrade. Das I. Korps zog nach Flensburg und Umgebung, löste aber später die Teile des III. Korps, die bei und um Gravenstein standen, ab, weil dem I. Korps, das nachher Verstärkungen erhielt, die Eroberung von Düppel und Alsen zugewiesen wurde, während das III. Korps die Bestimmung erhielt, den Marsch gegen Norden

fortzusetzen. Das II. Korps verließ seine Stellung bei und um Oeversee erst am 12. Februar, an welchem Tage Feldmarschalleutnant Baron Gablenz sein Hauptquartier nach Flensburg verlegte, woselbst schon am 7. Februar das Hauptquartier des Oberkommandos installiert worden war. Dort wurde unser Hauptquartier im sogenannten Dänenviertel sehr gut untergebracht; ich hatte beispielsweise zum ersten Male in diesem Feldzug ein Zimmer allein für mich bei dem Oberamtmann Baron Wedel. In Flensburg rückten zum Feldmarschalleutnant Gablenz Feldmarschalleutnant Erlaucht Graf Neipperg, der zum Adlatus des Feldmarschalleutnants Gablenz ernannt war, und auch der zu mir bestimmte Hauptmann des Geniestabes von Roszkowski ein. Außerdem gesellte sich zu den beiden in Flensburg weilenden Hauptquartieren eine große Anzahl von hohen Aristokraten, die den weiteren, bisher so glorreichen Feldzug mitzumachen wünschten. Den früher schon unserem Korpskommandanten zugewiesenen Rittmeister Meyer, Oberleutnant Baron Weber, Oberleutnant Baron Mertens, Leutnant Fürst Lobkowitz, Rittmeister Prinz Arenberg, Leutnant Prinz Esterhazy, erstere drei als Adjutanten, letztere als Ordonnanzoffiziere, schlossen sich jetzt noch sporadisch an: Rittmeister Graf Kinsky, Oberstleutnant Graf Hunyady, Baron Löwenstern, Graf Hompesch, Prinz von Württemberg und Graf Coudenhove. Unter den sogenannten Schlachtenbummlern befanden sich beim Feldmarschall Wrangel auch Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen, sein Onkel Prinz Albrecht und einige Zeit auch bei Prinz Friedrich Karl dessen Vater Prinz Karl von Preußen. Der Kronprinz war ob seiner ausnehmenden Leutseligkeit überall verehrt. Späterhin entwickelte sich aus dem leider zu viel Pfeifen rauchenden königlichen Herrn ein hervorragender Armeeführer und Schlachtenlenker. Zu meinem größten Erstaunen erschienen aber in Flensburg auch einige Sportsmänner, unter denen sich auch mein Schwager von Olfers befand, der mehr gebrochene als gerade Glieder besaß. Sie wollten beim Prinzen Friedrich Karl mittun, ob in Schußbereich oder Schußferne, teilte mir mein Schwager nicht mit.

Obwohl unser Korpskommandant von Flensburg aus das 9. Jägerbataillon besucht und es für seine Tapferkeit in einer schwungvollen Anrede bereits belobt hatte, beorderte er doch das Bataillon während seines Durchmarsches durch Flensburg auf den Platz vor dem Amtsgebäude im Dänenviertel zur Abnahme einer Parade. Er hielt ihm eine sehr schöne, begeisterte Anrede, lobte seine Tapferkeit, nannte die Leute Helden von Oeversee und versprach ihnen, für die Witwen und Waisen der Gefallenen zu sorgen, und stellte

diesen seine Theresienordenszulage zur Disposition. Als aber Oberstleutnant Blasits ihn befragte, ob auf immer, meinte er: „Das nicht, aber für dieses Jahr.“ Immerhin war auch das eine anerkennenswerte Gabe.

Hauptmann von Roszkowski überbrachte mir einen Brief von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzog Leopold, in dem dieser mir für meinen ausführlichen, wahrheitsgetreuen Bericht über die Ereignisse bei uns um so mehr dankte, als es, wie er sich ausdrückte, hier (in Wien) so schwer sei, alles in richtigem Zusammenhange zu erfahren.

Von Flensburg ab häuften sich die Liebesgaben aller Art, die von Oesterreich ankamen, in einem solchen Maße an, daß Feldmarschalleutnant Gablenz eine kleine Kommission zu ihrer Verteilung und Verwaltung, bestehend in Erlaucht Grafen Neipperg, Rittmeister Graf Kinsky und mir, einsetzte. Allen voran bei all diesen Sendungen war wie immer der österreichische Hochadel, dessen Mildtätigkeit zu ernster Zeit am rechten Ort ebensowenig fehlt als echte und wahre Vaterlandsliebe. Fürst Schwarzenberg stattete sogar einen Separateisenbahnzug zur schnelleren und bequemeren Zurückbeförderung von Verwundeten aus, zu deren Aufnahme in Oesterreich sich viele Private bereit erklärt hatten. Der Fürst war in dieser Angelegenheit in personam nach Flensburg gekommen. In seiner Begleitung befand sich auch Prinz Rohan.

Wir lebten nach unseren Siegen zwischen all den Ovationen, die uns von nah und fern zukamen, in einem beinahe bedenklichen Taumel, zu dem eine kleine Charakteristik zu geben ich mich nicht enthalten kann. Wenngleich wir in unserem Korps einstimmig anerkennen mußten, daß wir in unserem Korpskommandanten einen äußerst humanen, für die Truppe vorsorglichen, über alles Lob erhabenen, tapferen und dispositionsfähigen Führer erhalten hatten, den man allseits verehrte und liebte, so konnte man, nüchtern denkend, sich doch nicht verhehlen, daß er in seiner Eitelkeit mit dem Empfange und Zulassen all der Ovationen, die ihm persönlich widerfuhren, doch oft etwas zu weit ging. Wie ich darüber dachte, zeigt die nachfolgende Stelle aus einem Briefe de dato Hadersleben, den 18. Februar 1864, den ich an meine Frau schrieb. Sie lautet:

„Ich getraue mich eigentlich nicht recht, Dir ein wahres Bild unseres Hauptquartiers zu senden. Doch Du kennst den Höchsten desselben, der mit Lorbeeren bekränzt — mit Lobeserhebungen überschüttet — mit Vollmachten ausgerüstet — mit Briefen von höchster und hoher Hand beehrt — mit telegraphischen Depeschen geplagt —

mit Zeitungsredakteuren und -berichterstattern umgeben — mit Bitten von Konversationslexikons schreibenden Leuten bestürmt — mit photographischen Anstalten in Korrespondenz — in Zeitungen aller Art vom höchsten Norden bis zum Süden (‚Kladderadatsch‘ und ‚Fliegende Blätter‘ ausgenommen) illustriert — von Bleikugeln, die gefälligst an der Kuppelschnalle abprallten, verschont — und last not least von Gedichten auf weißer und rosa Seide und Photographien in Farben mit Goldschnitt übersät, mit Blumen in allen Formen beschenkt: wird bei seiner hinlänglichen Eitelkeit, großem Ehrgeiz, etwas Glanz- und Prunksucht schließlich doch die Nüchternheit des Denkens einbüßen müssen.

„Wenn das nicht geschehen ist, so dankt er es jedenfalls seinem unter all diesen Huldigungsumständen trocken, nüchtern und einsilbig gebliebenen Generalstabschef.“

In den nächsten Tagen, die nichts besonders Neues brachten, kam Generalleutnant Graf Moltke von Berlin am 12. Februar zu Beratungen mit dem Armeeoberkommando nach Flensburg, kehrte aber danach gegen den 20. Februar nach Berlin zurück. Infolge dieser Beratungen entstanden bei der Armee bzw. deren drei Korps nachstehende Bewegungen und Verschiebungen: Das I. Korps blieb vor Düppel, besetzte Apenrade und Flensburg und erhielt einige Truppenverstärkungen und u. a. auch ein Gardehusarenregiment, trat aber dafür ein Kavallerieregiment an das III. Korps ab. Das II. Korps konzentrierte sich enger und marschierte dann nordwärts bis gegen Hadersleben. Das Hauptquartier etablierte sich am 15. Februar in Apenrade, am 17. Februar in Hadersleben. Das III. Korps zog sich enger gegen die Hauptstraße, die nach Jütland führt, zusammen und marschierte teils vor, teils neben dem II. Korps über Hadersleben nach Christiansfeld, erhielt Kavallerieverstärkung, und zwar die Kavalleriebrigade unter Kommando des Obersten von Flies. Beim I. Korps wurde die nächste Zeit dazu benutzt, einen förmlichen Angriff auf die Düppeler Schanzen vorzubereiten.

Die Dänen hatten dieselben durch viele Verstärkungsarbeiten zu einem sehr widerstandsfähigen Bollwerk gemacht, dessen Wegnahme in einem Sturmangriffe ebenso fraglich erschien als früher die Einnahme der Danewerke.

Diese Verstärkungen bestanden in gut profilierten Verbindungslinien zwischen den zehn Werken, im Palisadenabschluß derjenigen Kehlen, die bisher noch offen waren, im Bau von Traversen, Einschneiden von Geschützscharten, Setzen von Palisaden am Fuß der Eskarpe oder Sturmpfählen an der Kontereskarpe, im Herstellen von

Annäherungshindernissen auf dem Glacis (Wolfsgruben, Drahtnetze und Geländer, spanische Reiter u. s. w.) und Erbauen von sehr geschickt angebrachten Deckungen gegen den indirekten Schuß. Der Korpskommandant, Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl, im Vereine mit seinem ausgezeichneten Generalstabschef Oberst von Blumenthal, waren ganz die rechten Männer dazu, um ihr Vorhaben mit ebensoviel Sachkenntnis, Geduld, Ausdauer und Konsequenz durchzuführen. Der Prinz ließ sich hierbei weder von nahen noch fernen Stürmern und Drängern aus dem eingeschlagenen Geleise bringen. Die Vortruppen der Dänen wurden in kleineren und größeren Gefechten in die Düppeler Schanzen zurückgetrieben, Ausfälle von diesen möglichst hintangehalten, die eigenen Truppen enger konzentriert und für deren bessere Unterkunft gesorgt, Geschütze und Belagerungsmaterial aller Art herbeigeschafft oder besorgt, ausgedehnte Blendungen für die Truppenbewegungen errichtet, am Strande und an der Lehne bei Gammelmark, auf der Broacker-Halbinsel Batterien erbaut, damit dänische Kriegsschiffe von Wenningbond aus weder die Truppen noch die nunmehr zu beginnenden Belagerungsarbeiten stören könnten.

Schon bei den Gefechten im Vorfelde der Düppler Schanzen zeigte sich die große Ueberlegenheit des Zündnadelhinterladergewehrs gegenüber allen Vorderladern. Das Zündnadelgewehr wurde zum wahren Gespenst für die Feinde, leider aber auch später zu dem der dermaligen Freunde, d. h. für uns.

Während der Zeit der Vorbereitungen bei Düppel, die mit den in der Nacht des 29. auf den 30. begonnenen wirklichen Belagerungsarbeiten einen gewissen Abschnitt erhielten, langweilten wir uns in Hadersleben und Umgebung, und ich glaube, das III. Korps nicht minder neben und nordwärts von uns.

Erwähnen möchte ich noch, daß Seine Majestät unserem Korpskommandanten für das Gefecht von Oeversee das Kommandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens verlieh (das Ritterkreuz des Ordens besaß er schon seit dem Jahre 1849 für Kaschau). Sein Generalstabschef Baron Vlasits wurde Oberst in der Evidenz des Regiments König der Belgier Nr. 27.

Eines Tages im Beginn unseres Aufenthaltes in Hadersleben versammelte unser Korpskommandant die Häupter seiner Lieben zu einem Kriegsrat. Unter anderem meinte hierbei Seine Exzellenz, ich solle sofort nach Schleswig abgehen und die Danewerke in die Luft sprengen. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß man mit dem Sprengen von Erdwerken nicht leicht fertig werde und daß man solche nur

regelrecht abtragen könne, wozu es bei der Ausdehnung der Danewerke vieler Arbeiter und vielen Geldes bedürfe. Er meinte, ich verstehe ihn nicht oder wolle ihn nicht verstehen, es handle sich nicht darum, die Danewerke dem Erdboden gleichzumachen, sondern darum, dieses alte Bollwerk zwischen Dänemark und Deutschland als gesprengt und vernichtet in der Oeffentlichkeit erscheinen zu lassen.

Als er aber sah, daß ich mich zu einer solchen Tat nicht gern hergebe, ließ er um so mehr den Gegenstand fallen, als Oberst Blasits bemerkte, daß, soviel er wisse, schon an der Abtragung der Werke gearbeitet werde. Während noch über andere Sachen verhandelt wurde, hörten wir viele und schwere Tritte auf der nahen hölzernen Stiege. Noch ehe dieses Gepolter aufgehört hatte, klopfte es an der Tür, auf das „Herein" erschien ein strammer österreichischer Feldwebel, der Seiner Exzellenz meldete, er habe im Auftrage des Feldmarschalls Wrangel ein Geschenk gebracht und er bitte um die Erlaubnis, es hereintragen zu dürfen.

Acht Mann zwängten sich mit einem großen Stein, der mit Mühe und nur schief gestellt durch die Tür ging, in das Zimmer herein und legten das Geschenk des Feldmarschalls Wrangel dem Feldmarschalleutnant Gablenz zu Füßen. Es war ein großes dänisches Wappen, das Wrangel von einem Amtsgebäude hatte herunternehmen lassen, um es seinem verehrten Freunde als Geschenk zu überlassen! Feldmarschalleutnant Gablenz sagte dem Unteroffizier: „Melden Sie Seiner Exzellenz meinen Dank!" entließ ihn, wendete sich dann gegen uns und meinte: „Haben Sie so was schon erlebt?!" Also nicht nur Blumen, Gedichte und Photographien, sondern auch steinerne dänische Wappen kamen als Huldigungszeichen!

Nun kamen ein paar böse Tage für mich. Ich fuhr auf Befehl Seiner Exzellenz mit ihm gegen Ende Februar in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Gravenstein. Unser Korpskommandant war von der Idee wie gefangengenommen, das berüchtigte Eisenpanzerschiff der Dänen, „Rolf Krake", dessen Herumfahren und Herumschießen im Wenningbond schon zum Gespenst geworden war, durch Ueberrumpelung mit einer Unzahl von kleinen Booten, die genanntes Panzerschiff wie ein Bienenschwarm umgeben sollten, so daß das Schiff nicht wisse, wohin es sich wenden und zu schießen habe, zu erobern.

Er meinte, ein Teil werde zwar zugrunde gehen, aber der andere werde den richtigen Moment doch erwischen können, um den Bord des Schiffes zu ersteigen und sich der Mannschaft zu bemächtigen. Obwohl ich seine Ansicht nicht teilte und meinte, es wäre

besser, die Idee dem Prinzen Friedrich Karl nicht mitzuteilen, ließ er es sich doch nicht nehmen, diesem den Plan auseinanderzusetzen. Der Prinz ging aber nicht darauf ein und wußte das Projekt lächelnd, aber doch freundlich abzulehnen. Im übrigen war der Empfang, den der königliche Prinz unserem Korpskommandanten bereitete, ganz außerordentlich. Schon während der Hinfahrt hatte ein starkes Schneegestöber geherrscht, das während der Rückfahrt noch schärfer wurde. Feldmarschalleutnant Gablenz brachte sich eine Backengeschwulst daraus mit und ich eine Augenentzündung. Einige Tage später war Seine Königliche Hoheit Prinz Karl von Preußen, der Vater des Prinzen Friedrich Karl, bei uns in Hadersleben und übergab bei dieser Gelegenheit unserem Korpskommandanten im Auftrage Seiner Majestät des Königs von Preußen den hohen Orden Pour le mérite.

Bei unserem aller Voraussicht nach längeren Aufenthalt in Hadersleben hatte ich mir eine Violine ausgeborgt, mir zur Freude und wahrscheinlich zum Leide meiner Zimmerkameraden. Es wohnten nämlich bei Herrn Stockfleck, einem reichen Stockdänen, außer mir noch Major Baron Dumoulin, der preußische Artilleriemajor von der Becke und Rittmeister Graf Kinsky. Meine Augenentzündung hielt mich einige Tage zu Hause. Dann ging ich aber in eine Buchhandlung, um die Adresse einer Klavierspielerin auszuforschen: „O ich bitte," sagte der Buchhändler, „wir haben hier eine ausgezeichnete Klavierspielerin, eine absolvierte Schülerin des Konservatoriums von Berlin." Nachmittags war ich schon mit Violine und ein paar Sonaten, die ich beim Buchhändler erobert hatte, bei der Konservatoristin, entschuldigte mich ob meines jähen Erscheinens und fragte sie in süß flötendem Tone, ob sie geneigt wäre, mit mir Sonaten zu spielen. Mein Erstaunen über ihre äußere Erscheinung ließ ich sie nicht merken. Sie war hager, mager, blaß, lang an Körper und Gesicht, flachshaarig und blauäugig, aber sie spielte ausgezeichnet, und solange ich in Hadersleben weilte, entging sie dem Genusse nicht, mit mir zu spielen — aber alles hat sein Ende, sagte schon Egmont zu Klärchen.

Die Huldigungen, die Seiner Exzellenz Baron Gablenz noch fortwährend in allen erdenklichen Formen zukamen, und die Taktlosigkeiten, die dabei von manchem seiner Verehrer begangen wurden, verstimmten schließlich auch ihn selbst, und er hätte jetzt gern gar viele, insbesondere der Vielschreiber, einfach aus seiner Umgebung gewiesen, was aber doch nicht möglich war.

Am 1. März war großer Ball, bei dem alle Deutschgesinnten,

deren Zahl hier sehr groß war, erschienen waren. Dabei spielte die Musik des 9. Jägerbataillons, unter deren Klängen bis zwei Uhr früh getanzt wurde.

Ein mir recht unangenehmer Zwischenfall, der mir aber erst einige Zeit nach unserem Aufenthalte in Hadersleben in Kolding bekannt wurde, hatte seinen Anfang in Hadersleben. Er wurde mir von meiner Ordonnanz, einem Soldaten des Infanterieregiments König der Belgier, einem kleinen schmächtigen Schneiderlein, eingebrockt. Die Vitrinen des Herrn Stockfleck, die mit teils echtem, teils unechtem Silber angefüllt waren und in meinem Zimmer standen, schienen ihm in die Augen gestochen zu haben. Als ich später in Kolding etwas suchte, fand ich im Zimmer meines Schneiderleins ein großes Bündel, in dem sich allerhand Seidenstoffe und größeres Silbergerät und sogar ein silberner Brotkorb nebst diversen anderen Sachen vorfanden. Das stille Schneiderlein war offenbar kleptomanisch veranlagt. Er büßte diese Anlage schwer, denn Diebstahl beim Quartiergeber im Kriege ist ein schweres Verbrechen. Glücklicherweise hatte er von seiner Sammlung bis zur Entdeckung noch nichts veräußern können, und die Besitzer erhielten ihr gestohlenes Eigentum zurück. Dem traurigen Ereignisse mit dem Schneiderlein folgte am 6. März eine heitere Szene, zu der ich Veranlassung gab. Unser Korpskommandant hatte Gäste, unter denen sich auch Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen der preußischen Artillerie befand. Es ging sehr lebhaft beim Diner zu, das mit nie fehlenden Toasten endete. Beim Niedersetzen brach mein Stuhl zusammen, und ich lag regelrecht, aber unsanft auf dem Boden. Sofort hieß es, der Geniechef habe eine Mine unter dem Tische anlegen wollen, sei aber dabei selbst verunglückt. Schallendes Gelächter folgte dieser Bemerkung. Ich lachte mit allen übrigen und ärgerte mich allein, aber mit Unrecht. Denn wurde ich dadurch auch keine geschichtliche Figur, so wurde ich doch eine Figur in den „Lebenserinnerungen des Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen", die 1906 in Berlin erschienen. Und bedeutet mein Vorkommen darin auch nicht sehr viel, so ist es doch etwas.

Als wir endlich am 6. abends den Befehl erhielten, am 7. wieder vorwärts zu marschieren, war großer Jubel im Korps. Am 7. brachen die Truppen in folgender Marschordnung auf: Unter speziellem Befehl des Feldmarschalleutnants Grafen Neipperg eine Kolonne, bestehend aus den zwei österreichischen Brigaden Dormus und Tomas, dann der preußischen Kavalleriebrigade Flies (8. Husaren- und 6. Kürassierregiment) und einer preußischen Kavallerie-

batterie in westlicher Marschrichtung gegen Oedis. Die Kolonne brach früher von Hadersleben auf als die zweite Kolonne, deren Führung Feldmarschalleutnant Gablenz sich selbst vorbehalten hatte. Dadurch hätte es der ersten Kolonne, die den weiteren Weg zu machen hatte, möglich werden sollen, auf gleiche Höhe mit der zweiten Kolonne zu kommen, die den kürzeren und geraden Weg nach Kolding—Veile zurückzulegen hatte. Die zweite Kolonne bestand aus den Brigaden Nostitz und Gondrecourt, dem einen österreichischen Kavallerieregiment Windisch-Grätz, einer halben Pionier- und einer halben Geniekompagnie und der Geschützreserve. An diesem Tage erreichte die erste Kolonne ihr vorgeschriebenes Marschziel mit den äußersten Vortruppen an der Kolding, die zweite Kolonne die Stadt Kolding und Umgebung. Das Hauptquartier blieb etwas rückwärts in Christiansfeld. Am 8., oder vielmehr in der Nacht vom 7. auf den 8., wurde wieder aufgebrochen, und zwar die Gardedivision gegen das Defilee von Gudsö (auf der Straße von Kolding nach Fredericia), das nach Aussagen stark befestigt und besetzt sein sollte. Sie marschierten ein Bataillon auf der erwähnten Straße, das Gros zur Umgehung des Defilee über Alminde (Straße nach Veile), dann östlich. Bei Eritsöe kam es zu einem kleinen Gefechte. Die Dänen, durch die Umgehung bedroht, zogen sich zum Teil nach Fredericia, zum Teil an das Ufer zur Einschiffung nach Fünen zurück, wobei ihnen eine Kompagnie abgefangen wurde. Die preußischen Verluste waren klein: 2 Offiziere, 18 Mann tot und verwundet. Der Gardedivision folgten wir. Nicht lange nachdem wir den Marsch angetreten hatten, schien Exzellenz Gablenz dadurch beunruhigt, daß er von der ersten Kolonne, die sich höher als er befinden sollte, noch gar keine Meldung erhalten hatte. Er hielt deshalb bei dem Gehöfte Brandrup an, um sich über die Seitenkolonne Nachrichten zu verschaffen.

Bei dem Faible, das Exzellenz Gablenz für mich, wenn es sich um Reiterrekognoszierungen handelte, zu haben schien, beorderte er mich, trotzdem er genügend Kavallerieordonnanzoffiziere um sich hatte, mit einem Zug Husaren gegen Westen (auf Eistrup) zu reiten, um zu sehen, wo die erste Kolonne stecke. Ich war nicht mehr weit vom Orte entfernt, als ich an einer starken Biegung der Straße Pferdegetrappel hörte. Nicht wissend, ob es Freunde oder Feinde seien, setzte ich mich mit meinen Husaren sofort in Kampfbereitschaft. Aber es waren keine Feinde, es war eine Offizierspatrouille von Graf Neipperg, an Feldmarschalleutnant Gablenz gesendet, an deren Spitze Prinz Arenberg und Graf Oswald Thun ritten. Das Geheimnis wegen des verspäteten Vormarsches der ersten Kolonne war

gelöst. Infolge der letzten Regentage war die Kolding derart angeschwollen, daß sie nicht passierbar und die Brücke bei Eistrup überflutet war. Nur mit Mühe und Verlust von einigen Pferden ritt die Kavalleriebrigade Flies und die Kavalleriebatterie neben der Brücke durch die Kolding. Ihr folgte ein Jägerbataillon, doch an einer anderen Stelle, während die technischen Truppen Notbrücken und Notstege bauten, damit die Fußtruppen übersetzen und das Defilee bei Eistrup passieren könnten. Die Brigade Tomas war, als sie gesehen hatte, daß der Uebergang über die hochangeschwollene Kolding doch zu lang dauere, längs derselben gegen Kolding marschiert, um dann der zweiten Kolonne Gablenz zu folgen. Ich ritt noch etwas weiter, um mich persönlich von dem Vormarsch der ersten Kolonne zu überzeugen, dann ritt ich im raschesten Trab zu Exzellenz Gablenz zurück, um von dem Gesehenen Meldung zu erstatten. Der Marsch wurde fortgesetzt, dann neuerdings angehalten. Feldmarschalleutnant Gablenz ließ die Truppen vor sich defilieren und fragte Leute von Hessen-Infanterie, welche die Tete der Fußtruppen bildeten: „Leutln, seid's müd? Könnt's noch marschieren? — Es wird noch zum Gefecht kommen!“ Die Antwort lautete unter Hurrageschrei: „Exzellenz, es wird schon gehen!“ Ein Zugsführer zeigte ein Paar Stiefel und meinte: „Wir brauchen neue gute dänische Stiefel, die wollen wir uns heute abholen.“ Der Betreffende sollte sich leider keine holen. Er war einer der ersten, der, mitten durch die Brust geschossen, bei Veile blieb. Wir sahen und erkannten ihn.

Die Seitenkolonne erhielt nunmehr den Befehl, nach Kolding zu marschieren und der zweiten Kolonne unter Baron Gablenz zu folgen. Dieser befand sich mit seinem Stabe unmittelbar hinter der Avantgarde, welche Windisch-Grätz-Dragoner unter Graf Waldburg-Zeil mit zwei Geschützen bildete. Um bessere Einsicht in das Vorterrain zu erhalten, ritt eine Abteilung Windisch-Grätz-Dragoner unter Oberleutnant Graf Czernin, geführt vom Generalstabshauptmann Graf Uexküll, gegen eine vorliegende Anhöhe, von der man die nötige Umschau zu erhalten hoffte. Die Kavallerieabteilung stieß aber, bevor die Anhöhe erreicht wurde, auf dänische Dragoner und attackierte sie sofort. Es kam zum Handgemenge, dem sich andere herbeigaloppierende, dänische Dragoner zugesellten, so daß unsere Dragoner mit mehreren Verwundeten unter Zurücklassung des durch neun Säbelhiebe verwundeten Oberleutnants Graf Czernin zurückgehen mußten. Auch Graf Uexküll wurde im Gefecht am Kopfe verwundet. Unter der üblichen Vorsicht des Eklairierens ging es hinter den retirierenden dänischen Dragonern her, über zwei mit Verhauen

versehene Defilees vorwärts bis zu einem merkwürdig tief eingeschnittenen, ebenfalls verbarrikadierten Brückendefilee, ungefähr eine halbe Meile vor Veile. Die Barrikaden wurden von abgesessenen Dragonern so weit geräumt, als unbedingt notwendig war. Dann begann das eigentliche Gefecht, zu dessen besserem Verständnis die umstehende Skizze dienen mag.

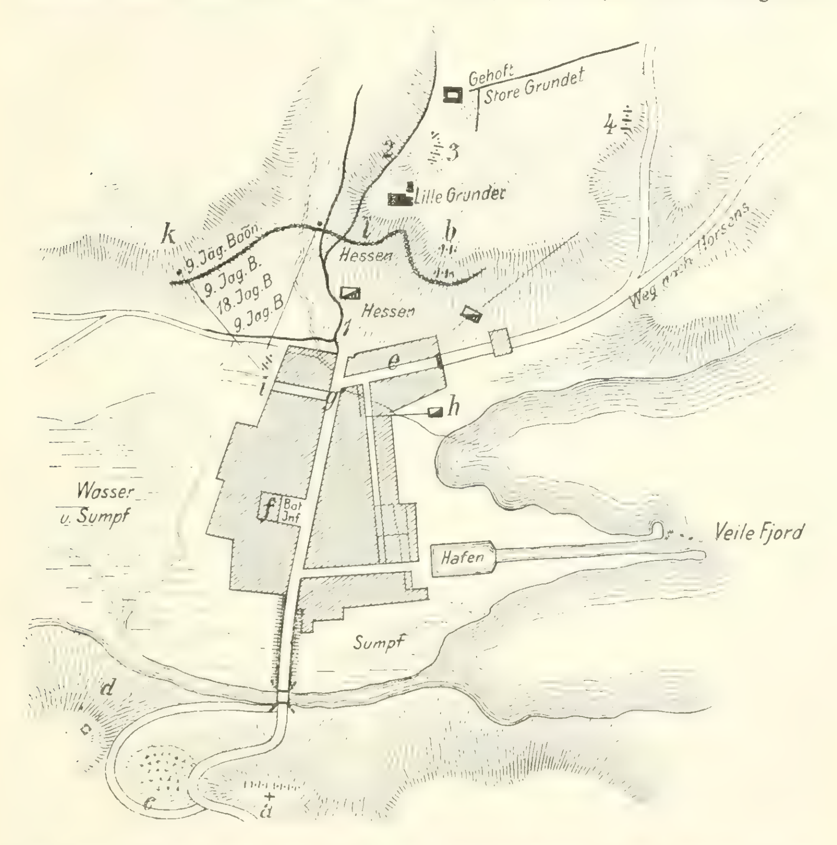
Der Korpskommandant mit seiner Suite hatte rechts der Straße hinter dem Defilee auf einem kleinen Hügel Aufstellung genommen und stieg vom Pferde. Nachdem ein Vorprallen von Windisch-Grätz-Dragonern durch feindliches Infanteriefeuer sich zwecklos erwiesen hatte, beorderte Gablenz die nunmehr herannahende Brigade Nostitz zum Angriff auf die vorliegenden Höhen, auf deren höchstem Punkte rechts eine Windmühle stand, in folgendem Aufmarsch: das die Tete bildende Infanterieregiment Hessen in Divisionskolonnen beiderseits der Straße; links von Hessen-Infanterie, etwas zurückgezogen, die halbe Geniekompagnie; Windisch-Grätz-Dragoner zum einstweiligen Stehenbleiben auf der Straße; die zwei bei der Avantgarde befindlichen 4-Pfünder-Geschütze zum Mitvorgehen auf dieser; dann folgten das 9. Jägerbataillon und das Infanterieregiment Belgien. Die halbe Geniekompagnie war dazu bestimmt, ein links vorliegendes Gehöft, wenn es eingenommen werden sollte und es sich als notwendig erweisen würde, sofort in Verteidigungszustand zu setzen.

Der Anmarsch gegen die vorliegenden Höhen ging unter scharfem Geplänkel der beiderseitigen Schwarmlinien schnell vorwärts. Die Dänen leisteten nur geringen Widerstand, die Höhen waren bald genommen und zwei Geschütze links der Windmühle aufgefahren, denen sich die sechs übrigen Geschütze der Brigadebatterie zugesellten, die nun alle in den Kampf mit den auf den nördlichen Höhen von Veile bei B. aufgestellten dänischen Geschützen traten. Die Dänen eilten gegen die Südseite von Veile die Hänge hinunter. Ihnen folgte der Teil unserer Infanterie, der rechts der Straße war. Die Infanterie links der Straße drang auf dieser selbst weiter vor. Ihr unmittelbar folgte Feldmarschalleutnant Gablenz mit seinem Gefolge, postierte sich in einem Wäldchen bei D. und stieg da ab, um weitere Meldungen über den Fortgang des Gefechtes zu erhalten. Manche der dänischen Granaten, die unserer Batterie gelten sollten, wichen von ihrem Ziele stark nach rechts ab und sausten über die Bäume und unsere Köpfe hinweg, während man unten bei der Brücke über die Veile bereits ein lautes Hurrageschrei und heftiges Infanteriefeuer vernahm. Hessen-Infanterie hatte bald die Brücke erobert, die Dänen zurückgedrängt und stürmte in den Ort hinein; Verwundete wurden schon zurück-

geführt, an die Feldmarschalleutnant Baron Gablenz sofort kleine silberne Tapferkeitsmedaillen verteilte. Die Meldung, daß unsere Truppen Veile erobert hatten, war schon eingetroffen. Exzellenz Gablenz mit seinem Stabe stieg zu Pferde, ordnete aber zuvor an, daß die Brigadebatterie durch die zwei 8-Pfünder-Batterien der Korpsgeschützreserve, welche unter dem Kommando des Majors Freiherrn von Neubauer, des schneidigen Theresienordensritters, standen, ersetzt werde und sie selbst der Brigade folgen solle. Der Artilleriechef, der diesen Befehl empfangen sollte, war aber nicht zu finden, und so übernahm es der unserem Hauptquartier zugeteilte preußische Major von der Becke, den Auftrag auszuführen. Er ritt im Galopp zurück. Die zwei Batterien rückten im scharfen Trabe vor und die Höhen hinan, und bald hörte man die Geschosse von 16 Geschützen über das Tal von Veile hinüber gegen die feindliche Batterie bei B. pfeifen und nicht ohne Erfolg, denn der Feind war rasch niedergekämpft.

Nun rückten wir vor und ritten durch die Stadt unter dem Hurra unserer Truppen mit fliegenden Fahnen und den Klängen der Regimentsmusik bis ans Nordende. Wer solche Momente nicht erlebt hat, kann sich von der Begeisterung, die einen hierbei erfaßt, gewiß keinen Begriff machen. Dann trat ein kleiner Stillstand ein. Hessen-Infanterie, die das Nordende der Stadt der ganzen Breite nach besetzte, fand starke Verhaue und Schützengräben, dicht von Dänen besetzt, vor sich. Der rechte Flügel von Hessen-Infanterie, welcher auf der Straße gegen Horsens debouchieren sollte, konnte der dänischen Batterie wegen, die die Straße der Länge nach bestrich, nicht recht vorwärtskommen. Gablenz hatte sich an der linken Lisière des Ortes aufgestellt und befahl nun das 9. Jägerbataillon nach links gegen die Anhöhe K. Vorderhand eröffnete dieses Bataillon das Feuer gegen die dänische Batterie und gegen den Verhau, der sich über das Grejs-Ela-Tal erstreckte. Der Korpskommandant wußte, daß von K. aus die genannten Verhaue, wie auch die längs des Gebirgsabhanges bei L., der Länge nach bestrichen werden könnten und daß damit der Frontalangriff von Hessen-Infanterie gegen diese Verhaue jedenfalls erleichtert, wenn nicht sogar unnötig gemacht würde. Das nachrückende Infanterieregiment Belgien, sowie zwei Geschütze der Brigadebatterie, wurden nach rechts disponiert, um das Debouchieren auf der Straße nach Horsens zu erzwingen. Bald darauf rückte auch die Brigade Gondrecourt in Veile ein. Das an der Tete befindliche 18. Jägerbataillon wurde im Verein mit dem 9. Jägerbataillon ebenfalls gegen die Anhöhe K. dirigiert. Die

beiden Jägerbataillone erstürmten die Anhöhe. Die Wirkung gegen die früher genannten Verhaue blieb nicht aus, und nun konnte Hessen-Infanterie gegen Lille-Grundet aufsteigen. Nachdem die dänische Batterie, die den Ausgang rechts von Veile beschoß, teils von den Brigadegeschützen, teils von den zwei Reservebatterien bei der Windmühle niedergekämpft war, konnte auch auf dieser Seite vorgerückt



werden. Damit war das Plateau nördlich von Veile erobert; doch wurde es noch von dänischen Batterien bestrichen. Geniehauptmann von Roszkowski führte nun aus eigener Initiative den Rest der Batterie von der Brigade Nostitz durch einen Hohlweg längs der westlichen Hänge, der zu dem genannten Gehöfte führt, herauf. Die Batterie postierte sich nördlich des Gehöftes, und nun entspann sich ein regelrechter Geschützkampf, der aber keine Verluste mit sich brachte. Die Entfernungen waren zu groß, und die Abenddämmerung hatte schon begonnen. Mit einer kleinen Attacke, die das Gefolge von Gablenz in der Richtung auf das große Gehöft Store Grundet machte,

von dem noch Schüsse fielen, schloß das glänzend gelungene Gefecht ab. Dänischerseits standen hierbei unter Kommando des Generals Hegermann zirka 5100 Mann, darunter 1600 Mann Kavallerie und drei Batterien, eine gezogene, eine glatte und eine Raketenbatterie. Sie waren also in der Minderzahl; aber das zu verteidigende Terrain war für die Dänen sehr günstig und hätte, nach meinem Dafürhalten, besser ausgenutzt werden können. Der Verlust unsererseits war verhältnismäßig gering, offiziell 8 Offiziere und 84 Mann an Toten und Verwundeten.

Der Jubel beim Einzug des Feldmarschalleutnants Baron Gablenz in die Stadt war von seiten der Truppen und sogar auch von der Bevölkerung ein ganz ungeheurer. Jetzt sahen wir auch den Herrn Artilleriechef wieder. Auf die Frage, wo er denn während des Gefechtes gewesen sei, meinte er: wo er hingehöre, bei den Reservebatterien links der Windmühle. Major von Neubauer, befragt, ob diese Angabe stimme, meinte: „Aber ja; einen Moment sah ich ihn, dann nicht mehr." — Der sehr gescheite Mann und tüchtige Artillerist konnte das eigene Schießen sehr gut leiten und vertragen, das feindliche aber nicht.

Am 9. März wurde den durch anstrengende Märsche bei schlechtem Wetter und, von einem Teil des II. Korps, auch durch das Gefecht bei Veile sehr ermüdeten Truppen im Einverständnisse mit dem Oberkommando volle Ruhe gegönnt. Ich hatte aber keine Ruhe, denn ich erhielt vom Korpskommandanten den Befehl, das Gefecht von Veile, d. h. drei Gefechtsmomente desselben, zu zeichnen, um diese Zeichnung durch den Flügeladjutanten Seiner Majestät, Prinz Konstantin Hohenlohe-Schillingsfürst, der dieser Tage nach Veile kommen sollte, an Seine Majestät gelangen zu lassen. Mit Hilfe von Karten der Umgebung von Veile und eingehender Rekognoszierung im Verlaufe des 9. und 10. gelang es mir, einen sehr übersichtlichen und schöngezeichneten Plan von Veile herzustellen und die drei Gefechtsmomente auf drei Oleatpläncchen zu skizzieren. Die drei Gefechtsmomente waren:

1. Anmarsch gegen Veile auf den Südhöhen,
2. Stellung der Truppen zum Angriff der Nordhöhen,
3. Stellung der Truppen nach Abschluß des Gefechtes.

Wenngleich ich das meiste, was ich skizzieren mußte, gesehen hatte, machte ich hierbei doch die Erfahrung, wie schwer es für den Kriegshistoriker sein müsse, eine größere Schlacht richtig zu verzeichnen, und welches Studium es erfordert, um die Tätigkeit jedes einzelnen Truppenkörpers stundenweise klarzustellen.

Bei dem II. und III. Korps folgte nun eine merkwürdige Zeit von Verschiebungen aller Art. Das III. Korps marschierte am 8. und 9. März mit Ausnahme der Kavalleriebrigade Flies gegen Fredericia, um vorläufig die Festung und das verschanzte Lager so weit zu beobachten, daß die Dänen aus Furcht vor einem bald zu erfolgenden Angriff sich schwer entschließen dürften, Truppen zur Ueberschiffung nach Alsen abzugeben. Während benanntes Korps (Gardedivision) diese Bewegung ausführte, marschierte das halbe II. Korps, Brigade Dormus und Tomas mit der Kavalleriebrigade Flies und einer Pionierabteilung unter Kommando des Grafen Neipperg, nach Norden gegen Horsens. Die Brigaden Gondrecourt und Nostitz und das Kavallerieregiment Windisch-Grätz verblieben in und um Veile und hatten den 10. daselbst einen Ruhetag. Baron Gablenz wollte nur eine Brigade gegen Fredericia absenden, doch erhielt er Befehl, für diesen Zweck bis 14. März auch eine zweite Brigade bereitzuhalten. — Der Vormarsch unter Feldmarschalleutnant Graf Neipperg wurde, ohne daß man in ein Gefecht mit den retirierenden Dänen geriet, in den folgenden Tagen bis Aarhuus fortgesetzt. Zu gleicher Zeit marschierte eine größere Truppenabteilung unter persönlicher Führung des Korpskommandanten rechts von Feldmarschalleutnant Graf Neipperg in derselben Richtung gegen Horsens—Aarhuus, um womöglich in die linke Flanke des Feindes zu stoßen. Der Feind war aber zu keinem Gefechte mehr zu bringen und wich den vorrückenden kombinierten österreichischen Truppen teils in nordwestlicher Richtung, teils gegen Aarhuus aus, woselbst er Zeit fand, sich einzuschiffen. Die Umstände bewogen Baron Gablenz, seine Truppen nach und nach zurückzuziehen und von neuem bei Veile zu versammeln, was bis 16. März durchgeführt wurde. Nur die Kavalleriebrigade Flies und die österreichische Brigade Dormus standen bei und hinter Horsens, also vor der neuangenommenen Stellung bei Veile. Es wurde von da ab Veile als der äußerste von dem II. und III. Korps besetzte Punkt angesehen.

Ich für meine Person wurde schon von Horsens nach Veile zurückbefohlen, um dieses feldmäßig zu befestigen, da voraussichtlich gegen Fredericia der größere Teil des II. Korps zur Verwendung gelangen würde und damit für das Festhalten des so äußerst wichtigen Veile nur auf eine Brigade zu dessen allfälliger Verteidigung gerechnet werden konnte. Die Gesichtspunkte, unter welchen die Befestigung zu geschehen hatte, waren: daß einmal für diese Truppen auf den nördlichen Höhen eine Stellung eingerichtet werde, in der sie sich im Falle eines feindlichen Angriffes gesichert sammeln, um dann

je nach dem Stärkeverhältnis zum Angreifer entweder aus dieser Stellung in die Offensive übergehen oder aber in derselben Verstärkungen abwarten zu können; ferner aber auch noch, daß es der Veile besetzt haltenden Truppe möglich gemacht werde, selbst im Falle eines sehr bedeutend überlegenen Angriffes noch eine Stellung einzunehmen, die dem Feinde das Festsetzen auf den nördlichen Anhöhen unmöglich macht; schließlich mußte selbst ein völliger Rückzug ins Auge gefaßt und hierfür auf den südlichen Höhen durch fortifikatorische Anlagen ein Replipunkt für die zurückweichenden Truppen geschaffen werden. Ohne in das Detail der unter den erwähnten Gesichtspunkten in der Zeit vom 10. bis 21. März ausgeführten Befestigungsanlagen einzugehen, sei nur erwähnt, daß der nördliche Teil davon sich von der Straße nach Tellinge über das Tal Grejsmölle-Aa, dann über das nördliche Höhenplateau von Veile bis zur Straße nach Horsens und weiter bis zu jener nach Bredballe erstreckte und aus vier offenen und einer geschlossenen Schanze für zusammen 16 Geschütze, dann aus Infanteriestellungen, Verhauen und allen nötigen Kommunikationen bestand.

Der südliche Teil (der Replipunkt) bestand aus drei Schanzen für zusammen acht Geschütze samt Zubehör wie früher. Ein über diese Befestigungsanlage unter mir verfaßtes Memoire enthält alle Details derselben.

Es dürfte hier am Platze sein, zu erwähnen, daß die Tätigkeit der Offiziere und Truppen der Genie- und Pionierwaffe in diesem Feldzuge eine ganz ungewöhnlich große war und sich nahezu über alle Zweige ihres technischen Wissens und Könnens erstreckte. Trotzdem werde ich aber, wie ich es auch bisher getan habe, nicht jeder der einzelnen Tätigkeiten gedenken, hier um so weniger, da ich die in diesem Kriege ausgeführten Arbeiten bereits in einem Aufsatz im nichtoffiziellen Teil der „Mitteilungen des k.k. Geniekomitees" Jahrgang 1864, II. Band, veröffentlicht habe.

Wenngleich ich der Ansicht bin, daß man einen Krieg nicht mit Glacéhandschuhen ausfechten kann, so konnten ich und viele andere doch die harte Maßregel, die Feldmarschall Wrangel gegen die jütländischen Bürgermeister der von uns okkupierten Landesteile vornahm, weder ganz begreifen noch gutheißen. Das Land litt ohnehin hart genug unter den kriegerischen Anforderungen, denen die Jütländer, die bekanntlich stockdänisch gesinnt waren, ohne irgendwelchen Widerstand nachkamen. Dessenungeachtet ließ aber Feldmarschall von Wrangel die Bürgermeister gefangennehmen und nach Rendsburg abführen und diktierte ihnen Forderungen, die, ohne Exzesse

hervorzurufen, kaum durchzuführen waren. So zum Beispiel wurden den Quartierträgern Speisezettel für Mannschaft und Offiziere aufgebürdet, deren Inhalt sie beim besten Willen nicht imstande waren zu verabreichen. Feldmarschalleutnant Gablenz wurde bei diesem Anlaß nach Rendsburg gesandt, um daselbst persönlich mit der geschlossenen Bürgermeistergesellschaft zu verhandeln. Worin diese Verhandlungen bestanden, weiß ich allerdings nicht, ebensowenig mir erinnerlich ist, ob infolge davon die Herren Bürgermeister noch enger geschlossen oder frei gegeben wurden. Jedenfalls war es eine der ehrenwertesten geschlossenen Gesellschaften, die es geben konnte.

Am 16. März erging der Befehl zur engeren Einschließung von Fredericia, von der man eventuell zu einem Sturm auf benannte Festung oder zu deren Belagerung schreiten sollte. Nach Ansicht des Generalleutnants von der Mülbe wäre die Wegnahme des noch nicht ganz vollendeten, im Norden der Festung Fredericia gelegenen, sogenannten verschanzten Lagers durch einen Sturmangriff nicht unmöglich erschienen. Doch betonte er, daß damit die Festung noch nicht zum Falle gebracht sein würde, im Gegenteil die Position der in das verschanzte Lager eingedrungenen Truppen durch die Bedrohung von der Seeseite aus sehr schwierig werden könnte. Damit ließ man den Gedanken an die Eroberung Fredericias durch einen Sturmangriff fallen, hoffte aber durch eine heftige Beschießung die Festung zum Falle zu bringen. Der Artilleriechef und ich erhielten infolgedessen am 16. März den Befehl, am 17. März gegen Fredericia abzugehen, um daselbst Plätze für Batteriebauten auszusuchen. Es schloß sich uns der mehrerwähnte preußische Artilleriemajor von der Becke an. Generalleutnant von der Mülbe erhielt für den Teil vor der Festung, den er besetzt hatte, einen gleichen Befehl, und da die preußische Gardedivision schon länger vor der Festung stand, wurden wir angewiesen, uns wegen Aufschlüssen über die Stellung der Dänen an das Hauptquartier des Generals von der Mülbe zu wenden.

Wir nahmen uns nun einen dänischen, hellgelb angestrichenen, viersitzigen Postwagen, den ein mit einem krapproten Kragenmantel, einem Zylinder mit Silberborte und Postkokarde versehener Postillon zu führen hatte. Wir waren uns bewußt, daß man mit einem solchen Rekognoszierungsmittel sich bei Tage nicht leicht ungestraft an eine Festung heranschleichen könne. Nachdem man aber bei der Gardedivision hinsichtlich des Rekognoszierungsauftrages uns weder sehr liebenswürdig empfing noch Pferde zu unserem Zwecke beistellte, fuhren wir mit unserem roten Postillon todesmutig gegen die Festung vor. Glücklicherweise begegneten wir

auf dem Wege nach Eritsöe einer preußischen Unteroffiziersgardehusarenpatrouille, die uns von Eritsöe her entgegenkam. Der sehr intelligente und artige Unteroffizier erteilte uns nicht nur alle erwünschten Aufschlüsse bezüglich der dänischen Vorposten, sondern trug sich auch sofort an, uns gegen Eritsöe zu begleiten, um daselbst einen Punkt zu bezeichnen, der nach seiner Ansicht sich für einen Batteriebau sehr gut eignen könnte. Der Punkt lag nördlich von dem Orte Eritsöe hinter einem großen Knick, über den hinweg man eine große Umschau gegen die Festung und das versumpfte Tal vor derselben hatte. Der Knick war schon eine fertige Brustwehr für die Batterie und bedurfte nur der Verstärkung und Erhöhung. Der Platz hinter dem Knick war genügend lang und tief, um Geschütze, Traversen, einen Unterstand und ein Handpulvermagazin dazu zu erbauen. Die Husarenpatrouille ritt nun zurück. Nachdem aber das, was wir von dort wahrnehmen konnten, uns nicht genügend erschien, stiegen wir auf den Knick, konnten aber dort nicht lange verbleiben, denn die dänischen Vorposten hatten uns entdeckt und sofort eine gemischte stärkere Patrouille abgesandt, die eiligen Schrittes gegen uns von Norden herankam; nun war es Zeit, einzusteigen und so schnell wie möglich davonzufahren. Da wir vom Knick aus einen zweiten, vor einer Waldparzelle (Vogelsang genannt) liegenden Punkt, der sich für einen Batteriebau gut zu eignen schien, ausgeforscht hatten, glaubten wir unsere Aufgabe erfüllt zu haben und fuhren nach Veile zurück, woselbst wir dem Korpskommandanten das Gesehene meldeten. Der nächste Tag wurde dazu benutzt, in aller Eile mit Zivilarbeitern die Gestelle für zwei Unterstände mit den dazu gehörigen Verschalungen und Bettungen für zwei Batterien herrichten zu lassen.

Am 19. März roquierte die preußische Gardedivision mehr nach Norden. Die österreichische Brigade Tomas schloß sich von Riärsgard bis zum Kleinen Belt dieser an. Brigade Dormus blieb etwas rückwärts in Reservestellung. Da ich mit dem Terrain um Eritsöe bekannt war, sandte mich der Korpskommandant noch während der Vorrückung der Truppen dahin, um ihm Meldung von den dortigen feindlichen Bewegungen zu erstatten. Bei meinem Rückritt von Eritsöe, um Seiner Exzellenz Meldung über das Gesehene zu erstatten, begegnete ich Abteilungen von Coronini-Infanterie, die mit größter Vorsicht gegen Eritsöe marschierten und ganz erstaunt waren, mich von da kommend zu erblicken. Von den technischen Truppen wurden die halbe Geniekompagnie nach Eritsöe, drei Züge der dritten Pionierkompagnie nach Vogelsang dirigiert und ferner bestimmt, daß zu den Batteriebauten auch Infanterieabteilungen beizustellen seien.

Noch bei Tageslicht wurde die Batterie in Eritsöe ausgesteckt und der Platz für die Batterie beim Vogelsangwäldchen bestimmt. Der Bau in Eritsöe konnte der günstigen Situation wegen schon um vier Uhr nachmittags, jener der Batterie bei Vogelsang aber erst bei Eintritt der Dunkelheit begonnen werden. Beide Batterien waren bis vier Uhr morgens fertiggestellt und armiert. Um diese Zeit hätte das Feuer eröffnet werden sollen.

Wir spitzten nun darauf, früher damit zu beginnen als die Gardedivision, die zu derselben Zeit drei Batterien zu bauen und zu armieren hatte. Nachdem aber um vier Uhr früh der Herr Artilleriechef nicht zu haben war und auf seinen ausdrücklichen Befehl die Batteriekommandanten das Feuer nur in seiner Gegenwart eröffnen durften, so mußten wir den Batterien der Gardedivision den Vorrang in der Eröffnung des Feuers überlassen. Ob diese Kanonade unseren Herrn Artilleriechef aufgeweckt und endlich bestimmt hatte, in der Batterie bei Eritsöe zu erscheinen, weiß ich nicht. Aber darauf kann ich mich noch gut erinnern, wie wir alle mit Ungeduld auf sein Kommen und die Eröffnung unseres Feuers warteten. Wenngleich unsere und auch die preußischen Batterien weit von Fredericia entfernt waren, so erreichten die Geschosse der durchweg gezogenen Geschütze doch vollauf das große Ziel, das die Festung bot. Anders verhielt es sich mit dem Feuer der Dänen, deren Geschosse aus durchweg glatten Kanonen und Mörsern uns kaum erreichten. Sie stellten deshalb auch schon am 20. März gegen Nachmittag ihr Feuer gänzlich ein, während wir den ganzen 20. und den Vormittag des 21. aus 38 Geschützen das Feuer in langsamem Tempo unterhielten. Die Wirkung desselben war nach Aussage von Ueberläufern sehr groß. Es soll in Fredericia viele Tote und Verwundete gegeben haben, und der größere Teil der Zivilbewohner soll sich nach Fünen überschifft haben. Feuer brach sowohl im verschanzten Lager, als auch in der Festung Fredericia mehrfach aus. Am 20. besichtigte Seine Exzellenz unser Korpskommandant die von uns erbauten, im Feuer befindlichen Batterien. Nach der Besichtigung der Batterie in Eritsöe ritt er mit der ganzen Suite durch genannten Ort bis auf die Straße, die von Snoghoi nach Fredericia und zwar zum südlichen Zolltor bei der Bastion Oldenburg vorbeiführt. Die zahlreiche Kavalkade wurde offenbar von der Festung aus als das Hauptquartier von Exzellenz Gablenz erkannt, denn wir sahen schon mit freien Augen, wie sich die Dänen auf der erwähnten Bastion und zugehörigen Kurtine zu den Geschützen stellten, um zu feuern. Ein Offizier der Suite bemerkte laut: „Jetzt wird gleich ein Schuß fallen!“ Wir alle erwarteten das auch.

Als Gablenz diese Aeußerung vernahm, stieg er vom Pferde, setzte sich auf einen Straßenschotterhaufen, zündete sich eine Zigarre an und sah durch das Glas nach der Festung. Wir taten desgleichen in banger Erwartung. Es fiel aber kein Schuß. Exzellenz Gablenz stieg wieder zu Pferde und bog gegen Eritsöe ab. Kaum war dies geschehen, als ein Schuß nach dem anderen fiel. Aber wir waren der Sicht von der Festung aus schon entzogen.

Bald nachher erfuhren wir durch schleswigsche Ueberläufer die Ursache, warum die Dänen die gute Gelegenheit, in unser Hauptquartier zu feuern, nicht benutzt hatten. Es war bei der Nutzlosigkeit des Feuers aus der Festung gegen unsere für ihre Geschütze zu fernliegenden Batterien vom Festungskommandanten General Lundig der strengste Befehl erteilt worden, nur auf seine spezielle Erlaubnis zu feuern. Der Batteriekommandant in der Bastion Oldenburg erkannte Exzellenz Gablenz und seine Suite, sandte sofort die Meldung vom Erscheinen desselben vor der Festung durch einen Offizier an den Festungskommandanten, der aber nicht schnell genug zu finden war; und als er gefunden wurde und den Befehl zum Feuern erteilte, war Exzellenz Gablenz mit Suite schon gegen Eritsöe verschwunden.

Nun ritt Feldmarschalleutnant Gablenz vor das Wäldchen Vogelsang, und da fiel es ihm plötzlich ein, er müsse etwas Näheres davon wissen, was unmittelbar vor dem Prinzentore vorgehe; er beorderte seinen Adjutanten Oberleutnant Baron Weber zum Vorreiten bis gegen das Tor, um durch persönliche Anschauung zu erfahren, was er zu wissen wünsche. Der arme Herr Oberleutnant kam aber auf seinem Ritt nicht sehr weit, wurde sofort angeschossen, glücklicherweise ohne getroffen zu werden, kam schneller zurück, als er hingeritten war, und konnte mit gutem Gewissen melden, daß er nichts gesehen habe.

Am 20. früh, nicht lange nach der Eröffnung des Feuers aus der Batterie bei Eritsöe, wanderten Major von der Becke und ich gegen eine westlich gelegene Kirche, die von einem ummauerten Kirchhof umgeben war. Wir setzten uns auf die Kirchhofmauer und beobachteten von da die Vorgänge um Fredericia. Im Kirchhofe hinter der Kirchhofmauer stand der Oberst von Coronini-Infanterie und sah über die Mauer weg.

Die Dänen feuerten aus Mörsern gegen Eritsöe, ohne dasselbe zu erreichen; aber immerhin schien es, als ob die geworfenen Bomben, deren Flug wir gut beobachten konnten, uns doch erreichen könnten. So oft ein solcher Moment eintraf, bückte sich genannter Herr Oberst ehrerbietigst hinter die Mauer.

Wir saßen nicht lange auf der Mauer, als wir Kanonenschüsse hörten. Wir fragten den Herrn Oberst, was das bedeute; er erwiderte, es marschiere eine Abteilung seines Regimentes unter Kommando des Hauptmanns Baron Fejervary gegen Snoghoi, um es zu besetzen, und wahrscheinlich würde auf diese von Fünen aus gefeuert.

„Gehen wir hinunter," meinte ich zu Major von der Becke und genanntem Herrn Oberst, „sehen wir zu, was da los ist." Major von der Becke war sofort damit einverstanden; der Herr Oberst meinte aber, es sei nicht nötig, daß er hingehe; Hauptmann Fejervary wisse schon, was er zu tun und wie er sich zu benehmen habe.

Das Geschützfeuer hatte mittlerweile aufgehört, offenbar weil die Dänen den Ort Snoghoi nicht beschießen wollten.

Am folgenden Tage erschien auch der alte Feldmarschall von Wrangel. Ungeduldig, wie er immer war, ließ er eine weiße Flagge aufhissen und sandte den Oberleutnant Graf Nostitz als Parlamentär in die Festung mit der Aufforderung zur Uebergabe. Die Antwort des Festungskommandanten ließ nicht lange auf sich warten, sie lautete: „C'est hors de mon pouvoir." Damit war der Akt der Uebergabe erledigt — und da wir zur weiteren Kanonade nicht mehr viel Munition vorrätig hatten, so mußte unser Feuer bald darauf aufhören. Uns machte dieser Vorgang den Eindruck, als hätte man dem feindlichen Festungskommandanten sagen lassen: „Uebergib dich — sonst hören wir auf zu schießen!" So fehlte es bei unseren Operationen auch selten an kleinen komischen Episoden.

Am 22. März marschierte die preußische Gardedivision nach Veile in die von uns dort innegehabte Stellung, während das österreichische Korps die ganze Zernierung von Fredericia übernahm.

Am 23. März erhielt ich den Befehl, die Randsaulinie zu befestigen. Die Vortruppen standen vor derselben; durch die befestigte Stellung dieser Linie sollte dem österreichischen Korps ermöglicht werden, dieselbe gegen überlegene Angriffe so lange zu halten, bis die eigenen Kräfte sich in ihr versammelt hätten. Am 24. März rekognoszierte ich mit meinen Offizieren die ganze zu befestigende Stellung, skizzierte die Arbeiten, die zu machen waren, und ließ selbe am 25. beginnen.

Die ziemlich ausgedehnte Stellung mit einem 700 Schritte rückwärts und erhöht gelegenen Replipunkte umfaßte Schanzen, Batteriestellungen, Infanterieepaulements, zur Verteidigung hergerichtete Knicks und Verhaue. Die Arbeiten wurden zur größten Zufriedenheit des Korpskommandanten und des betreffenden Truppenbrigadiers

in der kurzen Zeit von drei Tagen, also bis 27. abends, fertiggestellt. An den zwei folgenden Tagen wurde zur besseren Unterbringung eines Teils der Truppen noch ein förmliches Strohbarackenlager hinter erwähnter Linie errichtet.

Ein bedauerlicher Zwischenfall ereignete sich bei der Gardedivision des Generalleutnants von der Mülbe in der Nacht vom 27. zum 28. März, der zum Teil wohl einer gewissen Unachtsamkeit im Dienste, sicher aber auch einem Verrate zuzuschreiben war. Der Feind mußte in Erfahrung gebracht haben, daß sich in einem Gehöfte in Assendrup eine Abteilung der preußischen Gardehusaren einquartiert hatte. Dänen zu Fuß und zu Pferde übersetzten unter Hauptmann Stockfleth in der Nacht von Fünen nach dem Festlande und überrumpelten die Husarenabteilung dermaßen, daß sie sie unbekleidet samt den Pferden ohne Sattlung gefangennahmen und nach Fünen brachten. Einige Schüsse, die hierbei fielen, verwundeten zwei Mann und töteten ein Pferd.

Es waren um diese Zeit neun Bataillone der preußischen Gardedivision zur Verstärkung des I. Korps nach Düppel abmarschiert, wo in der Nacht vom 28. auf den 29. März die eigentlichen Belagerungsarbeiten begannen. Diesen gingen zwei ziemlich heftige, für die Preußen günstig verlaufene Gefechte bei Rackebüll am 17. März und bei Düppel am 28., sowie eine Seeaktion bei Jasmund am 17. März voraus, von denen letztere unentschieden blieb. Da dem preußischen Truppenkommandanten die ihm verbliebenen Kräfte zur Verteidigung der ausgedehnten Stellung bei Veile nicht genügend erschienen, so beantragte er noch einige Verstärkungen, und zwar hauptsächlich des Nordwestplateaus und der Verbindung desselben über das Grejsmölle-Aa-Tal nach dem Nordplateau; diese Arbeiten wurden von uns gemeinschaftlich mit den Preußen bis 7. April durchgeführt. Gleichzeitig wurden von der österreichischen Kavallerie und einem kombinierten preußischen Expeditionskorps verschiedene Streifzüge in Jütland durchgeführt, so daß gegen Ende April Jütland in der ganzen Breite von Mariager, Hobro, Viborg und Holstebroe besetzt war. Da die Dänen überall auswichen, so kam es nie zu einem ernsten Gefecht, wohl aber zu großen Requisitionen und Geldkontributionen.

Nach Beendigung der Arbeiten in Veile erbat ich mir von meinem Korpskommandanten die Erlaubnis, zu der Belagerung nach Düppel abgehen zu dürfen, da es für mich als Genieoffizier von höchstem Werte sein mußte, eine wirkliche Belagerung wenigstens als Zuseher und Beobachter mitmachen zu können. Ich erhielt die Er-

laubnis und fuhr am 8. April nach Flensburg ab, woselbst ich bis zu dessen Einnahme verblieb. Ungefähr eine Woche, bevor ich in Flensburg ankam, hatten die Preußen einen Uebergang nach Alsen versucht, der aber trotz der musterhaften Vorbereitungen durch Seeunwetter, das sich eingestellt hatte, mißglückt war. Wie ich das beurteilte, was ich da sah und erlebte, enthält mein diesfälliger Bericht, den ich meinem hohen Chef, dem Herrn Generalgenieinspektor, Seiner Königlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzog Leopold, mit einem vollständigen Plan der Belagerungsarbeiten samt allem Zubehör und vielfachen Skizzen zusandte. Da ich aus der Erinnerung das Erlebte gewiß nicht besser zu schildern vermöchte, so gebe ich aus dem Bericht hier einen kurzen Auszug wieder.

Da mir bekannt war, daß in und um Düppel für Zuseher kein Quartier vorhanden, es auch mit der Verpflegung für einen solchen nicht gut bestellt sein konnte, schlug ich mein Hauptquartier in einem Hotel in Flensburg auf und fuhr von da täglich, manchmal sogar zweimal, nach Düppel und Umgebung. Die Belagerungsarbeiten waren bei meiner Ankunft bis zu der Halbparallele, zwischen der ersten und zweiten Parallele gelegen, durchschnittlich 900 Schritte von den Düppler Schanzen entfernt, vorgetrieben. Man beabsichtigte, die Annäherungen zur zweiten Parallele, diese selbst, dann die Annäherung zu der dritten Parallele in den nächsten, und die dritte Parallele mit allen ihren Einrichtungen zum Vorbrechen aus ihr zum Sturme und diesen dann in den nächsten zehn Tagen durchzuführen.

Die mit Sturm zu erobernde Befestigung bei Düppel bestand zu der Zeit, als ich eintraf, aus zehn Werken, die untereinander mit gut profilierten Verbindungslinien verbunden waren und sich vom Wenningbond aus in einen starken Viertelkreis bis gegen den Alsensund hinzogen. Die Numerierung begann mit der Schanze I am Wenningbond und endigte mit Schanze X am Alsensund. Zwischen Düppel und der Stadt Sonderburg auf Alsen bildeten zwei große hölzerne Brücken die Verbindung. Diese deckte ein kleiner Brückenkopf. Den großen Brückenkopf bildete die schon erwähnte Düppler Befestigungsanlage. Als das preußische III. Korps gegen Düppel marschierte, war die Verschanzung in vielen Teilen noch bei weitem nicht so stark als zur Zeit meines Eintreffens. Aber die Dänen, die schon das Vorfeld in wiederholten und oft recht blutigen Kämpfen zäh verteidigt hatten, wußten auch die Zeit von dem Anmarsch des I. Korps bis zur Eröffnung der eigentlichen Belagerungsarbeiten vollauf auszunutzen, um ihre Verschanzungen vielfach zu

verstärken, ja sogar hinter der ersten Linie von Schanze VI ab gegen den Wenningbond hinunter eine zweite Linie zu erbauen. Die Verstärkungen, die vorgenommen wurden, bestanden im Ausbau der Zwischenlinien, im Abschluß der Kehlen aller Werke, in der Anlage von mehr bombensicheren Unterkunftsräumen, in Sturmsicherheitsanlagen aller erdenklichen Art. Der Geschützkampf hatte sich zur Zeit meiner Ankunft schon vollständig zugunsten der Preußen entschieden. Die Dänen, die nur über glatte Geschütze verfügten, hatten den Geschützkampf eigentlich ganz aufgegeben. Sie wollten offenbar die noch vorhandenen Geschütze für die Abwehr des Sturmes intakt erhalten. Fiel es auch hier und da einem der Fortskommandanten ein, einige Schüsse abzugeben, so fielen die preußischen Batterien derart über ihn her, daß die dänischen Geschütze sofort schweigen mußten.

Infolge dieser Umstände, zumal bei den äußerst schlecht ausgearbeiteten Kommunikationen (Zickzacks), gestaltete sich diese Belagerung bisher mehr zum Bilde eines Manövers in Friedenszeiten als zu dem eines ernsten Belagerungskrieges. Die Straße, die von Nübel zuletzt in ziemlich gerader Richtung über die Crête des gegen den Wenningbond und nach Norden abfallenden Höhenzuges gegen Düppel führt, wurde jedenfalls mehr zum Vorbringen von Menschen und Sachen aller Art benutzt als die sogenannten Zickzackkommunikationen der Belagerungsarbeiten. Das Passieren der letzteren war für Hals und Beine viel gefährlicher als das der guten Chaussee, die zwar von den dänischen Geschützen bestrichen, aber selten beschossen wurde. Die Gemütlichkeit zwischen Angreifer und Verteidiger wurde ab und zu so groß, daß die äußersten Posten aus ihren Schützenlöchern herauskrochen, miteinander plauderten und zeitweise sogar eine Flasche Wein zusammen leerten. Diese Gemütlichkeit hörte auf strengen Befehl des Korpskommandanten aber bald auf.

Es war keine kleine Aufgabe für die Dänen, Tag und Nacht sich anschießen zu lassen, ohne selbst schießen zu dürfen. Natürlich suchten sie, so gut es eben ging, gegen direktes, indirektes, Demontier- und Enfilierfeuer sich zu decken. Für die Anlage solcher Deckungen war der tief eingelagerte Lehmboden sehr günstig, und man kann sich kaum einen Begriff von der Zahl und Art dieser Deckungsarbeiten machen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Es war ein wahres Gewirr von Gräben, deren Richtung immer so war, daß sie nicht enfiliert werden konnten. Aus diesen tiefen Gräben führten einerseits vielfache Stufenanlagen ins freie Feld, andererseits zu Nischen, die nebeneinander wie Chorstühle in den Lehm eingeschnitten waren. Jede dieser Chornischen hatte einen Sitz mit Stroh belegt für einen

bis zwei Mann. Ueber dem Sitz war der Lehm gewölbeartig ausgeschnitten. Wie sollten sich aber alle so eingegrabenen und versteckten Leute bei einem unerwartet einsetzenden Sturmangriff zur rechten Zeit ralliieren und die Feuerlinie besetzen können?! Dieser Umstand und die bereits starke Devastierung der Werke und Verbindungslinien und hauptsächlich die schon großen Verluste an Toten und Verwundeten bestimmten die dänischen kommandierenden Generale auf Alsen und dem Düppler Brückenkopfe, nach Kopenhagen den Antrag zu stellen, die Düppler Befestigung zu räumen. Man betonte in diesem Antrage, daß ein weiterer Kampf sicher mit dem Verluste der Befestigungen, aber dazu auch noch mit dem von vielen Menschenleben verbunden sein würde. Dieser Antrag wurde aber vom König von Dänemark unter dem Drucke und dem Terrorismus der herrschenden Partei abgelehnt. Die kommandierenden Generale auf Alsen und in Düppel, du Plat und Steinmann, erhielten den Befehl, den Widerstand bis aufs äußerste unter allen Umständen fortzusetzen.

In dem Zeitraume, den man für die Vollendung der Belagerungsarbeiten bestimmt hatte, wurden selbe auch wirklich beendigt und schließlich der 18. April für den Sturmangriff festgesetzt. Ich hatte schon die früheren Tage einen Punkt auf der Broacker Halbinsel oberhalb Gammelmark ausgesucht, von dem aus man, helles Wetter vorausgesetzt, alles, was sich bei dem Sturm von Schanze I bis VI, und das war die Hauptsache, ereignen konnte, wenn auch auf große Distanz, mußte sehen können. Man sah von da aus sozusagen enfilierend in die letzten Parallelen, auf den Zwischenraum zwischen der dritten Parallele und den Düppler Schanzen, hinter diese und auch auf die zweite Linie. Diese zweite Linie hatte ich tags zuvor vom preußischen Observatorium aus auf Broacker vollständig aufgenommen und die Zeichnung dem damaligen Oberst von Blumenthal, dem Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, eingehändigt, der mir, da er noch keine Zeichnung davon in Händen hatte, dafür dankte. Wenngleich nun auch der Sturm auf die Düppler Schanzen in allen möglichen Zeitungen in Wort und Bild und bis in alle Details und auch offiziell geschichtlich beschrieben ist, so möchte ich ihn doch hier wiedergeben, wie er sich mir von meinem Standpunkte aus darbot.

Dem Sturme ging ein außerordentlich heftiges Feuer aus allen Geschützen, 118 an der Zahl, voraus, das von dänischer Seite nicht erwidert wurde. Man sah während dieses Geschützfeuers innerhalb der dänischen Befestigungen nur ab und zu den Feind einzeln und sporadisch auftauchen. Wahrscheinlich glaubten die Dänen, daß auch

das heutige Feuer nicht als Vorbote eines Sturmes anzusehen sei, sondern nur den Zweck weiterer Devastierung ihrer Befestigungsanlagen habe. Diese waren schon zu unförmlichen Haufen zusammengeschossen, und wiederholte Brände hatten darauf hingedeutet, daß auch viele der inneren Holzhohlbauten zerstört sein mußten. Die Windmühle, die die längste Zeit die Telegraphenstation der Dänen bildete, war ebenfalls zusammengeschossen und abgebrannt. In Sonderburg kamen wiederholt große Brände vor. Die Anordnungen für den Sturm waren mit außerordentlicher Sorgfalt bis in alle Details vorbedacht und vorbereitet. Die Sturmkolonnen selbst füllten die dritte Parallele und die nächstliegenden Kommunikationen, während die Reserven die anderen Parallelen und Laufgräben dicht besetzt hatten. Wie es mit den Dispositionen nördlich der Chaussee für den Sturm auf die Schanzen VII bis X aussah, konnte ich von meinem Standplatze aus nicht sehen. Prinz Friedrich Karl postierte sich mit seinem Gefolge auf dem Spitzberge, von wo aus er Punkt zehn Uhr das Zeichen zum Einstellen des Geschützfeuers und zum Vorgehen der Sturmkolonnen gab, von denen so viele, als Schanzen da waren, formiert waren. Sechs von ihnen entfielen auf den Teil südlich der Chaussee. Die Sturmkolonnen waren mit allem versehen, was zur Ueberdeckung oder zur Zerstörung der den Düppler Schanzen vorliegenden Hindernisse nötig erschien. Zur Sprengung von Palisaden und Sturmpfählen waren eigene Leute mit Pulversäcken zum Anhängen bestimmt. Pionierabteilungen und Artilleristen waren jeder Sturmkolonne beigegeben. Bemerken muß ich noch, daß unter den preußischen Truppen ein solcher Enthusiasmus herrschte, daß alle den Sturm mitmachen wollten und Prinz Friedrich Karl sich deshalb entschloß, das Los entscheiden zu lassen, wer den Sturmkolonnen zugeteilt werden solle. Musikbanden, die bestimmt waren, beim Beginn des Sturmes einzusetzen und den Hohenfriedbergmarsch zu spielen, standen in der zweiten Parallele. Unter einem bis zu uns auf dem Wenningbond hörbaren Hurrageschrei überstiegen die Kolonnen die dritte Parallele. Allen voran sah man die Offiziere, die die Schwarmlinien zu dirigieren hatten. Ihnen folgten die eigentlichen Sturmkolonnen mit den technischen Truppen und den Leuten, welche Heu- und Strohsäcke, Hürden u. s. w. trugen, um die Hindernisse zu bedecken, zu überdecken und auszufüllen. Nach ihnen kamen die Unterstützungen, die, alle Beteiligten inbegriffen, 9000 Mann stark waren. Nur eine Sturmkolonne, die auf Schanze IV, brach zehn Minuten später auf, da sie die Werke V und VI zu passieren hatte und den Sturmkolonnen auf diese Werke Zeit lassen mußte,

selbe zu nehmen. Nach und nach wurde auch alles innerhalb der Schanzen und Verbindungslinien lebendig. Aber ehe das Kleingewehrfeuer begann und Kanonenschüsse ertönten, hatten die Stürmenden gewiß schon die Hälfte des zu durchschreitenden Raumes durcheilt. Bei den Hindernissen auf dem Glacis angelangt, entstand vorübergehend ein kurzes Stocken der Bewegung, dem nach Beseitigung eines Teils der Hindernisse eine neuerliche rasche Vorwärtsbewegung folgte. Ziemlich schwierig gestaltete sich das Oeffnen der Palisaden und Sturmpfähle durch Anhängen von Pulversäcken. Da bekanntlich die Wirkung dieses Sprengmittels ohne Verdämmung immer sehr zweifelhaft ist, bedurfte es bei den Sprengungen mancher Wiederholung des Anhängens der Pulversäcke und der Selbstopferung der dabei Beteiligten. Schon bald sah man die Stürmenden die äußere Brustwehrböschung auf Schanze VI ersteigen und eine schwarz-weiße Fahne wehen. Es war der tapfere Major Beeren, der sie aufpflanzte und dabei den Heldentod fand, ihm nach fanden bei dieser Fahne noch Hauptmann Stwolinsky und noch weitere vier Offiziere den Tod — aber die Fahne blieb stehen! Auch auf den Werken I, II, III und V sah man bald darauf preußische Fahnen flattern. Auf letzterer Schanze war sie zweimal aufgepflanzt worden, denn auch hier fanden die ersten, die sie einsetzten, den Tod. Bei IV dauerte der Kampf am längsten, weil die hier später eintreffende Kolonne den Feind schon mehr versammelt fand. Es wurden gleich im ersten Anlaufe so viele Gefangene gemacht, daß deren Zurückführen von weitem sich wie ein abgeschlagener Sturm ansah. Während der ganzen Zeit hatten die Gammelmarkbatterien ihr Feuer gegen Sonderburg und gegen den kleinen Brückenkopf und in den Raum zwischen diesen und der zweiten Linie fortgeführt und damit wesentlich auf die anrückenden Reserven physisch und moralisch eingewirkt.

Der gefürchtete „Rolf Krake" ruhte währenddem noch im Hafen von Hörup. Jetzt dampfte er aber heran und stellte sich, zu der Zeit, als schon die preußischen Fahnen auf den Schanzen wehten, ungefähr in der Verlängerung der Schanzen I bis IV ziemlich in die Mitte des Wenningbondes. Er kam zu spät, aber er hätte auch schwer früher kommen können, da der Sturmangriff für ihn ebenso überraschend eintrat als für die übrige Besatzung. Wäre er etwas früher gekommen und hätte er den Mut gehabt, sich tiefer in den Wenningbond, näher dem Ufer und in der Verlängerung der Parallele aufzustellen, so hätte er mit seinen schweren Geschossen unter den dichtgedrängten Truppen, mit denen die Parallelen und alle Kommunikationen besetzt waren, immerhin große Verwirrung anrichten

können. So aber blieben seine Schüsse ohne irgendwelche wahrnehmbare Wirkung. Sein Erscheinen im Wenningbond wurde von den Gammelmark- und den für ihn bestimmten Strandbatterien am rechten Flügel der Belagerungsarbeiten mit einem ungeheuern Jubel begrüßt. Es wurde mit wahrem Enthusiasmus auf ihn gefeuert. Soviel ich weiß, waren auch einige der Gammelmarkbatterien mit eigens für ihn adjustierten Geschossen versehen, und zwar 24-Pfünder mit Stahlspitzen und mit Blei ausgegossen. Ich begab mich von meinem Standplatze in eine dieser Batterien, die sog. Feldzeugmeisterbatterie, und sah von hier aus ihrem Kampfe gegen den „Rolf Krake" zu. Die fortwährende Veränderung seiner Stellung sowie seine geringe Höhe ober Wasser erschwerten das Zielen der Batterie ebensosehr, als seine eigene Treffähigkeit gegen die Belagerer darunter litt. Daher kam es, daß von zirka 150 Schüssen, die auf ihn abgefeuert wurden, nur drei, aber diese ausgezeichnet trafen. Ein Geschoß flog durch die Decke eines Turmes und tötete einen Offizier und einige Mann. Ein anderes prallte derart auf seine Seitenwand, daß die Holzteile der Innenwand zerrissen und zersplitterten. Das dritte zertrümmerte das Hilfsboot und beschädigte das Verdeck. Mit diesen Schüssen hatte er genug und dampfte ab.

Während des Kampfes mit „Rolf Krake" war von den Preußen auch die zweite Verteidigungslinie erstürmt worden. Ein diesen Sturmkolonnen entgegentretendes dänisches Bataillon wurde mit solchem Elan geworfen, daß es in panischem Schrecken zurücklief. An dem Kampf um die zweite Linie beteiligten sich auch einige Batterien von Alsen; obwohl die Absicht bestand, nach Wegnahme der zweiten Linie sich neu zu formieren, so kam dies nicht zur Ausführung. Die stürmenden Truppen waren in ihrem Vorwärtsdrängen gegen den Brückenkopf der Brücke von Sonderburg nicht mehr zu halten. Auch dieser wurde trotz des Entgegenstellens von stärkeren dänischen Abteilungen im Sturm erobert, so daß man sich schon der Hoffnung hingeben konnte, die Brücken bei Sonderburg zugleich mit den zurückweichenden Dänen zu erreichen und mit ihnen nach Alsen vorzudringen. Aber das war nicht der Fall. Die Dänen fanden doch noch Zeit, die eine der Schiffbrücken in Brand zu stecken, die andere abzufahren. Wie sich der Kampf um die Schanzen VII bis X gestaltete, habe ich, wie schon erwähnt, nicht selbst gesehen und muß es daher dem Leser überlassen, diese Periode in anderen Büchern nachzulesen. Gewiß ist, daß die Batterien auf Alsen bei diesem Teile des Kampfes ebensosehr mitwirkten als Truppen, die von da aus gegen die Düppler Verschanzungen geführt

wurden. Es wurde sogar eine Demonstration zum Uebergange über den Alsensund in Szene gesetzt, die nicht ohne Rückwirkung blieb. Gerade in diesem Kampfe wurden viele Gefangene gemacht.

Nach der Einnahme der ersten Düppler Linie verließ ich meinen Standplatz bei Gammelmark und fuhr, so schnell ich konnte, nach Düppel hinüber, woselbst ich zur Zeit ankam, als eben der Kampf um den Brückenkopf entbrannte. Ich fand das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl noch auf dem Spitzberg versammelt, meldete mich beim Prinzen, der mich aufs freundlichste empfing, mir aber ein weiteres Vorgehen vorderhand nicht gestattete. Hingegen erlaubte er mir, die erste Linie von Schanze I bis VI abzugehen und anzusehen, was ich dann auch tat. Ich wollte von Schanze IV aus den weiteren Verlauf des Kampfes mitansehen. Da aber auf dieses Werk von Alsen aus gefeuert wurde, beschränkte ich mich auf die Besichtigung der Schanzen I bis III. Diese samt ihren Verbindungslinien boten das Bild vollster Zerstörung. In den Batterien zwischen II und III lag Leiche an Leiche, die Verwundeten waren schon zurückgetragen. Das Blockhaus, die Geschützscharten waren zerstört, die Traversen abgekämmt, die Brustwehren ein unregelmäßiger Erdhaufen, die Blockhäuser in IV und I zusammengestürzt und in II abgebrannt. Das Terrain vor und hinter den Schanzen war durch Geschosse aller Art und das letztere außerdem durch die ausgedehnten dänischen Versteckarbeiten bis zur Ungangbarkeit labyrinthisch durchwühlt. Die eroberten Werke wurden sofort zur Teilnahme an dem weiteren Kampfe hergerichtet. Man baute Brücken über die Gräben, schnitt Oeffnungen in die Brustwehren, führte Geschütze gegen die innere Seite von Düppel noch während des weiteren Kampfes auf.

Die Verluste während dieses Kampfes, der mit größerer oder geringerer Heftigkeit von zehn Uhr früh bis ein und drei Viertel Uhr nachmittags andauerte, waren beiderseits sehr groß. Die Preußen verloren an diesem 18. April an Toten und Verwundeten 71 Offiziere und 1130 Mann, die Dänen 54 Offiziere und 1157 Mann tot und verwundet und 56 Offiziere und 3459 Mann an Gefangenen.

Wenn schon alle über die Belagerung und Einnahme der Düppler Schanzen erschienenen Werke des dänischen Artillerieleutnants Anker erwähnen, so ziemt es sich, daß auch ich dieses Helden gedenke. Er war der Artilleriekommandant der Schanze II, die sich am öftesten hören ließ. Er kam mir vor wie eines jener Marktmännlein, das zwar umgeworfen werden kann, aber mit Blitzesschnelle wieder auf-

steht, um von neuem mit Stentorstimme den Belagerern zuzurufen: „Ich bin schon wieder da!“ Und er war auch wieder da, bis zum Eindringen der Stürmenden in seine Schanze. Und dieser Held, der schon legendär geworden war, hat sein Leben den heldenmütigen preußischen Offizieren zu verdanken, die, Anker bei seinen Geschützen findend, ihn von dem sicheren Tode retteten, der ihm wie so vielen anderen Artilleristen wohl zugedacht gewesen wäre. Nach Abnahme seines Säbels wurde er ehrerbietigst begrüßt und zu den Gefangenen geschickt. Er benutzte aber den Moment des Vorwärtsdringens der zehnten Kolonne, um sich mit einer kleinen Anzahl von Kameraden einem zweiten Teil der Stürmenden neuerdings entgegenzustellen, denen er sich schließlich ergeben mußte, nachdem er tränenden Auges sein letztes Geschütz vernagelt hatte.

Nach Beendigung des Kampfes kehrte ich nach Flensburg zurück, woselbst ich den ganzen Nachmittag dazu benutzte, das Gesehene und Erlebte, solange es mir noch ganz frisch im Gedächtnis war, schriftlich aufzuzeichnen. Ich nahm den Weg über Gravenstein, woselbst ich mit einer großen Anzahl von preußischen und gefangenen dänischen Offizieren speiste. Die Dänen machten auf mich in ihrem stillen, ruhigen Ernste einen durchweg günstigen Eindruck. Ich kann nur wiederholen: ein braves, tüchtiges, gesinnungstreues Volk.

Der Weg, auf dem ich weiter zurückfuhr, bot gleichzeitig den Anblick grenzenlosen Jubels wie tiefster Trauer. Die Fröhlichkeit der zurückkehrenden siegreichen Truppen stach grell ab von der Niedergeschlagenheit der in großen Transporten zurückgeführten dänischen Gefangenen, mehr noch von dem Aechzen der in langen Wagenreihen passierenden, meist schwer Verwundeten und der Leichenblässe der schon dem Tode Geweihten. Musterhaft waren die Dispositionen für ihren Transport und ihre Pflege. Ob man bei diesem mörderischen Kampfe mehr den Elan und die Tapferkeit der Angreifer oder den zähen Widerstand der Angegriffenen bewundern soll, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls war beides zu bewundern. Der Tag von Düppel bleibt für die Kriegsgeschichte beider Parteien ein Lorbeerblatt!

Den nächsten Tag wollte ich dazu benutzen, um alle Werke und was noch weiter in Düppel vorgegangen war, genauer anzusehen und zu skizzieren. Aber eine telegraphische Depesche, die mich nach Veile zurückberief, hinderte mich daran.

Als ich zurückkam, war der Plan einer Belagerung von Fredericia bereits beschlossen. Die Geniekompagnie erhielt deshalb vorläufig den Auftrag, mit der Beschaffung der nötigen Belagerungs-

materialien zu beginnen, worüber bereits früher schon eine Zusammenstellung verfaßt worden war. Die Belagerung sollte von preußischen und österreichischen Truppen gemeinschaftlich durchgeführt werden. Die Belagerungsgeschütze sollten die Preußen stellen.

Um nicht seinerzeit bei Beginn der Belagerung mit Arbeiten überhäuft zu werden, verfaßte ich schon jetzt eine Skizze über die nach meiner und meiner Offiziere Ansicht zu wählende Angriffsseite und -art. Es war diese schriftliche Niederlegung meiner Ansicht um so gebotener, als unser Artilleriechef die Westfront der Festung, vor der die große Ueberschwemmung lag, zur Angriffsseite proponieren wollte. Nachdem er aber sah und vielleicht auch einsah, daß ein belagerungsmäßiger Angriff von dieser Seite wegen der Ueberschwemmung doch ein zu großes Wagnis gewesen wäre, schloß er sich meiner Ansicht an, die darin gipfelte, daß man zuerst das verschanzte Lager nehmen müsse, um dann direkt zwischen diesem und dem hoch durch Wasser überstauten Terrain auf die Festung vorzugehen. Auf welcher Front vorzugehen war, machte ich in dem erwähnten Memoire von einer weiteren, noch gründlicheren Rekognoszierung abhängig. Bei dem Ende April zu Veile tagenden Kriegsrate über diese Frage traten die Vertreter der Preußen, wie es vorauszusehen war, mit einem sogar fertigen Belagerungsplan hervor. Ueber die vorerst geplante Wegnahme des verschanzten Lagers einigten sich die beiderseitigen Meinungen sehr bald, nicht aber über den weiteren Fortgang der Aktion gegen die Festung. Während wir die Wahl der zum Angriffe zu wählenden Fronten von weiteren diesbezüglichen Rekognoszierungen abhängig machen wollten, bestimmten die Preußen hierfür jetzt schon die Fronten von „Prinz Georg“ bis „Prinz Christian“. Darüber konnte man sich vorerst nicht einigen, was aber keinen weiteren Nachteil zur Folge hatte, da, während wir berieten, wie Fredericia genommen werden könnte, die Dänen es bereits zu unserer großen Ueberraschung in aller Stille geräumt und nach Fünen sich zurückgezogen hatten. Damit war vorderhand die ganze Kriegslage eine andere geworden.

Am 26. April hatte nämlich der Festungskommandant von Fredericia den Befehl aus Kopenhagen erhalten, die Festung in aller Stille zu räumen. Um uns von diesem Aufgeben der Festung in Täuschung zu erhalten, hatten die Dänen die Tage vor der Räumung vor der Festung noch fleißig Verschanzungen anlegen lassen. Die Nachricht von der Räumung erreichte uns in Veile in den Tagen der Kriegsratsverhandlungen. Sie kam — wie gesagt — so überraschend, daß man ihr anfänglich keinen Glauben schenken wollte.

Man beeilte sich auch nicht, als sich die Kunde bewahrheitete, sofort in Fredericia einzurücken, da man mit Recht glaubte, befürchten zu müssen, es könnten in der Festung Sprengungen vorbereitet sein. Man ließ also einstweilen am 29. April nur eine Kompagnie Hessen-Infanterie gegen das verschanzte Lager vorgehen. Diese traf nur einen einzelnen Dänen noch an, von dem sie die Bestätigung der Räumung der Festung erhielt. Auf die Meldung dieser Kompagnie hin erfolgte am selben Tage um ein Uhr mittags der Einzug unserer Truppen durch das Königstor, das durch einen einzelnen Husaren, der über den Wall geklettert war, von innen geöffnet worden war. Der Einzug gestaltete sich sehr friedlich. Voran sprengte ein Zug Liechtenstein-Husaren, ihm folgten die Truppen der Brigade Nostitz und die technischen Abteilungen. Die Schlüssel der Festung, die der abziehende Festungskommandant dem Polizeimeister Hansen durch den Oberstleutnant Nielsen hatte übergeben lassen, überreichte dieser den einziehenden Oesterreichern. Schon bevor der Einzug der Oesterreicher in Fredericia erfolgte, verlegte Baron Gablenz am 22. April sein Hauptquartier von Veile nach Kolding. Selbstverständlich folgte den einrückenden Truppen unser Hauptquartier und bald darauf auch das des Feldmarschalls Wrangel. Die neun vom III. Korps seinerzeit nach Düppel abgesandten Gardebataillone wurden nach dem Falle von Düppel wieder nach Jütland nebst anderen Truppen zum III. Korps zurückdirigiert, womit dieses nun wieder beisammen und sogar vermehrt war. Sein Hauptquartier wurde nach Veile verlegt, wo auch das Hauptquartier des Oberkommandos stand.

Durch mein Abgehen von Flensburg versäumte ich, was mir heute noch leid tut, zwei der erhebendsten Momente in diesem Feldzuge. Seine Majestät unser Kaiser hat es nie daran fehlen lassen, ausgezeichnete Taten entsprechend zu belohnen, und unser Korpskommandant wußte diese Auszeichnungen immer in feierlichster Weise zu verteilen. Ganz besonders erhebend soll die Verteilung am 16. April bei Pjedstet gewesen sein, woselbst auf einem hierzu gewählten schönen Platze die ganze Brigade Nostitz in Hufeisenform aufgestellt war. Feldmarschalleutnant Baron Gablenz ritt von Kolding mit einer glänzenden Suite dorthin, hielt der tapferen „schwarzgelben“ Brigade eine glänzende, die Truppen begeisternde Anrede und verteilte dann eigenhändig an jeden einzelnen die ihm verliehene Auszeichnung.

Durch das frühe Abgehen von Düppel konnte ich den Feierlichkeiten, welche dort von Seiner Majestät dem König von Preußen seiner tapferen Armee für die Heldentaten während des Feldzuges und besonders für die Belagerung von Düppel zugewiesen waren,

leider auch nicht beiwohnen. Seine Majestät traf am 21. April elf Uhr in Flensburg ein, begrüßte dort ein eben durchmarschierendes Regiment, fuhr dann weiter nach Gravenstein, nahm zwischen diesem und Atzbüll die Parade über die Sturmkolonnen und am nächstfolgenden Tage eine solche über sämtliche bei Düppel und Umgebung versammelten Truppen ab. Diesen Feierlichkeiten wohnte auch unser Korpskommandant bei.

Selbst wer weiß, wie unsere Verbündeten solche feierliche Momente erhebend zu gestalten wissen, kann sich nach den Erzählungen, die darüber in Umlauf kamen, kaum ein richtiges Bild von den ergreifenden, alle Herzen in Begeisterung und Rührung entflammenden Szenen machen, die sich diesen Tag auf den blutgetränkten Feldern des Sundewitt abspielten.

Am selben Tage erschien das österreichische „Personalverordnungsblatt", durch welches bekanntgegeben wurde, daß Seine Majestät unser Kaiser unter dem 19. April Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl und dem Feldmarschall von Wrangel das Kommandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens und Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm das Ritterkreuz desselben Ordens verliehen habe. Das veranlaßte den Feldmarschall von Wrangel, unserem Korpskommandanten ungefähr zu schreiben: „Mein lieber Bruder! Ich werde mich den hohen Orden nicht selbst umhängen und bitte Dir, dies mich zu tun." Die Verwechslung des Mir und Mich war bei dem alten Herrn schon längst sprichwörtlich. Auf diese Aufforderung lud Baron Gablenz den alten Marschall zum Diner nach Kolding ein. Die Tafel in Hufeisenform zählte viele Gäste und alle Personen unseres Hauptquartiers. Das Diner war an Speisen und Getränken vorzüglich, und den Schluß bildete wie immer Champagner. Baron Gablenz hielt, wie er das so vorzüglich konnte, eine glänzende Anrede an den alten Marschall, ließ ihn dreimal hochleben, in welchen Toast die versammelten Gäste begeistert einstimmten. Um seine Verehrung in besonderer Weise dem Marschall zu zeigen, löste er sein eigenes Kommandeurkreuz ab und hängte es dem Marschall, sich selbst aber das neue Kommandeurkreuz an, das entschieden reiner war als das eigene. Oberst Baron Blasits meinte zu mir gewendet: „Na, das war wieder gelungen!"

Bei den Auszeichnungsanträgen, die unser Korpskommandant stellte, war er gegenüber den Offizieren meiner Waffe in einiger Verlegenheit. Er meinte, so erfuhr ich später durch meinen Freund Oberst Blasits, er müsse deshalb zurückhaltend sein, weil die Belagerung

von Fredericia uns Gelegenheit geben werde zu besonderen Leistungen und ihm, neuerdings Auszeichnungsanträge einzubringen. Insbesondere war Seine Exzellenz mir gegenüber dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß der an Jahren ältere und im Rang höhere Artilleriechef nur das Verdienstkreuz mit der Kriegsdekoration, ich aber schon dieses ohne Kriegsdekoration und den Eisernen Kronenorden III. Klasse mit der Kriegsdekoration besaß. Den Artilleriechef wollte man zum Leopoldsorden nicht vorschlagen und mich deshalb auch nicht, und so kam es, daß er den Eisernen Kronenorden mit der Kriegsdekoration und ich bloß diese zum bereits innehabenden Verdienstkreuz erhielt.

Außer obenerwähnten Auszeichnungen wurden mir von seiten Seiner Majestät des Königs von Preußen der Kronenorden II. Klasse mit den Schwertern und das Düppelsturmkreuz verliehen, das nunmehr das einzige in der österreichischen Armee ist; denn alle Pionier-offiziere, die es seinerzeit erhielten, leben meines Wissens nicht mehr.

Mit der Räumung von Fredericia fiel die Gelegenheit zur Auszeichnung für die Offiziere meiner Waffe weg; nun tat es Seiner Exzellenz leid, daß ich in Beziehung von Auszeichnung zu kurz gekommen sei. Deshalb gab er Oberst von Vlasits, der sich wegen anderer Dienstsachen nach Wien begab, den Auftrag, er möchte dortselbst ein außertourliches Avancement für mich zum Oberstleutnant erwirken. Das wurde erreicht und ich erhielt mittels Dekrets vom 27. Mai die Ernennung zum Oberstleutnant im Infanterieregiment „Ritter von Franck" Nr. 79, mit dem Range vom 24. Mai, in huldreichster Anerkennung für die vorzügliche Verwendung in diesem Feldzuge. Im Verordnungswege erhielt ich ferner die einzig in ihrer Art dastehende Bekanntgabe, daß ich seinerzeit wieder in die Geniewaffe zurückversetzt werde und bis dahin die Uniform derselben beibehalten könne. Mit dieser Beförderung, die für meine zukünftige Karriere mehr Wert hatte als irgendeine Dekoration, konnte ich wohl im höchsten Grade befriedigt sein.

Mit der Räumung der Festung Fredericia begann die Schleifung und zugleich die genaue Aufnahme der Festungswerke. Die Zerstörungen bestanden in vielfachen Sprengungen und Abtragungen, wie auch im Wegführen von allen möglichen, von den Dänen in der Festung zurückgelassenen Kriegsmaterialien und Vorräten. Diesen Teil unseres Geniedienstes muß ich als die Reversseite desselben bezeichnen. Leider kam sie gar oft vor und wurde meistens ziemlich rücksichts- und erbarmungslos durchgeführt. Was habe ich selbst allein alles zerstören müssen, und wieviel davon hätte füglich bleiben können!

Wäre es nach Ansicht des alten Marschalls gegangen, der sofort nach seinem Einzug den Auftrag erteilte, alle Tore zu sprengen, so wäre er selbst einige Zeit als Gefangener darinnen gesessen. Aber der Einwand gegen diesen Befehl, vorgebracht vom neuen Geniedirektor Hauptmann Roszkowski, daß wir ein Tor doch für unser Ein- und Ausgehen brauchten, leuchtete dem alten Herrn ein und rettete ihn vor der zeitweisen Gefangenschaft. Großmütig, wie er immer war, schenkte er sofort das berühmte Monument des „tapferen Mannes“ dem Grafen Nostitz mit dem Rate, er solle es mitnehmen nach Oesterreich. Die Schwierigkeit des Transportes ließ aber Graf Nostitz davon Abstand nehmen, und er ließ den „tapferen Mann“, wo er stand und heute noch steht.

Für einen Teil unseres Korps kam nun eine recht langweilige Zeit. Die Kriegführung hatte mit dem Verschwinden des eigentlichen Kriegsobjektes, welches in jedem Krieg die feindliche Armee bildet, beinahe ihr Ziel erreicht; nicht ganz, weil die zu Schleswig gehörende Insel Alsen noch von dänischen Truppen besetzt und befestigt war und die friesischen Inseln noch unter der Herrschaft des Kapitäns Hammer standen. Die schleswig-holsteinische Frage war für die Diplomatie der Großmächte Europas eine der größten Seeschlangen, die es je gab. Die Beratungen, Verhandlungen und Kongresse darüber fingen früher als die Kriegsereignisse an, dauerten während derselben fort und schöpften bei jedem neuen kriegerischen Ereignisse frischen Atem. Schon der Einmarsch in Jütland war allen in Frage kommenden Diplomaten contre cœur, denn niemand bezweifelte, daß mit der Eroberung Schleswigs die Zeit der Friedensverhandlungen gekommen wäre.

Die Wegnahme von Düppel, die Räumung von Fredericia, der Vormarsch nach Jütland und die damit verbundenen Einsperrungen, das Zurückführen von Geiseln, Requirierungen, Auferlegungen von Kriegskontributionen, ließen der englischen Regierung die Zeit für gekommen erachten, dem Kriege ein Ende zu machen.

Man verhandelte von neuem, lud Preußen und Oesterreich zu den Konferenzen ein, kam aber doch nicht zum Ziele, denn Feind und Freund waren hartnäckig und stutzig; deshalb mußte sich die Diplomatie damit begnügen, einen vierwöchentlichen Waffenstillstand zu erreichen, der am 12. Mai beginnen sollte, durch eine später hinzugekommene vierzehntägige Verlängerung sich aber bis 26. Juni hinzog.

Unmittelbar vor dem Abschluß des Waffenstillstandes fand bei Helgoland das für Oesterreichs Marine denkwürdige Seegefecht zwischen einem Teil der in die Nordsee gesendeten österreichischen

Eskader unter Linienschiffskapitän Tegetthoff gegen eine dänische Eskader unter Befehl des Oberbefehlshabers Kapitän Suenson statt: drei dänische Schiffe mit 102 Kanonen gegen österreichische Schiffe mit 89 Kanonen.

Es war, wie Linienschiffskapitän Tegetthoff selbst sagte, ein glänzendes Seeduell, welches beiden Kämpfenden zur Ehre gereichte und bei dem eigentlich auf keiner Seite ein ausgesprochener Sieg zu verzeichnen war. Wahrscheinlich wäre ein solcher für Oesterreich nicht ausgeblieben, wenn nicht auf der Fregatte „Schwarzenberg" ein sehr starker Brand ausgebrochen wäre, der hindernd in die Aktion unserer Schiffe eingriff.

Ich war den größten Teil dieser Zeit in Kolding — oder pendelte vielmehr zwischen Kolding und Fredericia — und hauptsächlich damit beschäftigt, ein Memoire über die Eroberung von Fünen auszuarbeiten und die Unterlagen dazu nach Möglichkeit zu beschaffen. Das Memoire behandelte in eingehender Weise die vier Uebergangspunkte, die in Betracht gezogen werden konnten, erörterte die Vorteile und Nachteile jedes einzelnen und schloß damit, daß ich für einen Uebergang von Longs Oedde gegen die zwei gegenüberliegenden Windmühlen auf Fünen plädierte. Die Mittel zur Ausführung dieses Ueberganges bestanden in dem Bau von großen, sehr tragfähigen Flößen für Truppen, Pferde und Geschütze, in Herbeischaffung von einzelnen Dampfschiffen als Remorqueure und einer großen Anzahl kleinerer und größerer Boote. Prinz Friedrich Karl, der von diesen Floßbauten hörte, nahm ein so großes Interesse daran, daß er persönlich sie zu besichtigen kam und sie sich vorführen ließ. Innerlich war ich überzeugt, daß es zu einem Uebergange nicht komme.

So wie bei uns während des Waffenstillstandes alles zu einem Uebergang nach Fünen vorbereitet wurde, bereitete man beim I. Korps in noch viel größerem Maße und minuziös den Uebergang nach Alsen vor, damit er sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes ausgeführt werden könne. Außerdem nahm man für diese Zeit große Diversionen sowohl von seiten der Preußen als Oesterreicher gegen Jütland und von letztgenannten auch gegen die westfriesischen Inseln in Aussicht, bei welch letzteren österreichische und preußische Schiffe mithelfen sollten. Mein früher erwähntes Memoire übergab ich gegen Ende Juli Seiner Exzellenz dem Korpskommandanten, der es, wie mir später versichert wurde, ziemlich unverändert hohen Ortes vorlegte.

Hier seien noch einige Episoden, die mir im Gedächtnis geblieben sind und vielleicht etwas zur Charakterisierung dieser Zeit beitragen, erwähnt. Koldinghuus, eine Merkwürdigkeit von Kolding, der

Rest des alten großen Königshauses, die Höfe desselben und die westlichen Räume wurden österreichischerseits zur Unterbringung von Fuhrwesen, Heu- und Strohwagen, Viktualien, Vorräten aller Art u. s. w. ausgenutzt. Es war ein ewiges Gehen und Kommen von Truppenabteilungen und beladenen und unbeladenen Wagen aller Art. Man fühlte sich, wenn man da in die Höfe hineintrat, die verschiedenen Uniformen sah und die verschiedenen Sprachen hörte, in Wallensteins Lager versetzt. Es wurde auch dort gehandelt, gekauft und verkauft.

Eine Figur, die hier und auch in den Koldinger Straßen oft zu sehen war, war ein Offiziersdiener, der entdeckt hatte, daß die größte Sehnsucht jedes Soldaten darin bestand, in den Besitz einer Uhr zu kommen. Er vermittelte daher des öftern die Erfüllung diesbezüglicher Wünsche, ließ Uhren kommen, verkaufte sie und ließ sich sofort andere nachsenden. Der Handel nahm zu und damit vermehrten sich die kleinen Uhrentäschchen seines immer länger werdenden Gilets, in dem er es nach und nach zu einem Uhrenvorrate brachte, der größer war als die Auslage eines kleineren stabilen Uhrengeschäftes. Ging ihn einer um eine Uhr an, so knöpfte er mit Stolz seinen Rock auf, d. h. er öffnete sein Uhrenmagazin und sagte: „Bitte zu wählen, die Preise sind fix und aufgeschrieben mit und ohne Kette." Ob er sich dabei so viel erwarb, daß er nach dem Feldzuge in die Lage kam, ein größeres Uhrengeschäft zu eröffnen, weiß ich nicht, aber unwahrscheinlich erscheint es mir nicht.

Daß es bei dem langen Aufenthalte in Kolding auch nicht an fahrenden Künstlern aller Art fehlte, die bei ihren öffentlichen Produktionen und geheimen Sünden Zuseher und Besucher genug hatten, wird jeder glauben, der einen Feldzug mitgemacht hat, in dem längere Stillstände entstehen.

Zu dieser Zeit schritt man in Kolding unter dem Präsidio Seiner Erlaucht des Feldmarschalleutnants Grafen Neipperg zur Etablierung eines Militärkasinos, das recht viele Mitglieder zählte und in welchem man abends zum Souper, zum Kartenspiel und sonstigen diversen Unterhaltungen zusammenkam. Es ging hier recht lebhaft und lustig zu. Es wurde musiziert, oft Lustiges vorgetragen und sogar dargestellt. Das ist alles natürlich und begreiflich. Daß aber unser Präsident Erlaucht Graf Neipperg von der Heiterkeit der anderen so hingerissen wurde, daß er sich selbst ans Klavier setzte und sang, wird keiner begreifen, der es nicht mit ansah und anhörte, und das zugeknöpfte, ernste Wesen des hohen Herrn kannte. Eine Kritik seines Gesanges erscheint mir hier nicht am Platze.

Mit der Zunahme des Tages und der Temperatur erhielten wir sogar auch einen Garten zur Benutzung.

General von Steinmann, der nach der Einnahme von Alsen mit dem Kommando in Fünen betraut wurde, hatte dortselbst gegen 20000 Mann konzentriert, die sich immer mehr und mehr verschanzten. Wir sahen diesen Arbeiten oft und vielfach zu und führten selbe, soweit es möglich war, in Evidenz. Wir begnügten uns gegenüber diesen Arbeiten mit dem Baue von zwei Batterien in der Nähe von Snoghoi, ziemlich gegenüber von Middlefart. Der Bau dieser Batterien beanspruchte die beiden Nächte vom 26. bis 28. Juni, denn die Nächte waren im Norden und zu der Jahreszeit äußerst kurz. Es wurde gegen Mitternacht erst dunkel und früh fünf Uhr schon tageshell. Wir hätten indessen auch ruhig bei Tage bauen können. Die Dänen hätten doch nicht geschossen, um so weniger, wenn sie entdeckt hätten, daß wir statt der Kanonen nur Baumstämme auf sehr urwüchsigen Gestellen in die Batterien gestellt hatten. Nach den Nächten, in denen der Batteriebau ausgeführt wurde, bei dem sich leider in der zweiten Nacht Hauptmann Theobald Ritter von Mossig durch einen Sturz von der Brustwehr in das Terreplein der Batterie einen Fuß verstaucht hatte, erbaten wir Genieoffiziere, denen sich der preußische Artilleriemajor von der Becke angeschlossen hatte, uns im Gartenhaus, das zur Besitzung, wenn ich mich recht erinnere, eines Barons Lüttichau gehörte, vom Majordomus desselben ein Frühstück. Dasselbe wurde uns mit der größten Zuvorkommenheit reichhaltig serviert; den Schluß bildete sogar Champagner. Einige dänische Offiziere standen auf den Brustwehren ihrer Batterien bei Middlefart und sahen uns durch Operngläser zu. Ein Schuß von dort wäre uns wahrscheinlich zu einem sehr bitteren Dessert geworden, aber heiter und bei guter Laune, wie wir waren, machten wir gute Miene zum bösen Spiel, erhoben die Champagnergläser gegen die Dänen und schwenkten zum Zeichen, daß wir sie hochleben lassen, unsere Taschentücher. Sie taten, um uns wissen zu lassen, daß sie uns verstanden hatten, desgleichen, und so gestaltete sich dieses Frühstück im Bereiche der Wirkung ihrer Kanonen zu einem sehr friedlichen Schmause.

Die Dänen hatten uns Oesterreicher überhaupt sehr gerne und wir sie auch. Das bewiesen auch manche Inschriften, die wir in Fredericia vorfanden und die dahin lauteten: Nos saluts aux Autrichiens, à bas les Prussiens. Außer den vorerwähnten zwei Batterien bei Snoghoi wurden nach eingehender Rekognoszierung der Stenderuper Küste daselbst gegenüber der Insel Fanö noch Ende des Monats zwei weitere Batterien erbaut. Man unterließ es in

keiner Weise, die Dänen auf Fünen in dem Glauben zu belassen, daß wir ihnen daselbst einen Besuch abzustatten gedenken. Man zeigte ihnen mit förmlicher Ostentation von Kolding aus, was wir alles zu einem solchen Besuche vorbereiten, und verband damit auch den Zweck, einen Besuch ihrerseits bei uns hintanzuhalten.

Die langweilige Zeit in Kolding und die größere Nähe meiner Familie, die gegen Ende Mai von Chur in der Schweiz nach Röhndorf am Rhein zur Schwester meiner Frau übersiedelte, wie das Bewußtsein, daß ich während der Waffenruhe auf eine kleine Zeit entbehrlich sei, veranlaßten mich, um einen Urlaub einzukommen, um meine Familie in Röhndorf wiedersehen zu können. Ich verbrachte dort, soviel ich mich erinnere, etwa acht Tage und erhielt daselbst am 28. Mai von meinem Freund, Oberst Baron Blasits, telegraphisch die Mitteilung meiner Beförderung zum Oberstleutnant, welche uns alle hocherfreute und Veranlassung bot, sie im Familienkreise feierlichst zu begehen. Dann rückte ich wieder, seelisch gestärkt, mit Büchern und Musik versehen, in Kolding ein. Mit dem Ablaufe des Waffenstillstandes am 26. Juni begannen von neuem die schon während desselben geplanten und vorbereiteten weiteren Kriegsoperationen, denen ich leider wegen meiner Aufgaben in Kolding nicht beiwohnen konnte. Ich erwähne sie deshalb hier nur so weit, als es zum Verständnis der Kriegsereignisse bis zum Friedensschlusse notwendig ist. Wer Näheres und im Detail darüber wissen will, mag in den offiziellen und privat erschienenen Büchern Nachlese halten.

Während des Waffenstillstandes erhielt Prinz Friedrich Karl das Oberkommando über die verbündeten Truppen. An seine Stelle trat der General der Infanterie Herwarth von Bittenfeld. Generalmajor Blumenthal blieb Generalstabschef beim I. Korps. Beim III. Korps trat an die Stelle des Generals von der Mülbe Generalleutnant von Plonsky. Die österreichische Brigade Dormus erhielt Generalmajor Kalik und die des Generals Graf Gondrecourt der Generalmajor Baron Piret de Bihain.

Von den schon erwähnten noch in Aussicht genommenen Operationen waren die wichtigsten die Einnahme der Insel Alsen und jene der nordfriesischen Inseln, weil sie zu Schleswig gehörten. Die Vorbereitungen zum Uebergange über den Alsensund waren ebenso wohldurchdacht in Szene gesetzt als mit außerordentlicher Bravour durchgeführt. Die Einnahme von Alsen war das schönste Lorbeerblatt in der Geschichte dieses Krieges.

Die Verteidigungsanstalten, die die Dänen auf der Insel längs der ganzen Küste vorgenommen hatten, sowie die große Anzahl der

Truppen, die General von Steinmann auf der Insel zur Disposition hatte, 10 000 Mann, ließen erkennen, daß die Dänen entschlossen waren, die Insel zu verteidigen. Aber sie wurden durch den Angriff der Preußen über die Stellen, wo er erfolgte, und die Zeit, wann er unternommen wurde, getäuscht und überrascht. Eine glänzende Waffentat, die wohl verdiente, daß für sie eine eigene Medaille geprägt wurde!

Die Verluste bei dem erwähnten Uebergange waren preußischerseits nicht allzu groß und bezifferten sich offiziell auf 33 Offiziere und 339 Mann an Toten und Verwundeten. Der Verlust der Dänen betrug an Toten und Verwundeten 37 Offiziere 637 Mann, an Gefangenen 37 Offiziere 2437 Mann.

Die Einnahme der nordfriesischen Inseln war eine gar nicht leichte Aufgabe, und zwar hauptsächlich wegen der immer zwischen Ebbe und Flut wechselnden Wasserverhältnisse und der vielen einzelnen Kriegsobjekte. Es wurde österreichischerseits eine kombinierte Abteilung unter Kommando des Oberstleutnants von Schidlach, Kommandant des 9. Jägerbataillons, für die Eroberung der Inseln zusammengestellt. Sie bestand aus dem erwähnten Bataillon und zwei Schwadronen von Windisch-Grätz-Dragonern unter Führung des Rittmeisters Graf Waldburg-Zeil. Oberstleutnant von Schidlach wurde der Auftrag erteilt, sich bezüglich der Mitwirkung österreichischer und preußischer Schiffe an den Admiral und Kommandanten der österreichischen Flotte, von Wüllerstorf, zu wenden. Zu dieser Vermittlung wurden der österreichische, dem Hauptquartier der Verbündeten zugeteilte Fregattenkapitän Lindner und der österreichische Generalstabshauptmann Wieser gewählt. Dadurch daß Kapitän Hammer alle Seezeichen vernichten ließ, war eine neue Schwierigkeit für die meist zu tief gehenden Kriegsfahrzeuge, die bei dieser Operation gegen und zwischen den Inseln in Aussicht genommen werden konnten, erwachsen. Eine erste Aufforderung von Oberstleutnant von Schidlach an Kapitän Hammer, sich zu ergeben, wurde von diesem abgewiesen. Bei einer zweiten Aufforderung hißte er die Parlamentärflagge, wurde an Bord des „Seehund" aufgenommen und behauptete, er hätte Nachricht von einem bereits eingetretenen Waffenstillstand. Oberstleutnant von Schidlach ging mit Kapitän Hammer ans Land, um sich von der Richtigkeit dieser Nachricht zu überzeugen. Sie bestätigte sich aber nicht, worauf Kapitän Hammer auf sein Kommandoschiff zurückkehrte.

Die Operationen gegen ihn wurden nun mit größter Energie fortgesetzt, um so mehr, als Oberstleutnant von Schidlach von Seiner

Exzellenz Baron Gablenz zu solcher unter gleichzeitiger Mitteilung, daß der neue Waffenstillstand am 20. Juli beginne, aufgefordert wurde. Noch ehe dieser eintrat, war Kapitän Hammer derart in die Enge getrieben, daß er sich endlich bedingungslos ergab.

Bei dieser Operation war auch der schon beim Gefechte von Oeversee erwähnte Hauptmann von Wendt des 9. Jägerbataillons beteiligt. Seiner neuerdings bewiesenen Umsicht und Tapferkeit ist die schnelle Eroberung der Insel Römö zu verdanken, infolgedessen er später von Seiner Majestät die Allerhöchste Genehmigung erhielt, sich Wendt von Römö nennen zu dürfen. Damit waren die schleswigschen Lande erobert und das Kriegsziel eigentlich erreicht.

Nach dem Falle von Alsen und dem weiteren Vormarsch nach Jütland war die ganze Diplomatie wieder in Bewegung, und so war es dieser auch gelungen, am 18. Juli zu Christiansfeld einen neuen Waffenstillstand herbeizuführen, der vom 20. Juli mittags bis 31. Juli abends dauern sollte.

Weniger wichtig waren eigentlich die Vorgänge zwischen den zwei Waffenstillständen in Jütland, auf dessen Besitz die verbündeten Mächte ja nie gerechnet hatten. Sie wurden eigentlich zu dem politischen Zweck, größere Pression bei allfälligem Friedensschluß auszuüben, vorgenommen und bestanden darin, daß von preußischer Seite eine Expedition unter Kommando des Generalleutnants Vogel von Falckenstein die Ostseite von Jütland bis zur Nordspitze bei Skagen, hingegen eine österreichische Truppenabteilung unter speziellem Befehl von Feldmarschalleutnant Baron Gablenz das Innere von Jütland von allfällig noch vorhandenen dänischen Streitkräften säubern, dabei aber untereinander in Verbindung bleiben sollten. Das für General Vogel von Falckenstein zusammengesetzte Korps, sowie auch jenes unter Baron Gablenz bestanden aus je zwei Infanteriebrigaden, denen nicht nur die nötigen Kavallerieabteilungen, sondern auch in Ansehung der Schwierigkeiten, denen man auf dem Marsche durch schlechte Straßen, Sümpfe, Wasserdurchquerungen, durch feindliche Truppen und Verbauungen begegnen könnte, nebst Feldgeschützen auch schwere Geschütze, Pionierabteilungen mit Brückenequipagen und eine Anzahl von herbeigeschafften Booten beigegeben waren. Das Korps unter General Vogel von Falckenstein versammelte sich am 9. Juli bei und um Hobro. Es hatten sich ihm außer den Offizieren seines Stabes eine ungewöhnlich große Anzahl von sog. Kriegsbummlern angeschlossen, unter denen sich auch der elegante und liebenswürdige Prinz Albrecht (Vater) von Preußen befand.

Baron Gablenz begann seinerseits den Vormarsch am 7. Juli von Veile aus. Beide kombinierten Korps stießen auf ihrem Vormarsche weder auf Widerstand von seiten der Dänen, noch auf volle Kassen; beides hätte man nicht ungern gesehen. Aber die Dänen unter General Hegermann-Lindencrone hatten sich links seitwärts gegen Frederikshavn zurückgezogen, den Inhalt der Kassen mitgenommen und sich bei genannter Festung auf schwedische Schiffe eingeschifft und nach Fünen übersetzen lassen. Der Uebergang über den Lijmfjord fand am 14. Juli statt. Feindliche Schiffe zeigten sich nur zwei, die aber keine Lust zu haben schienen, sich in einen Kampf einzulassen, denn sie zogen sich bei Ansicht der heranmarschierenden Truppen und der Aufstellung von Geschützen am Strande gegen das Meer zurück.

So rückte das Expeditionskorps, immer länger und dünner werdend, wie das Land war, das es durchzogen, bis an das Ende, d. h. bis nach Skagen, den nördlichsten Punkt von Jütland. Der letzte Teil dieses Zuges gestaltete sich mehr wie eine Landpartie im Wüstensande als wie eine militärische Aktion. Nach Skagen waren Husaren vorausgeschickt worden, um den Platz zu besetzen. Die Bewohner dieses kleinen Ortes waren von dem unerwarteten Besuch auf das höchste überrascht. Die Husaren pflanzten die österreichische und preußische Fahne in der Nähe des Leuchtturmes auf. Ihnen folgte bald eine ganze Karawane von Wagen, mit Prinz Albrecht von Preußen und General Vogel von Falckenstein an der Spitze. Die anderen Wagen enthielten die übrigen Offiziere, die freiwillig den allgemach so friedlich gewordenen Kriegszug mitmachten. Alle Erwähnten hatten die schöne und hohe Befriedigung, friedlich in das so oft sturmbewegte Kattegat gesehen zu haben.

Auf der anderen Seite ließ Baron Gablenz, da er sah, daß man auf keinen Feind stieß, die zweite seiner Brigaden, Piret de Bihain, bei Veile und Brande zurück. Der Marsch gegen den Lijmfjord gestaltete sich durch schlechte Witterung, versandete und dann wieder versumpfte Wege für all das schwere Fuhrwerk, das mitgeschleppt wurde, sehr schwierig und langsam. Trotzdem erreichte die Kolonne am 13. Juli das Ufer gegenüber der Stadt Nykjöbing auf der Insel Mors. Abends begann der Brückenschlag, der bald beendet war. Feuerzeichen benachrichtigten die Bewohner von dem Einmarsch des Feindes. Die Oesterreicher waren erstaunt über die dichte Bevölkerung der Insel, was aber eine Sinnestäuschung war. Es hatten sich auf sie viele Bewohner der nächstliegenden Umgebung geflüchtet, und es waren auch große Mengen von Pferden, Vieh,

Getreide und anderen Lebensmitteln dorthin gebracht worden. Die Kassen waren aber auch hier leer. Es mußten sich also die Requisitionen allerorts in Jütland auf Pferde, Vieh und Viktualien u. s. w. beschränken, womit ich nicht sagen will, daß dieses Beschränken ein Geringes bedeuten soll. Mit der Wegnahme von Vieh und Pferden war man sehr mitleidslos.

Jetzt blieb wohl Dänemark nichts weiter übrig, als Frieden zu schließen, um so mehr, als die guten Freunde es treulos verlassen hatten. Denn als es sich an diese wandte, bogen sie ab und wiesen auf den direkten Verkehr mit den Regierungen der verbündeten Mächte. In Kopenhagen hatte das Ministerium gewechselt, und das neue Ministerium suchte sofort bei den zwei Großmächten um eine Verlängerung der Waffenruhe zur Einleitung von Friedenspräliminarien an. Diese Verlängerung wurde zwar bis zum 3. August gewährt, doch einigten sich die seit 25. Juli in Wien tagenden Abgesandten der in Frage kommenden Mächte schon bis 1. August über die Friedenspräliminarien. Oesterreich entsandte zu denselben den Grafen Rechberg-Rothenlöwen und den Gesandten in Kopenhagen Freiherrn von Brenner-Felsach. Preußen wurde durch Graf Otto Bismarck von Schönhausen und Freiherrn von Werther, und Dänemark durch Minister Quaade und Oberst von Kaufmann vertreten. Damit waren in diesen wichtigen Verhandlungen die zwei alten Freunde von Frankfurt her, Bismarck und Rechberg, wieder beisammen, die miteinander im Aeußern und Innern so wenig Aehnlichkeit hatten.

Nach diesen Friedenspräliminarien blieb Jütland von den Verbündeten bis zum Abschluß des definitiven Friedens auf Kosten Jütlands besetzt.

Die Friedensverhandlungen gestalteten sich sehr schwierig. Auf der einen Seite zeigte sich Dänemark sehr hartnäckig und schlau und ließ auf Hintergedanken schließen. Andererseits stimmten die zwei kriegführenden verbündeten Mächte in dem, was sie erreichen wollten, nicht mehr überein, so daß es schon den Anschein hatte, als ob Preußen allein den Krieg fortzusetzen und bis nach Kopenhagen zu tragen entschlossen sei. Endlich kam der ewige Friede, wobei das „ewig“ wieder nicht definiert wurde, am 30. Oktober zustande. Der Austausch der Friedensakte fand aber erst am 16. November statt. Nun begann der Rückmarsch aus Jütland, der noch vor Ende des Monats durchgeführt wurde. Ohne die weiteren Fragen zu berühren, die hinsichtlich der militärischen Besetzung der schleswig-holsteinischen und lauenburgischen Lande zur Sprache kamen, erwähne

ich nur, daß vorderhand vom österreichischen Korps die Brigade Kalik zurückblieb, die anderen in die Heimat dampften, und von diesen die zwei Brigaden Nostitz und Tomas am 30. November feierlichen Einzug vor Seiner Majestät in Wien hielten.

Für mich war der Feldzug schon bei Beginn der Friedenspräliminarien beendet, nicht aber der Rheumatismus, den ich mir geholt hatte und dem zuliebe ich vorerst einen kurzen Urlaub nach Hamburg, dann aber, als der Frieden gesichert schien, einen längeren nach Wiesbaden zum Gebrauche der dortigen Bäder nahm. Daß ich den Einzug in Wien nicht mitmachen konnte, tat mir leid genug.

Es erscheint mir eine Pflicht gegen die Offiziere meiner Waffe, die mir in diesem Feldzuge zur Seite standen und von denen meines Wissens nur noch einer lebt, am Schlusse der Erzählungen über den erlebten Feldzug ihrer zu erwähnen. Sie waren alle, ausnahmslos, bei den ihnen übertragenen, so verschiedenen Arbeiten von einem Eifer und von einer Pflichttreue, die über jedes Lob erhaben ist, und ich gedenke ihrer heute noch mit ebenso großer Achtung als voll kameradschaftlicher Zuneigung! Ihre technischen Leistungen wurden auch allerseits im Korps und Allerhöchsten Ortes anerkannt und belohnt.

Die Früchte, die Oesterreich aus diesem siegreichen Feldzuge zufielen, waren sehr gering. Was von den Kriegsentschädigungen, für welche die eroberten Lande aufzukommen hatten, in österreichische Kassen floß, weiß ich nicht, aber Land und Leute fielen uns keine zu. Wir mußten uns damit begnügen, sagen zu können, wir hätten redlich dazu beigetragen, das Deutsche Reich zu vergrößern und zu vermehren, unseren Verbündeten die eroberten Lande als neue schöne Provinz überlassen, und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich in diesem Kriege den Keim zu dem von 1866 erblicke.

Man hatte sich in dem abgelaufenen Jahre, was Kampfesweise und die dabei in Verwendung gekommenen Waffen betrifft, bis zur Neige kennen gelernt. Die Preußen wußten sich in letzterer Beziehung uns weit überlegen, ebensogut aber auch, daß, wenn wir zu anderen, schneller feuernden Gewehren und ballistisch höherstehenden Geschützen greifen wollten, dies so bald nicht werde geschehen können. Die Neubewaffnung einer großen Armee bedarf eben langer Zeit. Diese wollte man uns aber offenbar nicht gönnen, und es mag dazu beigetragen haben, daß der Bruderkrieg vom Jahre 1866 so schnell nach 1864 folgte.

Auf meine eigenen Erlebnisse zurückkommend, erwähne ich, daß mein Aufenthalt in Hamburg, wo ich in einem an der großen Alster

gelegenen Hotel sehr gut wohnte, sich ganz angenehm gestaltet haben würde, wenn ich nicht so arg von rheumatischen Schmerzen geplagt gewesen wäre. Nachdem die konsultierten Aerzte mir aber klipp und klar sagten, daß, wenn man Rheumatismus erhalten wolle, man nach Hamburg kommen, wenn man ihn aber verlieren wolle, man von Hamburg wegziehen müsse, so nahm ich mir vor, nach Wiesbaden zu übersiedeln und den Rheumatismus dem dortigen Schwefel zu übergeben. Trotzdem entschloß ich mich, bevor ich nach Wiesbaden zog, einen längst gehegten Wunsch von mir und meiner Frau zu erfüllen, Berlin zu sehen und daselbst meinen lieben Freund, Oberstleutnant Knappe von Knappstädt, der Kommandant des Gardeschützenbataillons war, aufzusuchen. Ich holte meine Frau in Münster ab und wir fuhren zusammen auf dem kürzesten Weg nach Berlin, wo wir uns in einem ersten Hotel Unter den Linden einlogierten. Am Tage nach der Ankunft ging ich mit meiner Frau Unter den Linden spazieren. Eine königliche Equipage kam uns entgegengefahren. Ich erkannte in ihr sofort Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen Friedrich von Preußen, der mir in Schleswig-Holstein öfters die Ehre hatte zuteil werden lassen, mit mir zu sprechen. Ich ließ meine Frau stehen, machte Front und salutierte. Der Kronprinz erkannte mich, ließ den Wagen halten, winkte mir heranzutreten und stellte mich nach einigen freundlichen Begrüßungsworten Ihrer Königlichen Hoheit seiner Gemahlin vor, ließ es aber nicht dabei bewenden, sondern lud mich gleich auf den nächsten Tag zum Diner ein und bemerkte hierbei noch: „Aber ganz kommod, ohne Hut, nur in Kappe, wir sind ganz en famille.“ Das Diner war eines der angenehmsten, das ich je mitmachte; abgesehen von der Güte des Mahls war die Liebenswürdigkeit des königlichen Paares so außerordentlich, daß ich darob förmlich gerührt war. Der Kronprinz hatte aber auch mit seiner Leutseligkeit alle Herzen in Schleswig-Holstein, d. h. bei dem dortigen Armeekorps, erobert. Nach dem Essen wurde im Garten der Kaffee serviert und dann Krocket gespielt, bei welchem sich die Kronprinzessin, ihre Hofdamen und, wenn ich mich recht erinnere, ein Kämmerer und ich beteiligten. Seine Königliche Hoheit der Kronprinz spielte nicht mit, sondern rauchte seine Pfeife. Als ich ins Hotel zurückkam, waren die ersten Worte meiner Frau: „Das Diner hat schön lange gedauert.“

Die nächsten drei Tage benutzten wir dazu, Berlin, soweit es diese kurze Zeit gestattete, uns anzusehen. Dann reisten wir zurück, ich nach Wiesbaden, meine Frau nach Röhndorf. Ich wohnte in Wiesbaden im Hotel Adler, das hinsichtlich der Bäder ganz außer-

ordentlich eingerichtet war, dabei alles äußerst gut und billig bot. Meine Frau mit den Kindern rückte, nachdem ich eine passende Privatwohnung für sie gefunden hatte, in Wiesbaden ein. Ich blieb der Bäder wegen im Hotel.

Dieser Aufenthalt dort gestaltete sich für uns alle um so angenehmer, als wir daselbst gute Bekannte fanden, die sich unserer in gesellschaftlicher Beziehung annahmen, und ich gleichzeitig entschiedene Besserung meines Leidens empfand, was mich auch in den Stand setzte, wieder Violine spielen zu können. Ich saß bei der Table d'hote neben einer sehr schönen, jungen Russin, die mit ihrem schwerkranken Schwager und dessen Frau, ihrer Schwester, zum Kurgebrauche in Wiesbaden war. Der Mann war ein reicher Bankier aus Moskau. Die junge Russin spielte sehr schön Klavier, und so ergab sich sehr bald ein Duettieren mit ihr. Meine Frau, die diese Russinnen auch kennen lernte, war ganz enchantiert von ihnen.

In Wiesbaden erhielt ich meine Ernennung vom 27. November zum Geniedirektor nach Graz, über welche neue Bestimmung meine Frau, ich und die Kinder sehr glücklich waren.

Neuntes Kapitel

Graz

(1865 und 1866)

Ich reiste schon vor Ablauf meines Urlaubs gegen Mitte Dezember nach Wien. Wie immer, gab es dort für mich überaus viele dienstliche und private Geschäfte, Besorgungen und Einladungen aller Art. Zweimal war ich bei meinem hohen Chef, Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Leopold, ferner sowohl dienstlich wie beim Diner bei Seiner Kaiserlichen Hoheit Feldmarschall Erzherzog Albrecht und endlich in Audienz bei Seiner Majestät selbst in der Militärkanzlei. Ueberall wurde ich aufs gnädigste empfangen, insbesondere belobte mich mein hoher Chef für die Berichte, die ich ihm geschrieben hatte und die, wie er mir mitteilte, ob ihrer wahrheitsgetreuen Schilderungen allerorts gefallen hätten. ‚Allerorts?‘ dachte ich mir, ‚das ist fatal, denn dafür waren meine Berichte nicht verfaßt.‘ Eine ähnliche Bemerkung über diese Schriftstücke machte mir der Erste Generaladjutant Seiner Majestät, Feldmarschalleutnant Franz Graf Folliot de Crenneville, anläßlich meiner Aufwartung bei ihm. Er meinte sogar: „Auch Seine Majestät hat Ihre Berichte mit dem größten Interesse gelesen.“ Ich aber sagte mir: „Wenn ich gewußt hätte, daß meine Briefe gleich als Zirkular verwandt würden, so hätte ich manches anders geschrieben.“ Indessen, es war geschehen, daran ließ sich nichts mehr ändern, und geschadet haben sie mir nicht, vielleicht sogar genutzt.

Nun galt es, unsere in der Josefstadt seit dem Jahre 1859 untergebrachten Habseligkeiten, die ein eigenes Logis von vier Zimmern nebst Zubehör beansprucht hatten, nach Graz zu spedieren, wohin ich gegen Ende Dezember den Sachen vorausging. Am meisten freute ich mich, endlich wieder in den Besitz meiner Nikolaus-Amati-Violine gelangt zu sein. In Graz stieg ich im Gasthaus zum Erzherzog Johann ab. Während des Frühstücks am nächsten Morgen schlug jemand neben mir im Vollbewußtsein seines Nichtkönnens eine Zither. Um ihn zum Schweigen zu bringen, ließ ich auf meiner Violine eine Kreuzersche Etüde los, was zur Folge hatte, daß die nachbarliche Zither schwieg. Ich setzte mein Frühstück fort. Auf einmal erklang von der anderen Seite die Othellophantasie von Ernst, so vorzüglich vorgetragen, daß ich sofort nach dem Zimmer-

kellner läutete, um ihn zu befragen, wer der nachbarliche Violinspieler sei. Er sagte, das sei der berühmte Violinvirtuos Laub, der hier Konzerte geben würde. Den kannte ich nun von Wien her, ging daher sofort zu ihm, begrüßte ihn und bat ihn um Verzeihung ob meiner Violinbelästigung. Er meinte: „Durchaus nicht notwendig, im Gegenteil, wenn Sie Duette haben, komme ich hinüber und wir spielen Duette." Und so spielte ich mit dem so berühmten Violinspieler Laub am ersten Tag in Graz Spohrsche Violinduette. War das ein Vorzeichen für all die musikalischen Genüsse, die ich in den Jahren meines Aufenthaltes in Graz erleben sollte? Fast möchte ich es glauben.

Wohnung, d. h. nahezu ein ganzes Haus mit großem Garten, Stall, Remise und Zubehör für Kutscher und Pferdewärter in der Beethovenstraße, war bald gefunden und in Miete genommen. Die Möbel kamen an und die Einrichtung ward schnell durchgeführt. Als meine Frau anfangs Januar in Graz ankam, fand sie bereits zu ihrer vollen Zufriedenheit alles in bester Ordnung. Also endlich wieder ein Home, frohlockte ich, aber dieses Home gestaltete sich leider in den nächsten Jahren weder wie es meine Frau noch ich wünschten. Es traten schwere Zeiten für uns ein, in die wir uns freilich beide hätten ergeben können, wenn unsere Naturen und Temperamente danach angetan gewesen wären. Dennoch lebten wir, unseren gesellschaftlichen Train fortführend, in scheinbar heiterer Stimmung so weiter. Wir machten selbst Haus, besuchten viele Familien, die, wie man sagt, empfingen, und Gesellschaften, Diners, Soupers, Kartenspielabende, auch Tanzunterhaltungen gaben, besuchten Theater, Konzerte und zeichneten uns gesellschaftlich nur dadurch aus, daß bei uns wöchentlich einmal Kammermusikabende veranstaltet wurden. Es vereinigten sich hierbei tüchtige musikalische Kräfte, denen sich Künstler, die in Graz Konzerte gaben, zugesellten. So Laub, Sivori, Remenyi, Pott, auch der bekannte Klaviervirtuose Eduard Stocker, sowie der sehr jugendliche Student Schuch, der spätere Hofkapellmeister in Dresden, u. a. Die Zuhörer wurden hierbei von mir in zwei Klassen geteilt. Die eine, die wirklich gute Musik hören wollte, blieb, hörte und soupierte in dem Zimmer, wo wir spielten. Die andere, denen die Musik nur Unterhaltung war, weilte und konversierte im Salon meiner Frau und mußte dort den Tee einnehmen. Dieses Privatvergnügen konnte ich mir bei den Dienstgeschäften, welche die Führung der Geniedirektion mit sich brachten und die nicht meine ganze Zeit in Anspruch nahmen, wohl erlauben. Da wir Equipage hielten, bot sich uns auch oft

Gelegenheit zu Spazierfahrten und weiteren Ausflügen, zu denen die schöne Umgebung von Graz wie geschaffen war.

Bei unseren Kammermusikabenden fehlte es nicht an komischen Szenen. So handhabte die zweite Violine ein ehemaliger Ulanenoffizier, nunmehriger Statthaltereibeamter. Er ritt gut und schneidig und war das Faktotum für Herrichtung vieler verrissener Pferdemäuler und stützig gewordener Pferde. Die Violine behandelte er bescheiden, aber sehr eifrig. Sein Eifer ging sogar derart auf seine Gesichtsmuskeln über, daß diese sein ganzes Notenspiel mitmachten. Ich mußte mich immer in acht nehmen, ihn nicht anzusehen, weil sein Mienenspiel mich unwillkürlich zum Lachen reizte. Die musikalischen Fähigkeiten meines Herrn Barons hatte ich schon hinlänglich erprobt, nun wollte er mir auch seine Reitkunst vorführen. Ich hatte einen prachtvollen Schimmel arabischer Abkunft, der außerordentlich gut geritten war und gut ging, wenigstens solange er wollte. Aber manchmal wollte er auch eben nicht und dann scheute er vor allem, was er noch nicht kannte. Insbesondere waren ihm Geräusch und Bewegung von Mühlrädern contre cœur. Eines Tages konnte ich ihn nur schwer bei einer Anzahl solcher Räder vorbeibringen und kam bitterböse darüber nach Hause. Am nächsten Tag, denn ich war auch eigensinnig, nahm ich mir meinen Reitknecht mit. Er sollte links von mir auf der Seite der Mühlräder reiten und mit mir bei diesen vorbeikommen. Aber mein Schimmel ließ sich nicht täuschen und versuchte wiederholt umzukehren. Ich hatte Mühe, den Reitknecht vorauslassend, so die Räder zu passieren. Mißmutig und verärgert kam ich nach Hause und klagte mein Leid dem Herrn Baron. „Na, das möchte ich sehen, ob der Schimmel mir nicht parieren würde," meinte er; worauf ich erwiderte: „Bitte, er steht Ihnen morgen zur Verfügung, machen Sie mit ihm, was Sie wollen." Am nächsten Tag ritt er ihn und kam reitend nach Haus, aber wie! Ganz erhitzt, rot im Gesicht, Haare und Schnurrbart in Unordnung, das Pferd im Maul und an den Weichen blutend, an den Hinterbacken ganz beschmutzt. Ich fragte gleich: „Nun, ist er vorübergegangen?" Er meinte: „Ja!" — „Aber wie," fragte ich, „es scheint ein harter Kampf gewesen zu sein; er ist ja ganz blutig und ganz beschmutzt. Was ist da geschehen?" — „Ja," meinte der Herr Baron, „der Kerl ist ja ganz stützig und drückte mich mit einem Ruck an eine Planke, daß dieselbe mit Gekrach zusammenfiel." Darüber war der Schimmel derart erschrocken, daß er mit einem Satz auf die Mitte der Straße sprang und nach vorwärts bei den Mühlrädern — ob mit oder ohne Willen des Barons, sei dahingestellt —

vorbeigaloppierte. Seit der Zeit schätzte ich des Barons Geigenspiel, so minderwertig es war, doch noch höher als die Feinheit seiner Reitkunst. Den Schimmel mußte ich vom Bereiter Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Heinrich vom Grunde aus neu abrichten lassen, was Zeit und Geld kostete. Geld kostete aber auch die Planke, die der Herr Baron mit dem Schimmel eingedrückt hatte. Ich ging am nächsten Tag zu dem betreffenden Eigentümer, entschuldigte mich ob des Geschehenen, zahlte die Planke und war froh, nicht noch wegen Sachbeschädigung verklagt zu werden. Als ich ihn fragte, wie die Geschichte zugegangen sei, schilderte er mir den Vorgang und meinte, den Kopf schüttelnd: „Herr Oberstleutnant, dem Reiter vertrauen Sie kein Pferd mehr an.“ Der Schimmel tat mir noch drei Jahre sehr gute Dienste. Ich verkaufte ihn schließlich an einen Trientiner ohne Verlust. In welchen Gebirgsschlund er jenen warf, habe ich nicht erfahren.

Der Violoncellspieler war ein Tiroler, in seinen Manieren und in seiner Sprechweise ebenso derb als tüchtig in seinem Spiele. Damals war er daran, die Staatsprüfung zu machen. Hernach brachte er es ziemlich rasch zu einer hohen Beamtenstellung. Als ich einmal meinte, es sei mir nichts unangenehmer als das Distonieren und Zwischen-den-Noten-Herumkrabbeln, antwortete er: „Herr Baron haben ganz recht. Jeder kann einmal statt einem A ein As nehmen, aber hören soll man's wie bei Ihnen, Herr Baron!“

Durch die Bekanntschaft mit dem Violinvirtuosen Sivori machte ich auch die mit der Schwester meiner Amati-Violine. Es scheinen Zwillingsschwestern gewesen zu sein, wenigstens deuteten die Jahreszahl der Geburt, die ganz gleichen Körpermaße, der Lack wie auch die Weichheit und Gleichheit ihres Klanges darauf hin. Hätte ich meine so zu behandeln gewußt wie genannter Künstler seine, so müßte es ein wahrer Hochgenuß gewesen sein, in Duetten beide zusammen erklingen zu hören. Sivori war einer der größten Künstler, ganz besonders in der Bogenführung. Er war jeder Hexerei auf der Violine mächtig.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von Josef Hellmesberger, dem mittleren in den drei Generationen dieser Geigerfamilie, der mich ersuchte, ich möchte der Frau Wild, die im Grazer Theater als Donna Anna in „Don Juan“ von Mozart aufzutreten wünsche, behufs früheren Bekanntwerdens in den Grazer musikalischen Kreisen behilflich sein. Genannte Dame war in Wien als Oratorium- und Kirchensängerin sehr bekannt. Zum Theater wollte sie wegen ihres Aeußeren nicht gehen. Familiäre und finanzielle Gründe brachten

sie aber schließlich doch dazu, die Bühnenlaufbahn zu wählen und, kann ich gleich hinzufügen, wie viele Hunderttausende sind ihr für diese Wahl dankbar! Denn wer sie je gehört, dem wird ihr an Stimme und Kunst phänomenaler Gesang unvergeßlich bleiben. Ich lud Frau Wild und eine große Anzahl unserer Bekannten zu zwei musikalischen Abenden ein. Sie sang Lieder und Arien in hinreißendster Art, jede Note ein Treffer ins Schwarze. Alles war entzückt und alles freute sich auf ihr Auftreten. Das Theater war voll, die Leistung von Frau Wild glänzend und der Weg zu ihrer Karriere geebnet. Wie oft habe ich später, als ich ihrem Gesange in Wien voll Entzücken lauschte, an diese zwei Abende zurückgedacht! Die große Künstlerin hat leider in furchtbarer Weise, wie bekannt, ihr Leben geendet.

Eine bis in alle Details korrekte Klavierspielerin war auch die Gattin meines zweiten Violinspielers, mit der insbesondere der große Violinist Laub sehr gern spielte. Was hatten diese zwei in das berühmte Forellenquintett von Schubert hineinzulegen gewußt!

Ein gelungener Kauz war der bekannte ungarische Violinspieler Remenyi. Ungarische Weisen spielte er unübertroffen, aber auch anderes. Hingegen war ein klassisches Quartett nicht seine Sache. Er lud sich selbst bei mir zur Musik ein. Damit war ein Honorar ausgeschlossen. Wir baten ihn, er solle den fugierten letzten Satz aus dem dritten Beethovenschen Quartett, op. 59, mitspielen. Er setzte sich hin und schlug ein Tempo ein wie bei einem ungarischen Friß. Wir Partner spannten bei dem Tempo bald aus und der Satz blieb ungespielt. Nachher spielte er mit der Frau des öfter erwähnten Barons Ungarisches ganz entzückend. Beim Souper blinzelte er in begehrender Art nach den schönen venezianischen Gläsern und Vasen, die auf unserem Büfett aufgestellt waren. Er meinte, wir könnten ihm einige davon als Andenken an diesen Abend überlassen. Er sei ein großer Kenner, Liebhaber und Sammler von derlei Sachen. Ich drückte ihn zwischen den anderen in einem Momente zur Türe hinaus, in dem er entschieden keine Zeit hatte, mich an sein Begehr zu erinnern; aber ein Kompliment erhielt ich von ihm über mein Violinspiel. Er sagte mir: „Sie sind der einzige Dilettant, den ich kenne, der nicht kratzt." Konnte ich nicht mit Recht nach solchen Komplimenten auf mein Barbitonspiel stolz sein? Damit muß ich mich aber selbst zwingen, zu schließen, denn die Erinnerung an so viele schöne musikalische Genüsse würde mich weich und zu breit machen. Mit 80 Jahren singen wenige mehr auf der Violine; ich auch nicht, denn die Augen haben mich verlassen.

Der Winter verschwand und damit kam die Zeit, wo bei uns in Oesterreich jeder gebildete Mensch der Neuzeit aufs Land geht, selbst in Graz, obgleich die Stadt alle Eigenschaften besitzt, daß man es dort im Sommer aushalten könnte. Werden aber Doktoren noch dazu befragt, so fehlt es auch an zahllosen Bädern nicht, wo kranke Körper, Nerven und Seelen Heilung finden können. Meiner Frau wurde das Bad Neuhaus in Steiermark empfohlen, und sie rutschte in dieses schön gelegene, aber damals noch ziemlich urwüchsige Bad auf einige Wochen hinunter und nahm Logis in einem besseren Bauernhaus. Ich reiste von Graz öfter zu ihr, war aber doch froh, als dieser Badeausflug, der ihr übrigens sehr wohlgetan hatte, zu Ende war.

Unsere Kinder machten uns sehr viel Freude. Sie entwickelten sich körperlich und geistig gut, und alle drei hätten uns vollauf befriedigen sollen. Leider konnte aber Klara nie ganz der Mama Wohlgefallen erlangen. Das Kind war und blieb ihr gegenüber das Aschenbrödel, das in allen strittigen Fällen stets Unrecht bekam. Die Mutter konnte, wie sie sagte, mit ihr nicht fertig werden, und so kam sie auf den sonderbaren Gedanken, das Kind in dem Orte, wo wir wohnten, fremder Pflege zu übergeben. Ich verstand so etwas nicht und war anfänglich dagegen. Aber es geschah doch. Gottlob war die Dame, der man Klara anvertraut hatte, eine sehr glückliche Wahl und nahm unbestritten guten Einfluß auf das Kind und durch dieses auch auf meine Frau. Wie lange Klara in erwähnter fremder Pflege blieb, ist mir nicht ganz erinnerlich. Vor meinem Abgang nach Italien war sie jedenfalls wieder zu uns zurückgekehrt.

Sommer und Herbst vergingen, der Winter nahte und mit ihm das Gesellschaftsleben, wie ich es früher geschildert. Nun kamen schwere Zeiten. Bisher hatte sich Frau Sorge nur durch unsere eigene Schuld bei uns eingefunden. Jetzt kam sie aber plötzlich ungerufen. Hans kränkelte, sah nicht gut aus, klagte über Halsweh und Schmerzen beim Schlucken. Man sah von außen, daß der Hals geschwollen war. Wir ließen Professor Heschl kommen und erbaten uns seinen ärztlichen Rat. Leider war die Untersuchung des Gelehrten nicht gründlich und das Verschriebene nicht heilbringend genug. Statt besser ging es dem Knaben schlechter, und als das Kindermädchen auf gewisse Erscheinungen aufmerksam machte, war die Krankheit so weit vorgeschritten, daß der herbeigerufene Arzt sofort die Mithilfe eines anderen, d. h. ein Konsilium verlangte. Es war nicht eine Erkältung gewöhnlicher Art, die sich auf die Halsorgane geworfen hatte, sondern eine Nierenkrankheit, die sich schon

überallhin ausgebreitet hatte und sich bereits in angeschwollenen Füßen bemerkbar machte. Ich wurde von dem Zustand vollkommen wissenschaftlich ins klare gesetzt und für die nächste Zeit zum chemischen Untersuchungskommissär ernannt. Hans mußte natürlich ins Bett, bedurfte der aufmerksamsten Pflege bei Tag und Nacht. Wir mußten die Flüssigkeiten, die er einnahm und die von ihm abgingen, abmessen, denn das Wasser stieg und bedrohte schon das Herz. Die Krise verlangte vor allem, daß er in Schweiß gerate, damit ein Wasserabgang erzielt werde. Um dies zu erreichen, wurde dreimal des Tages und auch in der Nacht der ganze Körper mit Rauberessig eingerieben und das Mittel half. Reichlicher Schweiß trat ein und damit auch die Wendung zum Bessern. Hansens gute Natur überwand das Akute der Krankheit ziemlich schnell, aber nicht so bald alle Spuren der erkrankten Niere, über die aber auch seine Jugend und die Pflege mit der Zeit hinweghalfen. Aber eines blieb für immer verschwunden, das so frische Rot und Weiß seiner Wangen. Aber gottlob konnte Madame Sorge jetzt wieder gehen, und fast schien es, als ob dieser Fall dazu bestimmt gewesen wäre, die Harmonie zwischen den Eltern ganz wiederherzustellen.

Das Jahr 1866 kam heran. Die Frühlingslüfte waren aber schwül. Sie brachten Unruhe und Beklemmungen in die Völker Oesterreichs. Man hörte von allen möglichen politischen Auseinandersetzungen der Großmächte, hörte, daß sie sich immer mehr zuspitzten, und fühlte und sah das Endresultat dieses politischen Für und Wider in ein Wort sich zusammenballen, das „Krieg" heißt.

In Oesterreich hat man das Bündnis mit Preußen vom Jahre 1863 in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zwar nie mit Sympathie angesehen. Aber Oesterreich war immer bereit einzutreten, auch ohne Eigennutz, wo es galt, deutsche Ehre und deutsches Land zu wahren. Die vielfachen Einsprüche von anderen Staaten förderten dieses Bündnis, in das Oesterreich leider einging, ohne sich über das Endresultat zum voraus mit seinem Bundesgenossen zu verständigen. Nach Abzug des sächsischen und hannoverschen Bundeskontingentes aus Schleswig-Holstein blieben in den eroberten Provinzen Schleswig und Holstein eine österreichische und zwei preußische Brigaden als Besatzung zurück. Die beiden Provinzen, die nach dem Friedensvertrag vom 30. Oktober 1864 ausdrücklich an die Monarchen von Oesterreich und Preußen abgetreten waren, wurden in beider Namen von dahin delegierten Kommissären regiert.

Aber dieses gemeinschaftliche Regieren lag nicht in den Zukunftsintentionen Preußens. Das Kabinett Bismarck wollte die zwei

Provinzen weder mit dem entfernt gelegenen Oesterreich teilen noch sie dem Deutschen Bunde überlassen. Noch mehr zielte die Politik Bismarcks, die er selbst eine von Blut und Eisen nannte, darauf hin, Oesterreich aus seiner bisherigen Stellung in Deutschland zu verdrängen und es, wie er sich selbst ausdrückte, zu veranlassen, seinen Schwerpunkt nach Pest-Ofen zu verlegen. Daß ein so großes Ziel nicht ohne einen Krieg mit Oesterreich zu erreichen sei, wußte der weitsehende Staatsmann Bismarck ganz gut. Er wußte aber auch, daß Oesterreich nicht so leicht zu besiegen sein werde, und deshalb sah er sich nach einem Bundesgenossen um, der ihm helfe, sein Ziel zu erreichen. In wem hätte er leichter einen solchen Bundesgenossen gefunden als in Italien! Oesterreich, von Süden und Norden angegriffen, mußte seine Kräfte teilen und auf einer oder der anderen Seite in der Minderzahl erscheinen.

Und doch war dies nicht das Höchste, was Bismarck leistete und erreichen wollte. Sein weitsehender Geist dachte schon daran, daß, wenn Oesterreich niedergekämpft sei, er es für seine ferneren Zwecke als Bundesgenossen brauche und daß man daher einen Sieg über Oesterreich nicht so weit ausnutzen dürfe, daß ein künftiges Bündnis undenkbar werde. Und so entstand ein Stück Weltgeschichte, wie es vielleicht noch nie dagewesen ist. Zwei Großmächte kämpfen gegen eine dritte. Italien, die südliche, wird zu Land und zu Wasser besiegt und gewinnt eine blühende, volkreiche Provinz. Die nördliche, Preußen, siegt und verlangt beim Friedensschluß weder Land noch Leute und nur 20000000 Taler Kriegskostenentschädigung, weil es die künftige Freundschaft Oesterreichs höher schätzt als materiellen Gewinn. Dem großen Manne schwebte schon der künftige Dreibund in seinem Riesengeiste vor. Das merkwürdigste, was aber dabei passierte, ist wohl, daß Oesterreich Bismarck noch dankbar sein muß, daß er so energisch gegen die weitere Ausnutzung des Sieges, wie sein Monarch und dessen Heerführer es vorhatten, Stellung genommen hat.

Wie 1859, und überhaupt wohl meistens in solchen Fällen, ging auch im Jahre 1866 der militärischen Niederlage die politische voraus. Wenn wir aber hierbei auch die Geistesgröße Bismarcks bewundern müssen, so dürfen wir noch mehr die Seelengröße unseres erhabenen Monarchen hochhalten, die er bei allen Schicksalsschlägen immer zu bewahren gewußt hat, und wie er unter voller Resignation seiner selbst unentwegt die Pflichten gegen sein Land und seine Untertanen erfüllte, so daß diese Herrschertugenden ihm trotz der verlorenen Schlachten und Provinzen die Liebe seines Volkes zu allen Zeiten

sichern werden. Und mit welcher beinahe sprichwörtlich gewordenen Ritterlichkeit ist er später seinen früheren Gegnern immer entgegengekommen! Wie zeigte sich diese Seelengröße zum Beispiel bei dem glänzenden Empfange, den unser erhabener Herrscher seinem zwar nahen Verwandten, aber steten Gegner, dem Könige von Italien Viktor Emanuel, im Jahre 1873 bei der Weltausstellung zuteil werden ließ! Wahrhaft rührend gestaltete sich auch der Empfang, den unser ritterlicher Kaiser der Witwe Napoleons III., der Exkaiserin Eugenie, in Ischl im Jahre 1906 zu bereiten wußte. Und doch war deren Gemahl der Urheber des Krieges 1859, bei dem wir das lombardische Königreich verloren und die anfangs nicht ohne Grund erhoffte Hilfe des übrigen Deutschlands einbüßten.

Seit der Eroberung der Elbherzogtümer war die Diplomatie in steten Verhandlungen über die endliche Regelung der diesbezüglichen Fragen. Gegen Ende des Jahres 1865 wurden diese Verhandlungen akut und anfangs 1866 spitzten sie sich immer drohender zu. Die Hoffnung, die man einige Zeit auf die persönliche Begegnung zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen sowie auf die Gasteiner Abmachungen vom 20. August 1865 setzte, waren längst geschwunden. Bismarck kehrte sich an diese so wenig als an alle anderen, die ihm von Oesterreich, sowie von deutschen Bundesstaaten gemacht wurden. In der Frage der Erbansprüche auf die zwei Elbherzogtümer wußte er sogar durch die Kronjuristen Preußens eine Schrift verfassen zu lassen, aus der hervorgehen sollte, daß Preußen ebensogut ein Erbrecht auf selbe habe wie andere Prätendenten. Geglaubt hat wohl niemand an diese Rechte.

Bei der drohenden Kriegsgefahr war es natürlich, daß ganz Deutschland, Oesterreich und Italien, das bereits einen Bund mit Preußen abgeschlossen hatte, rüsteten. Mitteleuropa strotzte schon in Waffen; die Rüstungen gaben selbstverständlich, wie immer, Anlaß zu gegenseitigen Vorwürfen und Anklagen. Der Bund mit Italien genügte Bismarck nicht. Er wollte sich auch der deutschen Bundesgenossen versichern. Sein Wahlspruch lautete ungefähr: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich. Entscheidet euch, denn wer nicht pariert, riskiert annektiert zu werden. Offenbar war der Leib Preußens dem großen Kanzler schon lange viel zu klein. Er verfügte über einen von jeher außerordentlich guten Appetit, bei dem er für das Aufzunehmende wenig wählerisch zu sein brauchte, nachdem der Leib mit ausgezeichneten Verdauungsorganen bedacht war.

Doch nun zurück von den großen politischen Fragen zu den

kleinen meines eigenen Lebens! Ich tue dies um so lieber, als mich die Spitzfindigkeiten, willkürlichen Verdrehungen und Negierungen aller Art mit gerechtem Abscheu erfüllen. Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866 erschienen nach Feldakten bearbeitet durch das k. u. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte in den Jahren 1867 bis 1869. Meine Erlebnisse in diesen Kämpfen waren für den großen Gang derselben von so geringer Bedeutung, daß ich es ganz natürlich finde, wenn ihnen in dem erwähnten offiziellen Werke nur wenige Blätter gewidmet sind. Für mich waren sie von desto größerer Wichtigkeit und steter Erinnerung. Jedenfalls tragen sie wieder zur Charakteristik eines Krieges bei und deshalb beschreibe ich sie etwas eingehender.

Dem eigentlichen Beginn des Krieges gingen wie immer die Kriegserklärungen voraus, an Hannover, Kurhessen und Sachsen am 15. Juni, an Oesterreich am 21. Juni von seiten Preußens und Italiens. Unser erhabener Monarch hatte in seiner Friedensliebe bis zu diesem letzten Akte noch immer geglaubt, daß sich ein Krieg werde vermeiden lassen.

Zum Oberkommandanten der Nordarmee wurde Feldzeugmeister Ritter von Benedek, zum Teil unter dem Drucke des „Vox populi, vox Dei“, ernannt, auf den alle Völker Oesterreichs und speziell die Armee, deren Vertrauen er im höchsten Maße besaß, ihre Hoffnungen setzten. An Benedeks Stelle wurde Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Albrecht in Italien Armeekommandant. Mit Kriegsministerialerlaß vom 1. Mai wurde ich dem Feldgeniechef der Armee in Italien als Adlatus bestimmt und hatte dahin, und zwar nach Verona, sofort abzugehen. Des Tages, an dem ich von Graz abging und in Verona eintraf, entsinne ich mich nicht mehr genau. So viel erinnere ich mich aber noch, daß Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Albrecht gleich nach meiner Ankunft in Verona mit einem Teil seines Hauptquartiers zu einer Inspizierung nach Rovigo fuhr. Ich war auch mit dabei und blieb in Rovigo, um über Verschiedenes Bericht zu erstatten. Auf der Fahrt meinte Seine Kaiserliche Hoheit, zu den Herren seiner Begleitung gewendet, er wolle nun doch sehen, ob er die Dislozierung aller Truppen seiner Armee kenne, und es möchten die Herren, wenn er bei der Aufzählung der Garnisonsorte und der dort befindlichen Truppen sich irre, ihn korrigieren. Das war aber durchaus nicht nötig und alles war über die Gedächtnisstärke mit Recht erstaunt. Eine solche Dislokationskenntnis ist im Kriege oft sehr von Wichtigkeit. Nach unserer Rückkehr ließ mich an einem der folgenden Tage Seine Kaiserliche Hoheit rufen und sagte mir: „Rovigo kann mir sehr wichtig werden und ich werde

Sie zum Kommandanten der dortigen Befestigungen ernennen, wohin Sie nach Ernennung (sie erfolgte am 12. Juni) sofort abzugehen haben. Rovigo muß bis aufs äußerste gehalten werden. Wenn ich am Mincio mit dem König fertig bin, werde ich über Cialdini herfallen, und dazu brauche ich Rovigo.“ Damit war mir deutlich gesagt, was meine Aufgabe in Rovigo sei: Verteidigung bis zum letzten Mann und bis zur gänzlichen Zerstörung der Werke.

Rovigo liegt am Adigetto, der durch einen Teil der Stadt fließt, in der Mitte zwischen Etsch und dem Canal bianco. Südlich davon ist der Po. Alle diese Gewässer fließen eine Strecke nahezu parallel gegen Osten, bis sich Adigetto und Canal bianco vereinigen und in den Po münden und als ein Arm desselben durch das große Podelta als Po di Levante in das Adriatische Meer sich ergießen. Die ganze Provinz Rovigo ist sehr wasser- und dammreiches Tiefland, und es liegen die Dächer einzelner Orte nicht unbedeutend tiefer, als bei Hochwasser die Oberfläche der zwei größeren Flüsse, was manchen General schon auf die Idee gebracht hat, wenn es nötig sei, die ganze Polesine (so wird der Landstrich genannt) unter Wasser zu setzen. Getan hat es glücklicherweise noch keiner. Dabei ist die Landschaft besonders um Rovigo herum überaus reich an Kulturen. Für alle Bewegungen einer Armee zwischen Etsch und Po und über letzteren hinaus wird ein befestigtes Rovigo ein nicht zu unterschätzender Stützpunkt sein. Das veranlaßte auch die Kriegsverwaltung, nach dem Jahre 1859 an seine Befestigung zu denken. Dabei sei noch bemerkt, daß die Stadt mit Erdwällen und bastionierten Mauern umgeben ist und ein altes, ziemlich ruinenhaftes Kastell besitzt. Die Umfassung war zu meiner Zeit so lückenhaft, daß sie nur nach gründlicher Instandsetzung und bei hinlänglicher Besetzung mit Truppen als Noyau hätte betrachtet werden können. Soweit ich mich auf die Entstehung der Befestigung von Rovigo entsinne, kam von Wien ein vom Geniekomitee ausgearbeiteter Idealturm noch zu der Zeit, als ich in Verona war, an den damaligen Geniechef der zweiten Armee, Oberst Gedeon von Radó, meinen alten Freund und Gönner und jetzigen Feldgeniechef, zur Begutachtung an. Er zeigte mir diesen Turm. Ich meinte: „Ein schöner Gugelhupf, nur fehlt ihm das Loch in der Mitte.“ Er sagte: „Wozu das Loch?“ Ich erwiderte: „Weil man bisher Luft und Licht nicht nur von Feindesseite durch Kanonenscharten und Rauchabzüge, sondern aus Höfen von der Kehle den Besatzungstruppen zukommen läßt. In so einem Turm, wie er von Wien kommt, kann es ja keine Besatzung aushalten. Die Anordungen zur Deckung

des Mauerwerkes und Anbringung von Geschützscharten übereinander ist ganz gut, aber die läßt sich auch, und vielleicht noch besser, durch die Anordnung eines größeren, Luft und Licht spendenden Hofes erzielen." Meine sarkastischen Bemerkungen zertrümmerten den Idealgugelhupf des Geniekomitees und veranlaßten meinen Herrn Oberst, ein anderes Turmfortprojekt ausarbeiten zu lassen. Ein Ideal war auch das nicht, wenigstens für mich, der ich überhaupt kein Anhänger von Türmen bin. Sie haben bei einigen Vorzügen viel zu viel Nachteile, sowohl hinsichtlich der Feuerwirkung als in bautechnischer Beziehung. Sollen sie stabil genug sein, so verlangen sie mehr Mauerwerk als jede andere fortifikatorische Form, und deshalb sind sie auch gegenwärtig ziemlich verpönt. Vier solcher Türme, die in den Jahren 1862 und 1863 ausgeführt worden waren, bildeten vorläufig die Befestigung von Rovigo.

Zur weiteren Ausführung wurde eine Befestigungsbauleitung, die direkt dem Geniechef der Armee unterstellt war, eingesetzt. Diese erhielt einen vom Geniechef von Verona ausgearbeiteten Turmtyp, dessen Detaillierung die vier dahin bestimmten Objektskommandanten verfaßten.

Mit Ausnahme des Forts Boara ging der Bau der anderen drei Türme anstandslos vor sich. Bei dem Turmfort Boara hingegen zeigten sich bedeutende Setzungen. Der schwere Turm drückte auf die weichen Bodenschichten einerseits und drückte anderseits Berme und Grabensohle in die Höhe. Um der Bewegung, die gefahrdrohend erschien, Herr zu werden, wurde als Gegendruck eine sehr breite Berme angeordnet, wodurch der Graben weiter von dem durch den Turm ausgeübten Druck entfernt wurde. Das angewandte Mittel half, aber die Risse im Mauerwerk und die Ungleichheiten der Fußböden mußten ausgebessert werden, was durch die 5. Geniekompagnie als erste Arbeit der späteren Verteidigungsinstandsetzung der Türme geschah. Diese Türme waren untereinander ungleich, 1400 bis 2000 Klafter, entfernt. Ihr Umfang maß bei 7000 Klafter. Die Feuerwirkung so weit auseinander liegender Türme konnte auf einzelne Teile des Außenfeldes keine starke und konzentrierte sein, und es war daher natürlich, daß man bei der Verteidigungsinstandsetzung sofort den Bau von vier Zwischenwerken provisorisch anordnete.

Der Reihe nach von Norden rechts um Rovigo herum bis wieder zum Ausgangspunkt zurück war die Reihenfolge der Werke:

I. Das Turmwerk Boara, 500 ⁰ südlich der Holzjoch-Etschbrücke zu deren Deckung, II. Zwischenwerk Ceresollo am gleichnamigen Scolo, III. Turm von Larzano im Osten an der Straße nach Adria,

IV. Zwischenwerk Rosada, V. Turmwerk Borsea am Scolo zur Deckung der Straße nach Süden gegen den Po (Polesella), VI. Zwischenwerk Tassina, VII. Turmfort Rover di Cré, gegen Westen an einer Einbiegung des Kanals Adigetto, VIII. Zwischenwerk Colombara am Scolo Resinella, IX. eine Batterie an der Etsch zur Deckung der Eisenbahnbrücke ganz westlich derselben bei Granzella.

Bei meiner Ankunft in Rovigo war der Bau der vier Zwischenwerke bereits im vollen Gange, währenddem der der Batterie, wie bereits erwähnt, begonnen wurde. Als Bauleiter und zugleich Geniedirektor hatte man merkwürdigerweise, trotz der Wichtigkeit, die man dem Platze Rovigo geben mußte, nur einen Oberleutnant des Geniestabes bestimmt, und zwar in der Person des Alfred Bellot. So jung dieser auch an Jahren war, so zeigte er sich seiner Aufgabe doch nach jeder Richtung gewachsen.

Nach verschiedenem Hin- und Herwandern der bezüglichen Projekte der provisorischen Werke wurde deren Vorlage anfangs Mai bewilligt und die Ausführung angeordnet. Es erhielten dieselben Lünettenform mit stumpfem Kapitalenwinkel und einer Stellung der Flanken, daß von diesen aus das Feuer in voller Kollateralwirkung mit den permanenten Turmforts stand. Die Aussteckung der Werke wurde trotz großer Kulturen und Baulichkeiten, die dem Visieren entgegenstanden, von hohen Gerüsten aus präzise durchgeführt. Der Bau selbst wurde im Entreprisewege vergeben. Bauleiter der einzelnen Werke waren teils Offiziere des Geniestabes, teils solche der bereits genannten Kompagnie.

Mit guter Voraussicht dessen, was zu geschehen hatte und der dazu erforderlichen Zeitdauer drängte Oberleutnant Bellot schon vom Beginn des Baues an, zum mindesten die Lichtung zwischen den Werken sofort vornehmen zu dürfen, was vom Armeekommando bewilligt wurde.

Während der Aussteckung besserte ein Teil der Geniekompagnie mit Geschick und Umsicht die schon erwähnten Schäden im Werke Boara aus. Der Bau der einzelnen Zwischenwerke bot jedes für sich der Wasser- und Bodenverhältnisse wegen größere oder kleinere Schwierigkeiten, insbesondere auch die Füllung der Gräben mit Wasser, was der Sturmfreiheit wegen sehr wichtig erschien.

Ich muß hier erwähnen, daß der tätige Truppenkommandant Generalmajor Scudier den Ausführenden seinerseits alle mögliche Unterstützung zukommen ließ, es aber auch nicht unterließ, zeitweise die Bauleitung in ungerechter Weise beim Armeekommando zu ver-

klagen. Er war herrschsüchtig und, wie man sagt, ein „Nörgler" und seit jeher ein Antagonist der Offiziere der Geniewaffe. Es entstanden deshalb auch bald zwischen ihm und mir Kompetenzfragen, die im guten nicht zu lösen waren und mich zwangen, diese dem Armeekommando zur Entscheidung vorzulegen. Hinter dem Rücken des Herrn Generals wollte ich aber solche Vorlage nicht machen. Ich ging deshalb mit dem fertigen Schriftstück zu ihm und las ihm dasselbe vor. Da kam ich aber schön an! Wie von einer Tarantel gestochen sprang er auf, gestikulierte und meinte, mich anschreiend, eine solche Vorlage sei völlig unnötig und ungehörig u. s. w. Ich erwiderte ihm, daß es mir ganz unangebracht erscheine, sich über mein Schriftstück so zu alterieren. Ich handle ja offen und ehrlich und wolle nur in Ansehung der ernsten Zeit, die bevorstehe, ganz im klaren sein, wie weit er die Machtvollkommenheit, die aus den Dienstvorschriften für einen Festungskommandanten hervorgehe, anerkennen wolle. Meine Ruhe besänftigte ihn und schließlich unterschrieb er mit „Gesehen" ohne Bemerkungen meine Eingabe an das Armeekommando, welches über einzelne der Fragen entschied, über andere auf die Dienstvorschriften hinwies, zugleich aber bemerkte, daß der Zeitpunkt zu ernst sei, um derlei Kompetenzstreitigkeiten hervorzurufen.

Als ich in Rovigo eintraf, war es selbstverständlich, daß ich die Unterstützung, die Generalmajor Scudier der Bauleitung bisher zukommen ließ, nun selbst übernahm, was mir um so leichter wurde, als fortifikatorische Ausführungen ja in mein Fach einschlugen.

Ich begreife deshalb auch nicht, wie der Herr Oberleutnant Bellot in seiner späterhin 1867 über hohen Auftrag verfaßten, sehr gediegenen Relation meiner vielen Dispositionen in der Zeit von meinem Eintreffen bis zum Verlassen von Rovigo nicht mit einem Worte gedenkt, im Gegenteil tut, als ob ich nicht dagewesen wäre. Dagegen sprechen die 275 Akten über Rovigo, die im k. u. k. Kriegsarchiv liegen und die zahlreichen Anordnungen enthalten, die wegen dieser Bauten und Verteidigungsinstandsetzungen größtenteils von mir als Kommandanten der Befestigung von Rovigo ausgingen.

Zu den Verteidigungsinstandsetzungsarbeiten, die in die Zeit meines Kommandos fielen, gehörten noch die möglichste Blendung der Mauerstirnen oberhalb der Kanonenscharten bei den permanenten Werken, dann bei den Zwischenwerken die Deckung durch Erdvorlagen der Kehlpalissaden, der Blockhäuser, der Eingänge der sonstigen Hohlbauten und der Kehleingänge; ferner das Einschneiden von Geschützscharten bei einer Anzahl von Werken und wieder bei allen Werken

Drahtnetze auf allen Bermen und bei Eskarpen und Kontereskarpen, soweit es nötig war, Anlegen von sonstigen Hindernissen, wie Wolfsgruben, Verhaue u. s. w.

Die Mehrzahl der nötigen Werkzeuge jeder Art wurde von Verona und Mantua geliefert, und da bei einer Verteidigung solche in Vorrat bleiben mußten und auch während des Baues vielfachen Wechsel verlangten, war die Etablierung eines Bauhofes notwendig. Dieser war von Oberleutnant Bellot auch rechtzeitig ins Leben gerufen worden.

Als es Ernst wurde, war alles fix und fertig, auch die Lichtung des Außenfeldes auf 600°. Gesprengt und demoliert wurden leider 322 Objekte diverser Größe; 800° Umfassungsmauern und fünf kleine Brücken. Andere größere Brücken wurden für einen allfälligen Rückzug zum Sprengen vorgerichtet. Die Pfeiler der großen Brücken über den Gorzone und Bacchiglione und der Eisenbahnbrücke über die Etsch waren mit Minenkammern versehen. Als Garnison lag in Rovigo die Brigade Generalmajor Scudier. Die Besatzung bestand dermalen aus: 8 Infanteriekompagnien, 1½ Kompagnie Artillerie, 1 Geniekompagnie, 1 Zug Husaren, 1 Fuhrwesenabteilung. Armiert waren die permanenten Werke beinahe gleichmäßig mit zusammen: 49 Stück zwölfpfündigen eisernen Hinterladekanonen, 24 Stück siebenpfündigen eisernen Granatkanonen, 4 Stück sechspfündigen Raketengeschützen; dazu kamen noch in Borsea und Rover di Cré je 3, also zusammen 6 Stück dreißigpfündige weittreibende Bombenmörser. Die Armierung der vier permanenten Werke war ursprünglich um 18 Stück Hinterlader größer. Späterhin wurden aber diese auf die fünf provisorischen Werke verteilt. Mit Munition war alles hinlänglich dotiert. Die Zwischenwerke zuzüglich der Eisenbahnbatterie hatten 18 Stück zwölfpfündige gezogene Hinterlader und 32 sonstige Geschütze verschiedenen Kalibers als Armierung. Man darf also sagen, daß Rovigo gut armiert war.

Ich kam am 14. Juni in Rovigo an. Während der Fahrt über die Eisenbahnbrücke besah ich mir von oben die Anlage der Batterie, die zu ihrem Schutze im Bau war, und bemerkte hierbei, daß der Etschdamm stark angeschnitten wurde und sich im Terreplein der Batterie Wasser zeigte. Ich merkte mir das sogleich. Angekommen und installiert, meldete ich mich sofort bei dem Generalmajor Scudier, Truppenkommandanten und Höchstkommandierenden in Rovigo. Er empfing mich sehr liebenswürdig und sagte mir, er sei über meine Ernennung sehr froh. Ich möchte sofort die Arbeiten, die er angeordnet habe, übernehmen, und zwar besonders die oben-

erwähnte Batterie und die Abtragung eines alten Etschdammes, der dem Fort Borsea wie eine Parallele vorliege. Er setzte hinzu, es sei ihm ganz unfaßlich, daß man diesen Damm bei dem Bau nicht berücksichtigt, d. h. abgetragen habe. Ich erwiderte dem Herrn Generalmajor, daß ich mir alles genau ansehen und ihm dann Meldung erstatten werde. Doch machte ich schon jetzt darauf aufmerksam, daß mir die Art und Weise, wie der Bau der Batterie bei der Eisenbahnbrücke begonnen sei, höchst gefährlich erscheine! An den großen und kleinen Dämmen dürfe man nach Vorschrift absolut nicht rühren, insbesondere an den Etschdämmen nicht, und es scheine mir, als ob jetzt schon durch den Anschnitt desselben Wasser durchsickere. Ich wolle die Arbeit aber noch genau besehen.

Die nächsten Tage hatte ich genug zu tun, das neue Kommando zu übernehmen und alles genau einzusehen, was bereits bestand, in Arbeit war und geplant wurde. Mein im Fluge gefaßtes Urteil über die Eisenbahnbatterie bestätigte sich vollkommen. Am alten Etschdamm vor Borsea arbeitete ein Bataillon von Ernst-Infanterie Nr. 48. Nach Zeit und Arbeitsleistung konnte ich leicht berechnen, daß man mit diesen Kräften den 35 000 Kubikmeter messenden Damm nicht so rasch abzutragen imstande sein werde, als es die Umstände erforderten. Leider blieb auch nach Abtragung dieses Dammes noch der hohe Eisenbahndamm stehen, der für die Westseite des Forts Boara von dem Momente an gefährlich werden konnte, wo die Eisenbahnbatterie und das Zwischenwerk Colombara, welche beide die Aufgabe hatten, die äußere Böschung desselben zu bestreichen, niedergekämpft sein würden.

Die Abtragung des alten Etschdammes war an und für sich sehr wichtig, und mein Ehrgeiz gegenüber Generalmajor Scudier im Spiel. Das spornte mich an, die Arbeit sofort in Angriff nehmen zu lassen. Im Wege des Delegaten erfuhr ich die Namen einiger Großerdunternehmer. Ich ließ zwei derselben zu mir beordern. Sie kamen bald. Ich ging mit ihnen hinaus. Wir besahen und beredeten die vorzunehmende Arbeit und machten den Preis aus. Ich verlangte bis zum anderen Tag früh 1700 Arbeiter. Die Unternehmer meinten: „Signore comandante, i lavoratori saranno qui.“ Am anderen Morgen fünf Uhr früh waren zwar nicht 1700, aber 1200 Arbeiter da, die sich später auf 1700 ergänzten. Die Arbeit begann; viel Erklärungen und Profilierungen bedurfte es bei dem ausgeprägten Verständnis der italienischen Arbeiter nicht. Man brauchte ihnen nur zu zeigen, wie die Sache nach Vollendung aussehen solle und daß die äußere Böschung des Dammes in der verlängerten Ebene

der Kanonenschartensohle liegen müsse. Das genügte, und mit einem „Si, Signore, sarà fatto!“ ging es an die Arbeit, die in zweieinhalb Tagen vollendet war. Mit triumphierender Miene meldete ich die Vollendung dem Herrn General, der über die große und schnelle Leistung sehr erstaunt war.

Es versteht sich von selbst, daß ich beim Armeekommando die Anzeige von der Vollendung der Arbeit erstattete, mir die nachträgliche Bewilligung der Mittel für sie erbat, die mir auch angewiesen wurden. Nachdem ich mich über alles in Rovigo Bestehende, in Arbeit Befindliche sowie allenfalls noch in Antrag zu Bringende informiert hatte, fuhr ich nach Verona, um Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Albrecht im Sinne des Befehls vom 12. Juni mündlich Bericht zu erstatten. Nachdem er meine Meldung angehört hatte, fragte er mich: „Und Truppen brauchen Sie keine mehr?“ Ich erwiderte: „Nein, Kaiserliche Hoheit.“ Seine Kaiserliche Hoheit schien über dieses „Nein“ etwas erstaunt und meinte: „Das ist mir sehr angenehm; die meisten verlangen immer mehr.“

Ich erwiderte: „Kaiserliche Hoheit! So viele Truppen, als nötig wären, in Rovigo die Verteidigung durch kleinere oder größere Offensivstöße zu erhöhen, werden Kaiserliche Hoheit mir nicht geben, und eine Vermehrung der Besatzung unter diesem Maße würde mir mehr Verlegenheit als Nutzen bereiten. Rovigo ist eine offene Stadt, die Forts nicht so weit von ihr abgelegen, daß bei einem Angriff diese nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. In der Stadt gibt es keine granat- oder bombensicher eingedeckten Räume. Es wird schwer genug sein, solche für die kleine Besatzung zu beschaffen. Ich verlange von der Besatzung der Stadt, d. h. also nicht der Forts, nur die Aufrechterhaltung der Ruhe in der Stadt und Ersatz für Verwundete, Kranke und Tote, die sich bei der Verteidigung in den Forts ergeben werden. Ich werde aus ersterem Grunde die kleine Stadtbesatzung auch immer kompakt beisammenhalten.“ Seine Kaiserliche Hoheit schien von meiner kurzen Auseinandersetzung sehr befriedigt und entließ mich sehr gnädig und befriedigt. Zum Beweis dessen sei hier, 41 Jahre vorausgreifend, die wortgetreue Abschrift des Briefes, den mir anläßlich meiner Pensionierung im Jahre 1892 am 21. Juli Seine Kaiserliche Hoheit schrieb, wiedergegeben.

Madonna di Campiglio, 21. Juli 1892.

Lieber alter Kriegskamerad!

Wenngleich Ich die Gründe vollkommen würdige, welche Sie bewogen haben, nach langer ausgezeichneter Dienstleistung um die

Versetzung in den Ruhestand anzusuchen, so kann Ich es Mir doch nicht versagen, Ihnen Mein Bedauern darüber auszusprechen, daß damit die persönlichen dienstlichen Beziehungen zwischen uns ihr Ende erreichen. Unsere Bekanntschaft ist von langer Zeit her, und Ich werde nie vergessen die wichtigen und ausgezeichneten Dienste, welche Sie Mir in Italien 1866 (Rovigo) leisteten, nachdem Sie sich dort bereits unvergängliche Monumente in Stein gesetzt hatten. Das Gefühl, ein Menschenalter lang redlich, unermüdlich und mit vielseitigem Erfolge Ihre Pflicht getan zu haben, wird den Abend Ihres Lebens verschönern, wie Ich hoffe, noch durch viele Jahre.

Nehmen Sie heute die Versicherung entgegen von der Unwandelbarkeit Meiner Ihnen längst zugewendeten Hochschätzung, mit welcher Ich verbleibe

Ihr aufrichtiger Freund

Erzherzog Albrecht F. M.

Ich habe in späteren Jahren oft darüber nachgedacht, wie denn eigentlich sich die Verteidigung gegenüber von so überlegenen Kräften, wie sie unter Generalleutnant Cialdini standen, gestaltet hätte? Ich glaube, daß wir in Rovigo, gegen Feldgeschütze selbst nach Zahl weit überlegen, doch so lange hätten aushalten können, bis Seine Kaiserliche Hoheit am Po erschienen wäre. Ich sah in meinem Ehrgeize für diesen Fall eine hohe Auszeichnung für mich erblühen: Träume — Schäume! Die Ereignisse im Norden brachten mir, wie vielen anderen und allen Völkern Oesterreichs, bittere Enttäuschung!

Die allgemeine Situation in Rovigo war derzeit folgende: Die militärische Bewachung längs des Po war dem 10. Jägerbataillon und dem 13. Husarenregiment, die merkantile der Finanzwache, die polizeiliche der Gendarmerie übertragen. Erstere hatte den Auftrag, im Falle der Feind den Po überschreiten sollte, sich beobachtend und Fühlung haltend langsam, ohne sich in Gefechte einzulassen, gegen Rovigo konzentrierend und, wenn nötig, über dieses hinaus bis hinter die Etsch zurückzuziehen. Die vorerwähnte Gendarmerie unterstand dem Oberleutnant Arlati in Rovigo. Die Polizei in der Stadt stand unter einem Polizeikommissär, der sich bisher als kaisertreu erwiesen hatte, denn er kam seinerzeit mit den Oesterreichern von Mailand zurück und blieb in kaiserlichen Diensten. Der höchste Zivilbeamte war der Delegat Signore Dolfi. Als sein Sekretär fungierte ein junger Mann, der in der k. u. k. Theresianischen Akademie seine Erziehung genossen hatte und Theodor Ritter von Rinaldini hieß. Dem Munizipium der Stadt stand ein Bürgermeister vor.

Zu meinem Adjutanten hatte ich den mir schon von früher her bekannten Oberleutnant des Geniestabes von Cerva gewählt.

Es sei mir gestattet, hier des früher erwähnten Sekretärs und des Oberleutnants von Cerva etwas eingehender zu gedenken. Beide haben mir in meiner gewiß nicht leichten Stellung vom Anfang bis zum Verlassen von Rovigo durch ihre Umsicht, ihren Dienst- und Pflichteifer, ihre Fach- und Sachkenntnis, durch ihre mir persönlich oft bewiesene Treue und Anhänglichkeit in einer über jedes Lob erhabenen Weise gedient. Ersterer, von Geburt ein Italiener mit feiner deutscher Erziehung, sozial vollendeten Umgangsformen, einem gediegenen Ernst, wie er sich selten bei jungen Männern vorfindet, und im Besitz vorzüglicher Sprachkenntnisse, verfügte über ein ungewöhnlich großes Wissen im politischen wie im Verwaltungsdienste und eine gute Kenntnis der Bewohner und der Oertlichkeiten der Provinz. Mein Adjutant war durch und durch ein Charakter mit eisernem Willen über sich selbst und unerschütterlicher Ruhe in allen noch so schwierigen Momenten. Dazu bei Tag und Nacht stets von demselben Pflicht- und Diensteifer beseelt. An beide muß ich mit dankerfülltem Herzen zurückdenken. Sekretär Rinaldini machte in der Folge eine glänzende Karriere, die er als Exzellenzherr und Statthalter von Triest beendete. Ich schmeichle mir, durch die Mitteilungen, die ich über sein Verhalten in Rovigo Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Albrecht und dem ihm beigegebenen Zivilkommissär Baron Ceschi von Santa Croce machte, den ersten Anstoß zur Bewegung seines Glücksrades gegeben zu haben. Ich, der ältere, habe beide Mitarbeiter überlebt.

Während im Innern der Befestigung und im äußeren Rayon bis auf 600° die Arbeiten, die anbefohlen waren oder aus eigener Initiative als noch notwendig erkannt wurden, zur Ausführung kamen, blieben die Verhältnisse am Po bis zum 20. dieselben. Es schwirrten, wie natürlich, unaufhörlich Nachrichten über dies und das, was man dort zu sehen und zu beobachten glaubte, durch die Luft, aber die Mehrzahl bewahrheitete sich nicht. Telegraphische Depeschen, viele davon in Chiffren, befehlend oder fragend, Zuschriften von allen Seiten, Kommandos und Behörden, Beschwerden von einzelnen und Gemeinden, Gesuche aller Art trafen unaufhörlich ein. Daß man unter solchen Umständen und infolge der Hitze, die schon eingetreten war, und der Mücken, die uns peinigten, mit einem Kopfe voller Agenden, Plänen und Projekten sich eines wohltuenden Schlummers nicht rühmen konnte und meist müder aufstand, als man sich aufs Lager geworfen hatte, ist gewiß. Aber so ergeht es einem vor dem

Feinde gar oft und besonders wenn große Ereignisse im Anzug zu sein scheinen. Das waren aber noch nicht die schlimmsten Tage. Die zehn folgenden waren viel schlimmer, aufregend für Nerven, Kopf und Gemüt. Sie endeten mit einem Knalleffekt, wie ich ihn nicht wieder zu erleben wünsche. Am 20. Juni abends traf ein Chiffretelegramm ein des Inhalts, daß am 23. Juni die Feindseligkeiten eröffnet werden dürften und daher von jetzt ab auch in Rovigo alles in Bereitschaft zu sein habe. Darauf befahl ich am 21. früh dieselbe an und forderte die Objekts-, die Fortskommandanten, das Geniedirektionsfiliale- und das Artilleriebesatzungskommando auf, alle allenfalls noch nicht ganz vollendeten Arbeiten mit größter Beschleunigung zu beenden. Zu gleicher Zeit schrieb ich an die Provinzialdelegation, mir für alle Fälle, die eintreten könnten, die Namen und Wohnungen der Zivilärzte in Rovigo bekanntzugeben, 26 Lokalfuhren diverser Art bereitzuhalten und Plakate im Drucke vorzubereiten, durch die den Bewohnern der Provinz der Belagerungszustand mit allen seinen Bestimmungen bekanntgemacht werden sollte. Am zweiten Tage ordnete das Armeekommando strengste Bewachung der Bahnhöfe und Bahnhäuser durch Militär und Abführung der transportabeln Kranken über Udine nach Laibach an. Eine weitere Zuschrift erging gegen Abend desselben Tages von mir an die Provinzialdelegation mit einem Konzepte für ein neu zu druckendes und zu affichierendes Plakat, durch das den Bewohnern in zehn Punkten Verhaltungsmaßregeln bekanntgegeben wurden. Der Inhalt des Schriftstückes lautete wie folgt:

„Der volle Ernst der Ereignisse macht es mir zur Pflicht, mich frei und offen über gewisse Eventualitäten jetzt schon auszusprechen, in der sicheren Erwartung, daß meine Offenherzigkeit insbesondere von allen öffentlichen Funktionären gewürdigt wird.

„Ich glaube zuerst erinnern zu müssen, daß ich vor allem erwarte, daß sich die Einwohner von Rovigo auch dann befleißigen werden, keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, wenn die Truppen außerhalb der Stadt mit dem Feinde engagiert sein werden. Sollten meine Erwartungen in der Hinsicht getäuscht werden, sollte sich irgend jemand einfallen lassen, die jeweilig ergehenden Anordnungen nicht zu befolgen oder gar die einzeln in der Stadt verbleibenden Militärs und Beamten im geringsten zu molestieren, so kann jeder überzeugt sein, daß ich in einem solchen Falle mit rücksichtsloser Energie verfahren werde. Die in den Forts gegen die Stadt gerichteten und, wie sich jeder überzeugen kann, zahlreichen Geschütze geben mir ein zuverlässiges Mittel, jene Unbesonnenen, die den

Moment der Abwesenheit der Truppen aus der Stadt zum Vorteile des Feindes ausbeuten möchten, bald zur Vernunft zu bringen. So wie ich nicht einen Augenblick anstehen werde, von diesem die Stadt verderbenden Mittel in vollem Umfange Gebrauch zu machen, ebenso wird es meine Sorge sein, die größtmöglichste Rücksicht auf die Einwohnerschaft zu nehmen, falls diese, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich meinen Anordnungen ruhig fügen wird.

„Ich ersuche die löbliche k. k. Delegation, die unterstehenden Aemter, ebenso das hiesige Munizipium von diesen meinen Absichten schon jetzt zu verständigen, damit jeder in seiner Sphäre, eingedenk der traurigen Folgen, die ein unruhiges oder gar feindseliges Benehmen der Einwohner nach sich ziehen muß, bestrebt sei, die Erhaltung der Ordnung und Ruhe mit allen Kräften zu fördern.

„Da mit dem Beginne der Kriegsoperationen auch die politische Macht mir anheimfällt, so ersuche ich jetzt schon, mir einen k. k. politischen Beamten zu bestimmen, welcher — bei einer über alle Zweifel erhabenen Gesinnungstüchtigkeit — durch Umsicht und Energie des Charakters, bei vollem Vertrautsein der hierortigen Verhältnisse und genauer Kenntnis der Personen geeignet wäre, bei mir das Vermittlungsreferat über die politischen Angelegenheiten zu führen."

Ebenfalls am 22. wurden die Alarmdispositionen den Fortskommandanten hinausgegeben, und ich übernahm das Stationskommando, da die Brigade Scudier den Befehl erhalten hatte, mit Ausnahme des 10. Jägerbataillons am 23. per Eisenbahn nach Verona und von da nach S. Massimo, wo sein Korps (das VII.) stand, einzurücken.

Am Abend des 22. war ich mit Generalmajor Scudier im Kaffeehaus, als sich das Gerücht verbreitete, es seien schlimme Nachrichten vom nördlichen Kriegsschauplatz eingetroffen und die Preußen wären bereits in Dresden eingerückt. Generalmajor Scudier war von dieser Nachricht ganz konsterniert und meinte zu mir gewendet: „Das ist so schlimm wie eine verlorene Schlacht!" Auch der von mir als so kaisertreu angesehene Polizeikommissär scharwenzelte um uns herum und wußte wieder mehr als alle anderen von Norden und Süden zu erzählen.

Auf meine Zuschrift vom 21. an die k. k. Provinzialdelegation und über persönliche Rücksprache, die ich mit dem Delegaten, Herrn Dolfi, führte, teilte mir dieser als politischen Beamten seinen Sekretär, den schon früher erwähnten Theodor Ritter von Rinaldini, zu.

Da vorauszusehen war, daß für den Fall, daß die k. k. Be-

wachungstruppen am Po sich zurückziehen sollten, ihnen auch auf dem Fuße die ganze Finanzwachmannschaft und Gendarmerie folgen und in Rovigo einrücken würden, mußte jetzt schon für deren Unterkunft Sorge getragen werden. Das geschah dadurch, daß man für sie zwei Kasernen herrichtete, was ich der k. k. Finanzintendanz bekanntgab.

Der 23. Juni war ein an Nachrichten reicher Tag. Das Armeekommando telegraphierte, daß der Feind den Mincio überschritten habe und gegen Roverbella langsam vorrücke. Das Stationskommando Pollesella telegraphierte, daß jenseits des Po lebhafte Bewegungen stattfänden, Brückenmateriale an das Poufer herbeigeschafft würden und alles darauf hindeute, daß morgen der Po an mehreren Punkten überbrückt werden sollte. Ein weiteres Telegramm vom 23. Juni von Rittmeister Földvary aus Bottrighe meldete, daß der Feind den Po bereits zu übersetzen beginne und daß er sich, um nicht in seiner rechten Flanke umgangen zu werden, gegen Rovigo zurückziehe. Dieses wichtige Telegramm teilte ich im telegraphischen Wege dem Armeekommando, dem Stationskommando in Padua und dem Festungsgouvernement in Venedig mit. Hierbei erinnere ich mich, wie wir dienstfreien Offiziere am Abend desselben Tages alle bei einem kleinen Souper im Hotel versammelt waren und daß auf die Nachricht, daß Teile des 13. Husarenregiments und 10. Jägerbataillons bereits in Rovigo einrücken und auf verschiedenen Punkten Poübergänge schon bewirkt seien, alle Anwesenden aufbrechen und das Hotel verlassen wollten, um sich auf ihre Posten zu begeben. Ich meinte aber, wir könnten vorläufig noch ruhig unser Mahl beenden, denn gar so schnell würde der Herr Feind denn doch nicht vor Rovigo erscheinen. Uebrigens sei alles Nötige für den Fall seines Erscheinens vorgesehen. Dann wendete ich mich zu meinem Adjutanten, Oberleutnant von Cerva, und befahl diesem, die neun versiegelten für die Fortskommandanten bestimmten Kuverte aus meinem Schreibpulte zu nehmen und sie durch Husaren zustellen zu lassen. Das war alles, was vorläufig die Situation verlangte. Nach dem Souper wanderten wir in das Kaffeehaus. Nun rückten nach und nach alle Abteilungen des 13. Husarenregiments und 10. Jägerbataillons ein. Es gesellten sich dann zu uns: der Kommandant des ersteren, Graf Szapary, und der der Jäger, Major Dobner von Dobenau. Den Truppen folgten, wie vorauszusehen war, Finanzwache und Gendarmerie. Die Truppen biwakierten größtenteils auf dem ausgedehnten Platze der Stadt oder in der Nähe. Die Finanz und Gendarmerie bezogen die für sie bestimmten Kasernen.

Das Ganze war ein echtes Bild aus Wallensteins Lager, untermischt mit gar manchen Feuererscheinungen und Detonationen, die von Sprengungen der Brücken über den Canal bianco und anderen kleineren Gewässern herrührten.

In der Frühe des 24. Juni zogen sich die besagten zwei Truppenkörper, dem Befehle gemäß, hinter die Etsch zurück, mit Ausnahme des mir zugeteilten Husarenzuges unter dem Kommando Leutnants Albert von Latinowits, eines echten, feschen, schneidigen Husarenoffiziers. Ich begleitete zu Pferde das 10. Jägerbataillon auf dem Wege nach Boara und ritt an der Tete mit Major von Dobner, als nicht weit vom Fort Boara zwei ganz ungleich starke Detonationen zu hören waren. Major Dobner fragte: „Sind das Alarmschüsse?" Ich erwiderte: „Nein, die dürften von Sprengungen herrühren, welche die Geniekompagnie noch vorzunehmen hat." Gleich darauf ertönten aber einige Kanonenschüsse, auf diese hin sagte ich zu Major Dobner: „Das sind Alarmschüsse und jetzt muß ich zurückreiten." Als ich ankam, erwarteten mich am Tore meines Festungskommandogebäudes mein Adjutant und Hauptmann Störmer von der Artilleriebesatzung und meldeten mir, das Fort Tassina sei schon im Kampfe. Ich schüttelte ungläubig den Kopf, fragte: „Mit wem?" und meinte: „Steigen wir auf den optischen Telegraphenturm und fragen beim Kommandanten des Forts Tassina an, auf wen er geschossen hat." Die Antwort lautete: „Auf italienische Truppen, die sich am Rande der nicht gelichteten Kultur gezeigt haben." Darauf sagte ich zu Hauptmann Störmer: „Das ist nicht möglich!" In dieser Ansicht wurde ich dadurch bestärkt, daß ich eben erst durch mein scharfes Opernglas im Orte Rover di Cré, es war ein Sonntag, viele Bauern in Hemdärmeln auf der Straße des Ortes sah, von denen einige Boccia spielten. Ich zeigte das dem genannten Herrn und betonte, daß so etwas denn doch nicht geschehen würde, wenn die Feinde schon im Schußbereich wären. Dazu hätten die italienischen Bauern eine zu gute Nase. Nun ritt ich mit Hauptmann Störmer und einigen Husaren gegen das Fort Tassina. Daselbst interpellierte ich den Fortskommandanten wegen der Schüsse, und als ich dieselbe Antwort erhielt, wie es sein Telegramm anzeigte, sagte ich ihm, daß er keinen Feind gesehen habe. Er solle besser aufpassen. Gleichzeitig trug ich dem Husarenkorporal auf, mit den paar Husaren bis auf die Stelle hinzureiten, wo man Feinde gesehen haben wollte, den Rand der dortigen Kultur zu durchreiten und mir darüber Meldung zu erstatten. Ich würde hier darauf warten. Es dauerte eine volle Stunde, bis die Husaren

zurückkamen. Gesehen hatten sie nichts, aber ein nicht krepiertes Geschoß hatten sie aufgegabelt und in ein Sacktuch eingewickelt zurückgebracht, welche Unvorsichtigkeit ich natürlich rügte. Nicht lange darauf langten zwei Genieunteroffiziere vom Canal bianco an, woselbst sie eine Brücke gesprengt hatten, und meldeten auf meine Anfrage, daß sie vor der Sprengung noch weit über den Canal bianco hinaus gewesen, aber nirgends etwas von einem Feinde gesehen hätten. Gehört hätten sie freilich von Bauern, daß am Po Brücken geschlagen würden. Aber auch das war nicht wahr. Außer dem Uebergang bei Bottrighe auf die Insel d'Ariano war kein Feind auf dem linken Po-, geschweige auf dem Canal-bianco-Ufer. Cialdini hatte, wie man später erfuhr, für den 25.—26. Juni den Uebergang über den Po intentioniert.

Trotz meiner Ueberzeugung, die ich über die verfrühten Nachrichten der Vorgänge beim Feinde hatte, ordnete ich, von meiner Expedition nach Tassina in meine Kanzlei zurückgekehrt, aus den drei Südforts weitgehende Patrouillen gegen den Canal bianco an, um ganz bestimmt zu erfahren, ob innerhalb des Canal-bianco-Gebietes zu besagter Zeit irgend jemand vom Feinde bemerkt worden sei. Die Lage, in der ich mich befand, war ja eine höchst ernste. Es stand mir ein an Zahl und Geschützen übermächtiger Feind gegenüber, und ich war auf sehr geringe Kräfte angewiesen, ohne jede Bewachung am Po und Canal bianco. Nichtsdestoweniger waren wir alle guten Mutes und hofften, unsere Aufgabe zur Zufriedenheit des Oberkommandanten, Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht, zu erfüllen und die Festung so lange halten zu können, bis er mit seinem Heer erscheine, um gegen Cialdini zu operieren.

Nun ereignete sich am 25. Juni wieder eine Episode, die mir erzählenswert erscheint, weil sie gewiß selten vorkommt. Die Finanzwache, die vom Po nach Rovigo zurückkam, war 250 Mann stark und vollkommen bewaffnet, desgleichen, aber in weit geringerer Stärke, Gendarmerie. Der letzteren Benehmen war bisher so musterhaft, daß ich gar kein Bedenken trug, ihr die Waffen zu lassen, und gewiß war, daß sie allfällig auch an einer Verteidigung Anteil nehmen würde. Nicht so stand es mit der Finanzwachmannschaft. Ich fragte, diesen Fall voraussehend, schon am 17. Juni beim Armeekommando an, was bei allfälliger Rückkehr der zahlreichen bewaffneten Finanzwachmannschaft zu geschehen habe. Am 24. Juni erhielt ich den telegraphischen Befehl: „Wer von dieser Mannschaft an der Verteidigung teilnehmen wolle, die Waffen belassen, die

anderen entwaffnen und Waffen deponieren.“ Um diesem Befehl zu entsprechen, suchte ich ein nahe der Stadt gelegenes, mir zu dem Zweck passendes Gehöft aus, das mit Mauern umgeben war und vor diesen einen ziemlich großen Wiesenplatz hatte. Dahin beorderte ich in aller Stille und im geheimen eine mit scharfer Munition versehene Kompagnie des Infanterieregiments Graf Thun Nr. 29. Auf eine Stunde später hatte ich auch die Finanzwachmannschaft mit ihren Offizieren und Waffen unter Führung meines Adjutanten dorthin bestellt und sie auf der Wiese Aufstellung nehmen lassen. Ich erörterte hier dem Kommandanten der Finanzwache die Sachlage, sagte ihm, er werde begreifen, daß ich so viele mit Waffen versehene Leute nur dann in der Stadt belassen könne, wenn sie sich bereit erklären, allfällig an der Verteidigung der Festung teilzunehmen. Da ich aber kein Recht habe, das von ihnen zu verlangen, so wolle er seine Offiziere und Mannschaft darüber befragen, was sie zu tun willens seien. Nach kurzer Beratung erklärten die Offiziere und Mannschaft, an der Verteidigung nicht teilnehmen zu können, da das doch nicht ihre Aufgabe sei, worauf ich sie ersuchte, die Waffen ab- und vor sich hinzulegen. Es stünden Leute bereit, sie aufzunehmen. Das geschah denn auch sofort in aller Ruhe. Ich war froh, daß diese heikle Angelegenheit mit so viel Anstand vor sich gegangen war, und belobte Offiziere und Mannschaft für ihr taktvolles Benehmen in dem für sie immerhin schwierigen Momente. Die weitere Sorge für die entlassene Wachmannschaft war Sache der Provinzialdelegation. Die der Finanz eingeräumten Kasernen blieben aber einstweilen zu ihrer Disposition. Die Entwaffnung sollte freilich nicht lange dauern, denn am 28. Juni mußte die Finanzwachmannschaft wieder bewaffnet werden, da ich vom Armeekommando den Befehl bekam, Finanzwache und Gendarmerie an den Po zu dessen Bewachung vorrücken zu lassen. Aber auch diese Maßnahme dauerte, wie aus dem Folgenden ersichtlich, nicht lange.

Mittlerweile wurde an demselben Tage bei Custoza, Soma und Sommacampagna ein glänzender Sieg über die stärkere Armee des Königs Viktor Emanuel erfochten. Hätte unser Oberkommandant über weitere frische Kräfte verfügen und den Feind verfolgen können, so wäre die Armee des Königs wahrscheinlich gänzlich vernichtet worden. Die Rückwirkung dieses Sieges auf das Armeekorps am Po unter Cialdini war für uns in Rovigo sofort sichtbar. Cialdini hatte unseren Sieg bei Custoza schon am 25. Juni in aller Frühe erfahren und berief hierauf einen Kriegsrat von sieben seiner Generale ein, der beschloß, alle bisher in Szene gesetzten Vor-

bereitungen zu einem Uebergange über den Po an verschiedenen Punkten sowie einen Vorstoß gegen Rovigo fallen zu lassen, das Korps zur Deckung gegen Modena und allfälliger Unterstützung des rechten Flügels der Königlichen Armee zu konzentrieren. Uns in Rovigo wurde der glückliche Ausgang der Schlacht bei Custoza sofort telegraphisch mitgeteilt. Auch erhielten wir Nachrichten vom Po und den Vorgängen daselbst. Infolgedessen telegraphierte ich an Oberst Graf Szapary, den Kommandanten des 13. Husarenregiments und der Pobewachungstruppe: da kein Feind über den Po gegangen sei und dieser daher jeder Bewachung entbehre, möge er mit seinem Regimente und dem 10. Jägerbataillon wieder an den Po vorrücken, ich werde sofort veranlassen, daß die hierzu nötigen feldmäßigen Brücken über den Canal bianco gebaut werden. Oberst Graf Szapary kam hierauf nach Rovigo, und ich verabredete mit ihm, daß er an das Armeekommando telegraphisch die Anfrage stelle, ob er wieder an den Po vorrücken solle, der Festungskommandant von Rovigo werde die hierzu nötigen Brücken über den Canal bianco schlagen lassen. Das Armeekommando befahl: Vorrückung und Erbauung der Brücken an drei Punkten über den Canal bianco. Infolgedessen gab ich der Geniedirektionsfiliale den Auftrag, im Vereine mit der Geniekompagnie die Brückenbauten sofort in Angriff zu nehmen und das Material im Requisitionswege zu besorgen. Am 27. Juni waren die Brücken vollendet, was ich sofort Oberst Szapary und später auch dem Armeekommando mitteilte, worauf genannter Oberst mit seinem Regimente und dem 10. Jägerbataillon an den Po vorrückte. Aber auch nicht auf lange, denn es rückte Oberst Zastavnikowics mit seiner sog. fliegenden Brigade in Rovigo ein, löste das 13. Husarenregiment und die Zehner Jäger ab und übernahm mit einem Bataillon Grenzer und einer Eskadron Sizilien-Ulanen die Bewachung. Husaren und Jäger marschierten am 29. Juni — Husaren nach Villafranca bzw. nach Somma — und am gleichen Tage Oberst Zastavnikowics mit dem Rest seiner Brigade nach Padua ab. An den Po rückte auf Befehl des Armeekommandos die ganze Finanzwachmannschaft wieder vor, der ich infolgedessen die am 24. bereits abgenommenen Waffen zurückgeben mußte.

Nachdem sich in den Tagen, wo Cialdini Miene machte, über den Po zu setzen, und unsere Truppen sich von da zurückzogen, die Städte Adria und Occhiobello demonstrativ illoyal benommen hatten, ordnete das Armeekommando mittels nachstehenden, wortgetreu in Abschrift genommenen Telegramms folgendes an: „Eine

Kompagnie als Exekution nach Adria und Occhiobello. Strafkontribution — von Adria 10000 Gulden, sage zehntausend Gulden, von Occhiobello 5000 Gulden, sage fünftausend Gulden, in Silber binnen 24 Stunden hereinbringen. Absetzung der Ortsvorsteher und Bestellung geeigneter Vorstände durch Delegation. Namhaftmachung der Rädelsführer binnen 12 Stunden. Beiden Orten, bis erreicht, die doppelte Kontribution auftragen. Täter Kriegsgericht Venedig einliefern. Vollzug anher melden."

Im Wege der Delegation unter militärischer Hilfe wurde die angeordnete Exekution binnen der vorgeschriebenen Zeit anstandslos durchgeführt und die Gelder nach Rovigo abgeliefert. Der Rädelsführer, die man zwar kannte, konnte man nicht habhaft werden, da sie bereits entflohen waren. Die Strafgelder sollten an die Kriegskasse nach Verona abgeführt werden; da aber unsere am Po stehenden Truppen noch kein Verlagsquantum erhalten hatten, so hielt ich die Strafgelder einstweilen zurück und übergab gegen Quittung und baldige Refundierung so viel von diesen Geldern an das Grenzbataillonskommando, als zur Zahlung der Löhnungen notwendig war. Am 8. Juli wurde das geliehene Geld mir wieder zurückerstattet und die 15000 Gulden Strafgelder an die Kriegskasse in Verona abgeführt.

Am 2. Juli wurde die Isola d'Ariano neuerdings vom Feinde besetzt. Die nächsten paar Tage gingen verhältnismäßig ruhig vorüber. Dagegen kamen um diese Zeit schon höchst betrübende und deprimierende Nachrichten von unserer Nordarmee an, die den Armeekommandanten bewogen, sich mit der Armee in das Festungsviereck zurückzuziehen und sich einstweilen auf die Defensive zu beschränken. Dieses „Einstweilen" dauerte aber bis zum Beschlusse des Rückzugs der Armee in Italien infolge Befehls von Wien nur sehr kurze Zeit. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli traf in dem Hauptquartier Seiner Kaiserlichen Hoheit in Colá Graf Wimpffen mit der Nachricht von Wien ein, daß Venetien an den Kaiser Napoleon abgetreten sei. Wenn es damit Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Albrecht vollkommen klar war, daß es nun seine Aufgabe sein werde, die Armee so stark und kampffähig wie möglich bis an den Isonzo und später zum Teil bis zur Donau zu leiten, so erschien es ihm doch andererseits notwendig, diese retrograde Bewegung unter vorläufiger Beibehaltung der Hauptfestungen mit vollster Ruhe durchzuführen. Es ist ganz natürlich, daß nunmehr auch die feindlichen Aktionen des Generalleutnants Cialdini von neuem mit Poübergängen an verschiedenen Orten beginnen würden und daß wir

in Rovigo zum zweitenmal die Pobewachungstruppen, Finanz und Gendarmerie aufzunehmen haben würden.

Während des ersten Rückzugs der Pobewachungstruppen nach Rovigo und der Zeit, wo ich auf meine Besatzungstruppen allein angewiesen war, fiel mir die sublime Idee ein, den Feind, der gewiß auf allen Kirchtürmen der Orte längs des rechten Poufers Beobachtungsposten aufgestellt haben dürfte, um unsere Bewegungen, soweit es die hohe Bodenkultur gestattete, zu kontrollieren, durch eine eigentümliche Art von Demonstration zu täuschen. Ich proponierte diese Demonstration dem Armeekommando, erhielt aber darauf keine Antwort und setzte diese deshalb aus eigenem in Szene. Sie bestand darin, daß ich auf allen Straßen, die gegen den Po führten bzw. bis zum Canal bianco, Carrettis mit hinten angebundenen Besen unter Führung von Militärpatrouillen, denen, soviel ich konnte, Tambours beigegeben waren, in Bewegung setzen ließ. Bei den staubreichen Straßen wurden mit diesem Mittel unglaubliche Staubwolken aufgewirbelt, die den beobachtenden Feind glauben machen konnten, daß der Staub von Truppenbewegungen gegen den Po herrühre. Ob der Staub, den wir einige Tage darauf auf dem jenseitigen Poufer, sich gegen dieses bewegend, sahen, von ebenso sinnreichen Mitteln herrührte wie der unserige, habe ich nie erfahren. Ein Patent auf meine Täuschungsidee habe ich mir nicht geben lassen, aber stolz war ich darauf.

Die Nachricht, die Graf Wimpffen in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli im Auftrage Seiner Majestät nach Colá dem Armeekommandanten überbracht hatte, war für die begonnenen Bewegungen gegen den Isonzo und vom Feinde einerseits gegen das Festungsviereck, andererseits über den Po gegen Norden von gar keinem Einfluß. Es erfolgten auf obige Nachricht weder ein Waffenstillstand noch Friedenspräliminarien. Preußen trat den Propositionen Frankreichs nicht bei und erinnerte Italien daran, daß es vertragsmäßig nicht befugt sei, einseitig vorzugehen. Italien fügte sich dem Verlangen Preußens um so mehr, als es außer dem Venezianischen auch auf die Abtretung von Südtirol aspirierte.

Mittlerweile nahmen die Ereignisse bei der Nordarmee einen immer ungünstigeren Verlauf. Die Kaiserliche Armee wurde trotz Tapferkeit und Todesmut in einer ganzen Reihe von Gefechten geschlagen. Nur bei Trautenau siegte glänzend der bewährte Führer und Held von Schleswig-Holstein, Feldmarschalleutnant Baron Gablenz. Aber auch sein Korps mußte trotz des Sieges zurückweichen. Den vielen unglücklichen Gefechten folgte am 3. Juli der

Unglückstag von Königgrätz. Die diplomatischen Unterhandlungen zwischen Preußen, Oesterreich und Italien unter dem Vermittleramte Frankreichs gingen hin und her. Inzwischen ging bei uns der Kampf weiter. Italien beanspruchte unter anderem auch die Uebergabe des Festungsvierecks. Oesterreich willigte darin nicht ein. Der befestigte Platz Rovigo lag außerhalb dieses Vierecks, isoliert, für die zurückgehende Armee ohne Wichtigkeit, war von einer großen Uebermacht an Truppen und Geschützen bedroht und ein Objekt, das am leichtesten erobert werden konnte.

Eine Niederkämpfung dieses Platzes hätten die Italiener gewiß zu einem kolossalen Siege aufgebauscht. Solchen Sieg konnte und durfte unser erlauchter siegreicher Führer denn doch nicht dem Generalleutnant Cialdini gönnen; deshalb kam mir das Telegramm Nr. 355 op. aus Verona vom 8. Juli, welches ich nachmittags 5 Uhr 40 Minuten erhielt, nicht ganz unerwartet. Es lautete:

„Alles zum Wegmarsch vorbereiten, in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli gegen Padua abmarschieren, dann Werke durch Pulvermagazine in die Luft sprengen. Eisenbahn und Brücken und Straßenbrücken über Etsch und Gorzone, später bei Padua über Bacchiglione zerstören. Selbstverständlich Grenzbataillon Husaren sowie alle anderen Truppen, dann alle Zivilkassen aus Polesine und Monselice mitnehmen. Die am 10. früh bei Monselice stehenden Eisenbahnzüge für Mannschaft der Fußtruppen bis Padua benutzen, Fuhrwerke marschieren mit den Husaren ebenfalls bis Padua, wo alles bis zehn Uhr abends zu sein hat. Empfang bestätigen."

Ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen würde, daß mich der Inhalt in so große Aufregung brachte, daß ich nach Entzifferung des Telegramms mir sofort ein Schaff Wasser bestellte, meinen Schädel hineintauchte, damit mein Gehirn die nötige Abkühlung fände, um mit meinem Adjutanten, der diesem Kopfbade lächelnd zusah, die vielfachen Anordnungen, die zu treffen waren, genauestens zu erwägen, damit die Befehle zu deren Ausführung verfaßt werden konnten. Vorerst ließ ich anordnen, die transportabeln Kranken am 9. früh mit dem ersten Eisenbahnzuge nach Udine abzutransportieren, und teilte dies dem Stationskommando telegraphisch mit.

Das Telegramm Nr. 355 op. enthielt manches nicht und manches nicht vollständig, und darüber mußte ich ins klare kommen, wenigstens über das, was mir selbst nicht ganz klar war. Das Telegramm erwähnte z. B. nur die Husaren, es war aber auch eine Eskadron Sizilien-Ulanen da, und zwar am Po. Es erwähnte nicht, was mit den politischen Beamten, mit der Polizei, dem Gendarmeriedetachement,

was mit der ganzen Finanzwache zu geschehen habe. Ich fragte deshalb am 9. früh um weitere Weisungen an, worauf mir von Vicenza, wo das Hauptquartier an diesem Tag war, nachstehendes Telegramm noch vormittags zukam:

„Politische Beamten mit den Truppen — Justiz bleibt — Finanzwache mitnehmen.“ —

Nun diktierte ich meinem Adjutanten den nachstehenden Befehl Nr. 85 res. an die Fortskommandanten und den Kommandanten der Eisenbahnbatterie und gleich darauf einen zweiten Befehl, der alles mir für den Abmarsch nötig Erscheinende enthielt. Die Befehle lauteten:

Nr. I. Rovigo, den 9. Juli 1866.

„Sämtliche Forts mit Ausnahme der Eisenbahnbrückenbatterie und des Forts Boara haben heute punkt halb zehn Uhr abends gesprengt zu werden.

„Unmittelbar vor der Sprengung sind die Geschütze von der Artillerie zu vernageln. Jene gegen die Hauptannäherungen sind bis auf den letzten Moment mit Kartätschen geladen zu lassen und als die letzten zu vernageln.

„Alles zur Sprengung nicht notwendige Pulver ist in die Wassergräben der Forts zu werfen. Die Besatzungen aus den Forts, deren Abmarsch entsprechend einzurichten ist, daß die Sprengung zur bestimmten Stunde stattfinden könne, ziehen sich bis gegen die Tore zurück, erwarten daselbst die Sprengung und die damit beschäftigte Geniemannschaft, haben diese aufzunehmen und mit selbiger auf die angewiesenen Plätze zu marschieren. Die Sprengung des Forts Boara und der Eisenbahnbrücke und das Abbrennen der Etschholzbrücke werden erst über speziellen Befehl bewirkt werden, und es haben die betreffenden Abteilungen, und zwar jene aus Boara, über die Etschholzbrücke, jene in der Eisenbahnbatterie über die Eisenbahnbrücke in die ihnen angewiesene Einteilung zu der auf der Straße nach Stanghella sie erwartenden Truppe einzurücken. Die Eisenbahnbatterie ist nicht zu sprengen; Munition ist in die Etsch zu werfen; Magazin anzünden.

„Zur Sprengung der permanenten Forts hat Herr Hauptmann Lammel, sich selbst eingerechnet, je einen Offizier, zum Sprengen der Zwischenwerke je einen verläßlichen Unteroffizier zu bestimmen. Die Eisenbahnbrücke über die Etsch hat Herr Oberleutnant Poppovich, das Abbrennen der Etschbrücke Herr Oberleutnant Bellot auf speziellen Befehl von mir auszuführen, jene über den Gorzone besorgt Herr Oberleutnant Seuffert, der seine besonderen Weisungen erhält.

„Die zur Division Erzherzog-Albrecht-Infanterie aus Legnago eingerückte Mannschaft ist von den Vorräten in den Forts mit der nötigen Anzahl scharfer Patronen zu versehen. Die Genieabteilungen haben vor der Sprengung sowohl längs der Eisenbahn als auch auf der Straße nach Stanghella durch Umhauen einiger Stangen den Telegraphen zu zerstören. Ebenso hat das Fort Boara für die Versenkung der bei der Brücke versammelten Boote (Mühlen nicht) noch im Laufe des Nachmittags Sorge zu tragen."

Befehl Nr. II. 9. Juli 1866 Nr. 85/res.

„Zu dem heute in der Nacht stattfindenden Abmarsche haben die sämtlichen in der Stadt dislozierten Truppenabteilungen, Militärbeamten und Parteien und zugehörigen Fuhrwerke in nachfolgender Ordnung zwischen dem Fort Boara und der Dogana punkt zehn Uhr mit der Front gegen Boara gestellt zu sein:

1. Die Eskadron von Sizilien-Ulanen als Avantgarde. Sie sendet gleich nach Eintreffen in ihrer Aufstellung Eklaireurs über die Holzbrücke von Boara gegen Stanghella und nach beiden Seiten am Etschdamm am linken Etschufer.
2. Eine Division des 2. Grenzbataillons.
3. Sämtliche Fuhrwerke, Militärbeamten und Parteien, und zwar: Requisitenwagen der Geniekompagnie, sonstige Fuhrwerke, Timonellas, Handpferde des Artilleriedetachements.
4. Das Gros, bestehend in 4 Kompagnien des Grenzbataillons. Dieses liefert die Bedeckung für die Fuhrwerke. Die Gendarmerie. Die Polizei.
5. Die Arrieregarde, bestehend aus den 7 Zügen des 4. Bataillons Graf-Thun-Infanterie, endlich der Zug Husaren.

„Alle diese Abteilungen haben in der größten Stille und womöglich die Stadt vermeidend in ihre Aufstellung zu rücken; der Zug Husaren hinter dem Festungskommandogebäude hat den Abgang des Festungskommandos zu erwarten.

„Zur Ueberwachung der Wagen vor dem Tore bestimme ich den Herrn Gendarmerieleutnant Arlati. Für die Verpackung bis dorthin hat jeder Truppenkörper, die Militärbeamten und Parteien selbst für ihre Wagen zu sorgen, und es haben dieselben, um jeden Irrtum zu vermeiden, mir bis heute nachmittag schriftlich anzuzeigen, wie viele Wagen sie unbedingt und wohin gestellt notwendig haben. Die Verteilung hat Herr Leutnant Arlati mit einem Teil seiner Gendarmen zu besorgen. In diese Kolonne schieben sich ein und sind daher die nötigen Zwischenräume zu lassen für die aus den Forts

und von den Sprengungen einrückenden Fortsbesatzungen, und zwar eine halbe Geniekompagnie hinter den Ulanen, die ganze Artillerie hinter dem Artilleriedetachement, die Division Erzherzog Albrecht hinter die 4. Kompagnie des Grenzbataillons, der Rest des Bataillons Graf Thun vor die Arrieregardedivision, zu der der betreffende Zug einrückt, hinter dieser die andere halbe Geniekompagnie.

„Sämtliche Truppenkörper, welche die Tschakos deponiert haben, haben selbe auszufassen und mitzunehmen. Ich befehle auf den durch verschiedene Eventualitäten unterbrochen werdenden Marsche nach Monselice die strengste und geschlossene Marschordnung, größte Ruhe, von der Vor- und Nachtruppe die größte Vorsicht.

„In Monselice angelangt, hat Herr Leutnant Arlati sich sogleich aller dort befindlichen ärarischen Kassen zu bemächtigen und für deren Verladung Sorge zu tragen.

„Ueber die Einwaggonierung der Truppen in Monselice wird daselbst der weitere Befehl erfolgen.

„Alle Truppen haben im Einverständnis mit dem Verpflegsmagazin für eine zweitägige Verpflegung zu sorgen.

„Die Fortskommandanten haben strenge darauf zu sehen, daß beim Verlassen der Werke die Mannschaft nicht über die Weinvorräte herfalle.

„Jene Abteilungen, welche neue Schuhe oder Wäsche benötigen, haben sich diesfalls beim Platzkommando zu melden.

„Die Fortskommandanten haben die Bewohner der Häuser zu avisieren, damit sie sich entfernen und bis zur Stadt zurückkehren, ohne jedoch hierbei viel Zeit zu verlieren."

Unter einem teilte ich den obigen Befehl an nachstehende Behörden mit:

Polizei; Gendarmerie; Finanzwache; Telegraphenamt; Postdirektion; Verpflegsamt; Spital; Zeugsartillerie; Artilleriedetachement; Delegation; Platzkommando.

Am 9. Juli früh den hierzu kommandierten Offizieren diktiert und an die Fortskommandanten durch berittene Ordonnanzen übersendet. Cerva, Oberleutnant.

Nachdem ich voraussah, daß das Telegraphenamt noch bis zum letzten Momente in Tätigkeit sein werde, gab ich Order, einen der Apparate so lange wie möglich aktiv zu erhalten. Diese Maßnahme erwies sich als sehr notwendig, da im Verlaufe des Tages noch ein reger Depeschenwechsel stattfand.

Um zehn Uhr vormittags erhielt ich vom Armeekommando aus Vicenza telegraphisch den Befehl, gleich Nachricht über den Stand

der Dinge in Rovigo zu geben. Dem entsprach ich durch nachstehendes Telegramm:

„Truppen alle eingerückt — alles vorbereitet, um dem telegraphischen Befehle Nr. 355 nachzukommen. Vom Feinde in der Nähe nichts gesehen. Werde noch möglichst weit westlich patrouillieren lassen."

Daß die Vorbereitungen zur anbefohlenen Sprengung der permanenten und provisorischen Werke, der Verbrennung der hölzernen Einbauten der letzteren und der Eisenbahnbatterie, der Abbau der über den Canal bianco erbauten provisorischen Brücken, das Laden zur Sprengung der großen Gitterbrücke über die Etsch und der kleineren über den Gorzone, die Vernagelung der glatten Geschütze und Abnahme der Verschlußvorrichtungen der Hinterlader bis auf die, welche bis zum letzten Momente aktiv zu bleiben hatten, eine tüchtige Leistung war, ist selbstverständlich. Es war nur der außerordentlichen Anstrengung aller hierbei Beteiligten, insbesondere der 5. Geniekompagnie, zu verdanken, daß diese großen Arbeiten bis zum Abmarsch vollendet wurden.

Da der Modus, wie die große Eisenbahnbrücke geladen, d. h. zur Sprengung vorgerichtet wurde, einzig in seiner Art war und bisher noch nie vorkam, so werde ich später noch speziell darauf zu sprechen kommen. Die Vorbereitungen zum Abbrennen der hölzernen Jochbrücke über die Etsch, deren Fahrbahn makadamisiert war, erheischten, sollte sie gut abbrennen, besondere Vorsicht und auch eines Luftzuges von unten, woselbst zwischen den Streben und Piloten das Brennmaterial, aus mit Pech und Petroleum übergossenen Faschinen, Werg und anderen leicht entzündlichen Stoffen bestehend, eingelagert wurde. Der Brand hatte von unten zu beginnen. Auch längs der Holzgeländer der Brücke wurden derlei Faschinen angebunden. Zur Erzeugung des Luftzuges ließ ich in der halben Breite der Fahrbahn viele Löcher durchhauen. Noch im Verlaufe des Vormittags vom 9. teilte mir Herr von Rinaldini mit, daß von der Kriegsentschädigung für das Jahr 1859 nur 17 627 Gulden von seiten der Finanz verausgabt waren, der Rest aber noch in der Finanzkassa erliege. Ich gab sofort den Befehl, diesen Rest, auf dessen Höhe ich mich nicht mehr ganz erinnere, der aber gegen 30 000 Gulden betrug, an mein Kommando abzuliefern, was auch bald erfolgte.

Laut Telegramm vom Armeekommando aus Verona vom 9. Juli wurde die Eisenbahntransportleitung beauftragt, drei Züge für den 10. Juli um drei Uhr früh in Stanghella bereitzustellen,

welche alle von Rovigo Abgehenden aufzunehmen hatten. Bei dem Umstande, daß sich unter diesen sehr viele Italiener befanden, war ich begierig zu sehen, wer von ihnen sich unserem Abmarsche anschließen werde oder nicht. Das konnte ich aber erst erfahren, als die Abmarschkolonne gestellt war und ich sie besichtigt hatte. Soviel hatte ich mir im voraus denken können, daß, als ich abends nach dem kaisertreuen Polizeikommissär fragte, er samt einigen seiner Mannschaft spurlos verschwunden und nicht mehr auszuforschen war. Die Italiener waren allerdings in einer sehr fatalen Lage. Die Abtretung des Venezianischen war bereits ein öffentliches Geheimnis geworden, somit wußten die Italiener, daß von Oesterreichs Seite für sie nichts mehr zu erhoffen war. Die politischen Beamten, inklusive des Delegaten, hatten es dem Polizeikommissär schon nachgemacht; hingegen war das Munizipium noch in voller Amtstätigkeit.

Endlich kam der Abend heran; ich bestellte mir auf halb zehn Uhr den Bürgermeister auf den Platz, um ihm den Abmarsch und was sich fortan begeben werde, mitzuteilen. Er wollte das gar nicht glauben und meinte: „Aber die Fortsbesatzungen werden doch da bleiben." Ich erwiderte ihm, daß die Forts Punkt zehn Uhr in die Luft gesprengt würden und daß ich ihn bitte, für die Aufrechterhaltung der Ruhe in der Stadt Sorge zu tragen, ihn dafür verantwortlich mache und zu bedenken gebe, daß, wenn Unruhe eintreten sollte, ich genötigt wäre, noch im letzten Momente von den Geschützen des Forts Boara, welche von dessen Kehle aus nach der Stadt gerichtet seien, Feuer geben zu lassen. Ich teilte ihm dann noch weiter mit, daß alle Vorsichtsmaßregeln um die Forts herum getroffen seien, damit den Bewohnern in der Nähe der zu sprengenden Forts kein Leid geschehe. Ich selbst würde mit dem Zug Husaren als Letzter von Rovigo abmarschieren, „und nun," sagte ich dem Herrn Bürgermeister, „ist es gleich zehn Uhr und es dürften also die Sprengungen beginnen, wie Sie sehen," denn ich hatte den Satz noch nicht vollendet, als ein ungeheurer Feuerschein sich am Horizonte zeigte, dem eine starke Detonation und darauf ein heftiges Geknatter folgte. Dieser ersten Lichterscheinung folgten schnell nacheinander andere sechs mit ähnlichen Detonationen. Mittlerweile entfernte ich mich und ging in das Festungskommandogebäude, wo mich der Husarenzug erwartete. Bald darauf röteten den Himmel langandauernde Lichterscheinungen, die vom Brande der Blockhäuser in den Zwischenwerken herrührten.

Ich ritt mit den Husaren von Rovigo fort, entlang der auf-

gestellten Abmarschkolonne, besichtigte diese, ließ mir von allen Abteilungen die Meldung erstatten und erfuhr hierbei, daß die Gendarmerie sich vollzählig, die Finanzwachmannschaft nur teilweise zum Abmarsch eingefunden hatte. Ich gab nunmehr den Befehl zum Aufbruch und erwartete am Jochbrückenende des rechten Etschufers den Vorbeimarsch der Kolonnen über die Brücke von Boara. Alles vollzog sich in bester Ordnung. Nun ertönten drei Trompetenstöße als Zeichen zur Sprengung des Forts Boara. Beim dritten wurde der elektrische Feldzündapparat entladen, der Funke durcheilte die Drähte, und das Fort Boara ging in die Luft oder vielmehr sank in sich zusammen. Es war ein grausiger Moment. Die Pferde waren durch die Lichterscheinungen, durch die Detonationen und das darauffolgende Geknatter derart unruhig geworden, daß wir uns zu Fuß formierten und die Pferde an der Hand über die Brücke nach dem Orte Boara am linken Etschufer führen mußten. Jetzt wurde von Schiffsleuten aus Boara unter Leitung des Herrn Oberleutnant Bellot die Brücke in Brand gesetzt. Nur kurze Zeit und sie brannte lichterloh. Im Orte Boara, wo sich die Einwohner bereits zur Nachtruhe begeben hatten, entstand eine begreifliche Panik. Viele eilten aus ihren Betten im Hemd auf die Straße, Kinder schrien und weinten, und alles war in größter Besorgnis, es könnte sich der Brand der Brücke auch auf den Ort selbst ausdehnen. Glücklicherweise war aber vollkommene Windstille, und Flammen und Rauch stiegen kerzengerade in die Höhe. Mit meinem Adjutanten und Herrn von Rinaldini, der sich uns angeschlossen hatte, sowie einigen Geniesoldaten mit dem Feldzündapparat ging ich in die Nähe der Eisenbahnbrücke. Der Feldzündapparat wurde auf entsprechende Distanz hinter der nördlichen Seite eines gemauerten Hauses aufgestellt. Herr Leutnant Poppowich war bis auf die Legung der Leitung zum Apparate fertig und besorgte nun diese. Auf den dritten Trompetenstoß hin erfolgte die Zündung. Die furchtbare Detonation ließ uns hoffen, daß die Sprengung vollkommen gelungen und daß das eine bezügliche Feld der Brücke zerrissen und diese in die Etsch gefallen sein müßte. Bei sofortiger Besichtigung sahen wir, soweit es die Dunkelheit erlaubte, daß die Zerstörung der Brücke als gelungen angesehen werden konnte.

Die Kolonne hatte sich noch nicht in Marsch gesetzt, als uns von der Eisenbahnstation in Stanghella gemeldet wurde, daß die drei für uns bestimmten Eisenbahnzüge zwar bereit stehen, aber am linken Ufer des Gorzone, weil die Führer der Züge sich nicht getrauten, über die geladene, zur Sprengung vorbereitete Eisenbahngitterbrücke zu fahren.

Infolgedessen mußten wir den Marsch über die Straßenbrücke bis auf das linke Gorzoneufer und von da auf dem Damme bis zu der westlich der Straßenbrücke liegenden Eisenbahn fortsetzen, um uns dort einzuwaggonieren. Die Fuhrwerke und Berittenen setzten unterdessen den Marsch bis Monselice fort. Ich nahm im letzten Waggon des Zuges auf der Plattform Platz, ließ die Zündleitung herstellen, das Zeichen zum Feuer geben und fuhr, nachdem ich mich von der Wirkung überzeugt hatte, mit dem Zuge weiter nach Norden ab.

In Monselice wurde gehalten und die dort befindlichen Kassen abgeholt, die anstandslos ausgefolgt wurden. Dann ging es weiter bis nach Padua. Am Bacchiglione bei Padua angelangt, wiederholte sich zur Sprengung der über denselben führenden Gitterbrücke der gleiche Vorgang wie am Gorzone. Auf die Stunden, wann wir mit den Eisenbahnzügen und wann die auf der Straße Marschierenden und Fahrenden in Padua ankamen, weiß ich mich nicht mehr genau zu erinnern, jedenfalls war es aber noch in früher Stunde des Vormittags. Ich meldete mich bei Oberst Bienerth und fragte bei diesem an, ob für mich und das, was ich mitbringe, bestimmte Befehle von seiten des Armeekommandos erflossen wären. Nachdem mir der Herr Oberst mitteilte, daß er keine diesbezüglichen Befehle erhalten habe, fuhr ich auf den zu meiner Disposition noch bereitstehenden Eisenbahnzügen mit meiner gemischten Kolonne sofort nach Treviso weiter und hinterließ für Berittene und Fuhrwerke aller Art den Befehl, bis nach Treviso nachzurücken. In Treviso angekommen, erhielt ich vom Armeekommando auf meine telegraphische Anfrage, was mit allen Truppenabteilungen, Personen, Gendarmerie u. s. w. zu geschehen habe, nachstehendes Telegramm:

„11. Division des Infanterieregiments Nr. 44 nach Verona mit Bestimmung für Tirol;

5. Geniekompagnie, Spitalkommandanten und Spitalsrequisiten, Platzkommando, dann Detachement der 3. Kompagnie des 6. Artillerieregiments nach Venedig;

Hauptmann Störmer und 3. Kompagnie des 7. Artillerieregiments nach Wien senden, Sie selbst Hauptquartier Galliera morgen, 11., einrücken;

wegen Division von Nr. 44 mit Major Sametz Padua Einvernehmen pflegen.“

In meiner telegraphischen Anfrage hatte ich dem Armeekommando schon mitgeteilt, daß ich folgende Abteilungen und Personen nach Venedig dirigiert habe: Gendarmerie, Polizei, Zeugsartillerie, Oberleutnant Bellot, Oberleutnant des Geniestabes Cerva,

weil diese dorthin gehörten. Den obigen telegraphischen Befehl ließ ich bei allen darin vorkommenden Abteilungen zirkulieren und gab ihnen zugleich bekannt, daß ihre Instradierung vom Platzkommando erfolgen werde und sie alle je einen verläßlichen Unteroffizier um halb sieben Uhr morgens zur Entgegennahme der Abmarschbefehle hinzusenden haben.

Das Ende von Rovigo hatte mich physisch und geistig so müde gemacht, wie ich es noch nie im Leben früher und später je war. In Treviso, wo ich bis in die späte Nacht dienstlich zu tun hatte, warf ich mich im Zimmer eines Hauses, das sich in der Nähe meiner im Freien biwakierenden Kolonne befand, auf einen darin befindlichen Strohhaufen, neben mir Oberleutnant Cerva und Herr von Rinaldini, alle gestiefelt und gespornt, und wir schliefen wie Säcke ununterbrochen, bis wir von meinem Bedienten nach ihm gegebenem Befehl geweckt wurden. Dann hieß es aber, zum Gange in das Hauptquartier Toilette machen. Bis ich alles dazu Nötige mit Hilfe meines Bedienten herbeigeschafft hatte, dauerte länger, als meine Ungeduld leicht vertragen konnte. Nun begab ich mich, wie anbefohlen, dorthin, um Seiner Kaiserlichen Hoheit Meldung über alles in den letzten Tagen Vorgefallene zu erstatten. Meinen treuen Zivilkommissär Theodor von Rinaldini nahm ich mit, denn es lag mir daran, dessen verdienstvolle Leistungen sogleich und so warm wie möglich Seiner Kaiserlichen Hoheit zu schildern. Ich wurde sehr freundlich empfangen. Der hohe Armeekommandant hörte meine etwas längliche Meldung gnädigst in Ruhe und Geduld an und belobte das Geleistete, das er selbst als sehr schwierig bezeichnete. Ich stellte dann Theodor von Rinaldini vor, nachdem ich dessen Leistungen schon eingehend gewürdigt hatte. Seine Kaiserliche Hoheit war mit Herrn von Rinaldini äußerst gnädig und belobte sein Verhalten sehr. Ganz ohne Auszeichnung für das, was in Rovigo geschehen war, ging ich nicht aus. Ich erhielt hierfür am 21. Juli die allerhöchste Anerkennung für die Bauten bei Rovigo laut allerhöchstem Befehl vom 18. Juli 1866.

Meine Kolonne und alles, was diese enthielt, war ich los. Die Kassen, die ich von Rovigo und Monselice mitgeschleppt hatte, waren endlich nach öfterem Hin- und Hertelegraphieren ordnungsmäßig nach Venedig abgeführt, und ich wußte sogar, was mit mir weiter geschehen werde, denn Seine Kaiserliche Hoheit sagte mir mündlich: „Sie bleiben hier als Geniechef bei der neu zusammengestellten Isonzoarmee unter Feldmarschalleutnant Baron Maroičić.“ Einen förmlichen schriftlichen Ernennungsbefehl für diese Stelle erhielt ich nicht.

Wie früher erwähnt, komme ich nun nochmals auf die Sprengung der großen Eisenbahngitterbrücke über die Etsch zurück. Es war das eine sogenannte doppelte Gitterbrücke. Das Gitterwerk ruhte auf zwei gemauerten Landpfeilern und zwei gemauerten Mittelpfeilern und hatte sonach drei Felder. In diesen Mittelpfeilern waren drei zylindrische Löcher ausgespart, deren Boden bis in die Höhe des Hochwassers hinabreichte. Sie waren bestimmt, die Ladebüchsen und Verdämmungen aufzunehmen. Auf meine Anregung, die Brückenträger direkt durch Schießbaumwolle in den zwei schwächsten Feldern zu sprengen, wurde ein Versuch mit einem unteren Teil eines solchen Feldes gemacht, das wir von dem Brückenlieferanten Köröfi bei Graz bezogen. Bei Visitierung dieser eben erst vollendeten Brücke fand ich nämlich, daß der Raum des Hauptträgers, der bestimmt ist, die Gitterstreben aufzunehmen, noch nicht mit Zement ausgefüllt war. Diese noch leeren Räume erschienen mir groß genug, um eine entsprechende Schießbaumwolladung aufzunehmen, die, mit einem eisernen verschraubten Deckel versehen, eine förmliche Ladungskammer abgeben konnte. Der erwähnte Raum war, wie ich feststellen ließ, groß genug, um eine Ladung von 8 Pfund 20 Lot Schießbaumwolle, die Zündpatronen und eine dicke Lage von Fließpapier aufzunehmen, letzteres, damit beim Eintreiben und Verschrauben des Deckels kein zu großer Druck auf die Schießbaumwolle ausgeübt werde. Für die zwei Leitungen (Erd- und Luftleitung) konnten Löcher gebohrt werden, um durch selbe die zwei Leitungen in Verbindung mit den Drähten der gelben Patrone zu setzen. In dieser Weise wurde an dem Brückenbestandteil, den wir von Köröfi erhielten, der Versuch vorbereitet. Die Eisenbestandteile wurden auf entsprechende Holzunterlagen gelegt und beides in einer fugassenartigen Vertiefung eingelagert. Man wählte diese Form, damit den Sprengpartikeln eine bestimmte Flugrichtung angewiesen wurde. Diese Anordnung erwies sich bei einem Versuch, der am 28. Mai stattfand und dem Generalmajor Baron Scudier und außer uns von der Geniewaffe mehrere Herren Offiziere der Garnison beiwohnten, als sehr zweckmäßig, und der Erfolg war vollkommen zufriedenstellend. Die Eisenbestandteile wurden vollständig zerrissen und einzelne Stücke 40—1200 Schritte weit weggeschleudert. Von den 194 Nieten, die am Versuchsobjekt vorhanden waren, blieben nur 5 stecken, 189 flogen heraus und weit weg. Ich nahm deshalb gar keinen Anstand, den Antrag zu stellen, für die allfällige Zerstörung der neuen Eisenbahngitterbrücke über die Etsch von der Sprengung der zwei Wasserpfeiler durch Ladung der in denselben vorbereiteten Minenkammern abzusehen und dagegen die

zwei Hauptträger an je zwei Stellen direkt durch Schießbaumwoll-ladungen zu sprengen. Mein Antrag war im Wege des Feldgenie-chefs an das Reichskriegsministerium geleitet und hatte die Genehmi-gung erhalten.

Kehren wir nun wieder zu den Vorgängen bei der Armee zurück.

Denselben Tag, als ich im Hauptquartier in Galliera Seiner Kaiserlichen Hoheit die Meldungen über die Ereignisse in Rovigo erstattete, erhielt derselbe die Ernennung zum Oberkommandanten der gesamten kaiserlichen operierenden Armee mit der Weisung, sofort nach Wien abzugehen, welchem Befehl er noch am Abend desselben Tages nachkam. Am 13. traf Seine Kaiserliche Hoheit in Wien ein. Die von Italien an die Donau beorderten Truppen langten nach und nach bis Ende Juli alle an ihren Bestimmungsorten an. Cialdini übersetzte den Po an verschiedenen Stellen vom 8. an und rückte bis 11. gegen die Etsch und dann weiter gegen die Piave und den Tagliamento vor. Nach Maßgabe des Vorrückens der italienischen Armee zog sich die österreichische zurück, und es blieb dann am Isonzo unter Befehl des Feldmarschalleutnants Baron Maroičić das VII. Korps, das aber jetzt Seine Kaiserliche Hoheit Erz-herzog Heinrich erhielt. Außerdem wurden Feldmarschalleutnant Baron Maroičić alle weiteren Streitkräfte im Süden unterstellt und speziell auch die Brigade des Obersten Böck, welchem die Verteidi-gung der aus Kärnthen nach Italien führenden Päſſe zufiel. Deſſen Brigade erhielt Oberst Kleudgen. Südtirol, das voraussichtlich nun-mehr in seiner Isolierung von Westen und Osten angegriffen werden dürfte, hatte Generalmajor Baron Kuhn zu verteidigen.

Aber auch zu Wasser wollten die Italiener vordringen. Dem-gemäß lief die unter Admiral Persano bei Ancona versammelte starke italienische Flotte aus, um sich vorerst der Insel Lissa zu bemächtigen, was ihr aber nicht glückte. Konteradmiral Tegetthoff fuhr ihr ent-gegen und besiegte sie in der denkwürdigen Seeschlacht bei Lissa.

Wahrlich ein glänzender Schluß für die siegreiche österreichische Armee in Italien, die trotz aller Siege leider, wie erwähnt, wegen der Niederlagen im Norden schon im vollen Rückzuge begriffen und bereits hinter der Piave angekommen war.

Während dieser letzten Ereignisse oben an der Donau und unten in Italien dauerten die Verhandlungen, bei denen Kaiser Napoleon den Vermittler spielte, fort. Von den beiden krieg-führenden Mächten im Süden wurde eine Waffenruhe vereinbart, die vom 25. frühmorgens bis 2. August zur selben Stunde dauern

sollte. Bei der Nordarmee kam es ebenfalls zu einer Waffenruhe, die vom 22. Juli bis 27. Juli zu dauern hatte. Am letzteren Tage begannen die Friedensverhandlungen in Nikolsburg zwischen Preußen und Oesterreich. Die Verhandlungen auf dem oberen und unteren Kriegsschauplatz für Friedenspräliminarien gestalteten sich sehr schwierig. Es wurden von seiten Napoleons Propositionen gemacht, die weder da noch dort angenommen werden konnten. Der Plan Napoleons ging wohl dahin, Preußen stärker, aber nicht zu stark werden zu lassen, denn er proponierte, daß die drei süddeutschen Staaten selbständig zu bleiben hätten. In Italien wollte er dem Könige gegenüber als der Großmütige erscheinen. Aus seinen Händen sollte dieser, wie seinerzeit 1859 das Lombardische, nunmehr das Venezianische in Empfang nehmen. Aber das genügte den Italienern nicht, sie wollten auch das Tridentinische haben. Kurz, es wurde von Oesterreich allseits so viel begehrt, daß Seine Majestät unser erhabener Kaiser endlich definitiv erklärte, ehe er über das venezianische Gebiet noch einen Fußbreit Landes seines sonstigen Reiches abtrete, sei er entschlossen, bis aufs äußerste weiterzukämpfen und selbst, wenn es nötig sein sollte, kämpfend unterzugehen. Diese Entschlossenheit schien denn doch die Begehrlichkeit unserer Feinde etwas abzuschwächen. Es kam demgemäß mit Italien, nachdem die erste Waffenruhe abgelaufen war, zu einer zweiten, die bis zum 10. dauerte, dann zu einer Verlängerung dieser um einen Tag, und endlich wurde am 12. August ein förmlicher Waffenstillstand auf vier Wochen vereinbart, der am 13. August zu beginnen hatte und in dem als Basis die bisherigen Grenzen des Venezianischen angenommen wurden. Noch bevor der Waffenstillstand (9. September) ablief, begannen am 3. September die eigentlichen Friedensverhandlungen zu Wien, die am 3. Oktober ihren Abschluß fanden.

Die Friedenspräliminarien zwischen Preußen und Oesterreich hatten noch vor dem Ende der vereinbarten Waffenruhe begonnen und wurden schon an dem Tage, wo sie enden sollte (27. Juli) unterfertigt. Diesen Verhandlungen folgten unmittelbar jene für einen definitiven Friedensvertrag, der am 23. August zu Prag unterzeichnet wurde.

Während meiner Zuteilung bei Feldmarschalleutnant Baron Maroičić blieb ich einige Tage in Görz. Dann erhielt ich den Befehl, nach Klagenfurt abzurücken und mich von da mit Herrn Brigadier Oberst Böck, der in Tarvis sein Hauptquartier hatte, bezüglich feldmäßiger Befestigung der Kärntner Päſſe ins Einvernehmen zu setzen. Ich pendelte daher in dieser Zeit bis zu meiner Ernennung

als Geniedirektor in Graz, welche am 1. September erfolgte, zwischen Klagenfurt, Tarvis und den nach Italien führenden Gebirgspässen hin und her. Zuletzt wurde ich nach Görz befohlen. Der Tätigkeit, die hierbei entwickelt wurde, erwähne ich nicht, da sie nichts Bemerkenswertes aufwies.

Mit meiner Einrückung nach Graz schließe ich meine Erlebnisse im Kriege 1866 ab.

Die Hohenlohe-Denkwürdigkeiten sind — diese Ueberzeugung bricht sich immer mehr Bahn — keine Tages-Sensation, zu der einige Zeitungsschreiber sie anfänglich glaubten stempeln zu können, sondern ein Quellenwerk von bleibender Bedeutung, das immer wieder gelesen werden wird. Die wissenschaftlich ernst zu nehmende Kritik hat vielfach sogar darauf verwiesen, daß die

Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Im Auftrage des **Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst** herausgegeben von **Friedrich Curtius.**
2 Bände. Geheftet M. 20.—, zwei Halblederbände M. 24.—

als historische Dokumente vielleicht noch höheren Wert besitzen als Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", daß sie aber jedenfalls einen der bedeutendsten Beiträge zur historischen Würdigung der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf lange Zeit hinaus bilden werden. Aus der Fülle der uns vorliegenden Preß-Urteile führen wir hier auszugsweise an:

Professor Otto Kämmel in den **Grenzboten (Leipzig):** „Man hat ganz vergessen, welches wertvolle Material für die Geschichte von beinahe acht Jahrzehnten überhaupt diese authentischen und zuverlässigen Aufzeichnungen eines Mannes bieten, der auf der Höhe des Lebens stehend an sich schon viel mehr erfahren konnte und erfuhr als ein andrer, und der nach gründlicher Vorbereitung auch im diplomatischen Dienst in mannigfachen Stellungen mehr als ein Menschenalter lang sich immer als vorsichtigen, klugen Staatsmann von vornehmer Gesinnung und als deutschen Patrioten erwiesen hat, wenn er auch nicht zu den großen, den führenden Geistern seines Volkes gezählt hat. Zum Lohne für das alles ist er von einem Teile der deutschen Presse als herzlich unbedeutend geradezu verhöhnt worden. Und warum? weil er über Bismarcks Entlassung Tatsachen mitgeteilt hat, die den Bruch als unvermeidlich, als ein tragisches Ereignis im vollen Sinne des Wortes erkennen lassen, allerdings nur für urteilsfähige, nicht von leidenschaftlichen Vorurteilen und Sympathien voreingenommene Leser."

Münchner Neueste Nachrichten: „Diese Tagebücher Chlodwig Hohenlohes sind

ein zeitgenössisches Dokument von allerhöchstem Wert;

denn sie zeigen uns die Menschen, die die Geschichte gemacht haben, in ihrer Eigenart in treuem Spiegel. Wer je Briefe und Schriften des dritten Reichskanzlers aus dessen letzten Jahren in Händen gehabt hat, weiß, mit welcher Präzision und Akkuratesse Fürst Hohenlohe jede Niederschrift behandelte. Natürlich sind seine Memoiren subjektiv gefaßt, aber er war ein scharfer Beobachter, ein kühler Urteiler und ein treuer Erzähler."

Weitere Preß-Urteile über

Fürst Hohenlohes Denkwürdigkeiten:

Professor Dr. Georg Kaufmann im Literarischen Zentralblatt, Leipzig: „Der Gesamteindruck: Hohenlohe erscheint als ein selten gebildeter und in den Geschäften geübter Mann von reinem Willen und idealer Gesinnung. Seiner politischen Richtung nach überzeugter Vertreter der konstitutionellen Regierungsform und eines maßvollen Liberalismus. Seine Denkwürdigkeiten sind der bedeutendste Beitrag zu der Kenntnis der letzten Jahrzehnte, den wir seit Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ empfangen haben."

Vossische Zeitung, Berlin: „Die Denkwürdigkeiten sind

ein Quellenwerk ersten Ranges.

Sie sind von großer Bedeutung für die Beurteilung vieler Ereignisse der inneren und auswärtigen Politik und namentlich auch einer Anzahl Personen, die auf die Politik Einfluß nahmen oder Einfluß suchten. Man gewinnt einen lehrreichen Einblick in das Treiben an den Höfen und in den Aemtern; man sieht die Staatsmänner, die Streber, die Geschichtenträger an der Arbeit. Die Denkwürdigkeiten werden noch lange Zeit alle Welt beschäftigen; sie werden von den zünftigen Politikern, von den Höfen, von den Völkern eifrig studiert werden."

Deutsche Rundschau, Berlin: „Zieht man die Summe, so ergibt sich rücksichtlich des vorliegenden Buchs dasselbe, was von der Person des Verfassers zu sagen ist. Für uns Deutsche wäre viel gewonnen, wenn uns Staatsmänner vom Schlage des Fürsten Hohenlohe häufiger als bisher beschieden wären; Männer, die Aristokraten und zugleich gute Bürger sind. Und wie unser Staatsleben an solchen, den obersten Schichten der Gesellschaft entsprossenen Vertretern eines tüchtigen Mittelmaßes niemals genug haben wird, so wird unsre politische Memoirenliteratur am besten fahren, wenn ihr möglichst zahlreiche Erscheinungen beschieden werden, die so einfach und wahrhaftig wie das vorliegende Buch berichten, ‚wie es wirklich gewesen ist‘."

Kölnische Zeitung: „Das Werk bietet nicht nur hochinteressante Beiträge zur Geschichte jener Zeit, die Fürst Hohenlohe als Mithandelnder erlebt hat, sondern es gestattet auch zugleich einen tiefen Einblick in seinen geistigen Entwicklungsgang und in seine Denkweise."

Frankfurter Zeitung: „Dem Lärm der Presse gegenüber, der in acht Tagen vergessen sein wird, ist festzustellen, daß die Hohenloheschen Denkwürdigkeiten eine reiche Fülle von Tatsachenmaterial enthalten, das für den künftigen Geschichtsschreiber von Wert sein wird."

Dr. Friedrich Naumann in der „Hilfe", Berlin: „In diesen zwei Bänden steckt ungeheuer viel solide Lebensarbeit. Wenn der erste Sturm der Neugierde und Entrüstung vorübergegangen sein wird, wird man erst die geduldige Art des Lesens finden, die für diese Arbeit nötig ist, und diese Bücher werden immer wieder gelesen werden."

Essays und Erinnerungen

Von

Theodor Gomperz

Mit dem Bildnis des Verfassers nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—

Tagesbote aus Mähren und Schlesien: „Wer so glücklich war, Theodor Gomperz zu Füßen zu sitzen und seinen großzügigen, Völker und Welten verbindenden Vorträgen zu lauschen, dem weitete sich das Herz, ein Füllhorn lebensvoller Anregung ward über ihn ausgeschüttet. Gomperz ist eben nicht der Mann der streng umhegten, in gebahnten Gleisen dahinrollenden Fachbildung, er ist nichts weniger als ein verknöcherter Altertumsforscher und ein blutloser Philosoph, er ist das gerade Gegenteil jener vom Leben abgelösten Gattung von Gelehrten, denen die Welt und die Geschichte nichts andres bedeuten als eine ungeheure Vorratskammer von Arbeitsthemen. Er ist nicht umsonst bei den großen griechischen Philosophen in die Schule gegangen, denen ein Mensch noch höher stand als ein Buch. — Das Werden eines solchen Mannes zu verfolgen, gewährt einen unsagbaren Reiz."

Neues Wiener Journal: „Ein herrliches, ein männlich schönes Buch. Es ist überflüssig, dem Leser Theodor Gomperz, den berühmten Gelehrten, vorzustellen. Wenn von den besten Männern Oesterreichs die Rede ist, wird sein Name genannt. Mit dem Behagen eines Greises, der auf ein von Arbeit und Ruhm erfülltes Leben zurückzublicken das Glück hat, bietet der Verfasser in bunter Abwechslung geistvolle Abhandlungen voll stofflichen Interesses und Jugenderinnerungen voll persönlicher Wärme, in einem Stil, der, an Goethe gebildet, sich so wohltätig unterscheidet von der stilistischen Zerfahrenheit der Moderne."

Dr. Bernhard Münz (Wien) in der Allgemeinen Zeitung, München: „Wie bei den alten Griechen, so sind auch bei Gomperz Wissenschaft und Kunst Zwillingsschwestern. Seine Darstellung ist schön, abgerundet, anmutig, bilderreich, farbenprächtig und plastisch. Er befleißigt sich eines vornehmen, edeln, volkstümlichen Stils. Er besitzt die Gabe, das Schwierigste faßbar zu machen, dem Abstrakten Leben einzuhauchen, und verfügt über ein kräftiges Gestaltungstalent. Und aus dem Ganzen strömt ein feiner Duft von Herzenswärme und Stimmung. Alle diese Vorzüge der Darstellung finden wir hier vereint."

Basler Nachrichten: „Wir lernen in dem Werke einen Gelehrten mit einer geradezu erstaunlichen Vielseitigkeit der Interessen und zugleich einen glänzenden Schriftsteller kennen, dessen literarische Kabinettsstücke uns vielfach an die berühmten Essays von Thomas Babington Macaulay erinnern. Vornehm, wie der Inhalt, ist auch die Ausstattung dieses mit einem Porträt des Verfassers von Lenbachs Meisterhand geschmückten Buches, das uns nicht bloß reiche wissenschaftliche Anregung, sondern auch einen hohen ästhetischen Genuß gewährt."

Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten

A. von Stosch, General und Admiral, Denkwürdigkeiten

Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von **Ulrich von Stosch.** 3. Auflage. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Der Tag, Berlin: „Es gibt Denkwürdigkeiten, deren Bedeutung vornehmlich in ihrem sachlichen Inhalt, ihrem historischen Quellenwert beruht, und es gibt Denkwürdigkeiten, die den Leser fesseln und anregen, weil in ihnen eine Persönlichkeit zu Worte kommt und durch ihre Lebensführung ein rein menschliches Interesse erweckt. Von diesem Buch, das den Namen Albrechts von Stosch trägt, kann man sagen, daß es nach beiden Seiten hin ausgezeichnet ist."

Westermanns Monatshefte, Braunschweig: „Ein vaterländisches Geschichtsdokument ersten Ranges. Diese Briefe und Tagebuchblätter voller Frische und Unmittelbarkeit geben die wertvollsten Aufschlüsse über die wichtigsten Perioden der vaterländischen Geschichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und werfen überraschende Streiflichter auf viele diplomatische und militärische Vorgänge wie auf die daran beteiligten Persönlichkeiten."

Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen

Von **Alberta von Puttkamer** unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max von Puttkamer.**

Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Straßburger Post: „Ein Buch, für dessen Herausgabe man den Verfassern dankbar sein muß. Für den Geschichtschreiber der reichsländischen Uebergangszeiten nach dem großen Kriege ist die „Aera Manteuffel" eine Fundgrube wertvoller Mitteilungen und Aufschlüsse, für alle anderen eine Darstellung von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse."

Freiherr von Loë, General-Feldmarschall, Erinnerungen aus meinem Berufsleben.

2. Auflage. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Neue Freie Presse, Wien: „Für die Geschichtschreibung sind diese Aufzeichnungen unschätzbar; aber auch auf den großen Kreis derjenigen, welche als Leser mit den intimeren Vorgängen während der wichtigsten Abschnitte der neueren Geschichte sich bekannt machen wollen, wirken solche lebendige, aus der unmittelbarsten Teilnahme geschöpfte Darstellungen fast mit dem Eindruck der Autopsie."

National-Zeitung, Berlin: „Ein Werk, das stets einen hervorragenden Platz in der Memoirenliteratur aus der Werdezeit des neuen Deutschen Reiches einnehmen wird. Die in meisterhaftem Stil und in knappstem Ausdruck gehaltenen Erinnerungen bilden ein überaus inhaltsreiches Buch, das nicht nur dem Historiker und dem Offizier wertvoll sein wird, sondern auch durch die Persönlichkeit des Verfassers in hohem Maße anziehend wirken muß."

Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten

Marie Hansen-Taylor, Aus zwei Weltteilen

Erinnerungen. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Wiener Neue Freie Presse: „Ein vornehmes, kulturhistorisch und rein menschlich sehr interessantes, sehr lesenswertes Buch.“

Berliner Tageblatt: „Leser, die Welt und Leben statt aus Romanen lieber aus Memoiren kennen lernen, werden dieses Buch nicht ohne Genuß lesen. Die Verfasserin hat viel gesehen und weiß aus stillen Gelehrtenklausen ebenso fesselnd zu berichten wie aus dem Leben der großen Welt.“

Fred Graf Frankenberg,

Kriegstagebücher von 1866 und 1870 71. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. 2. Auflage.
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

St. Petersburger Zeitung: „Des Grafen Frankenberg unmittelbare, außerordentlich lebendig und anschaulich geschriebene ‚Kriegstagebücher‘ sind eins der wertvollsten und interessantesten Bücher, die uns die große Zeit, in der Deutschland sich zur lange ersehnten Einheit durcharbeitete, vergegenwärtigt haben.“

Adolf Friedrich Graf von Schack,

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 3. Auflage. 3 Bände.
Geheftet M. 15.—, gebunden M. 18.—

Dr. J. V. Widmann im Bund, Bern: „Wer sich ein Buch wünscht, in dem viele Bücher drinstecken, ein Buch voll Schönheit, voll Weisheit, voll neuer Aufschlüsse, ein Buch über alle europäischen Länder und die Geschichte und Kultur unserer Zeit, der wünsche sich Schacks ‚Ein halbes Jahrhundert‘.“

Franz von Lenbach. Von W. Wyl.

Gespräche und Erinnerungen. Mit fünf Bildnissen und Brieffaksimile. 4. Tausend. Geheftet M. 3.—, geb. M. 4.—

Leipziger Zeitung: „Wyls Buch, das sehr fein ausgestattet ist, gehört zu den interessantesten Veröffentlichungen der letzten Zeit und verdient die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes, dem es gewidmet ist, das als Dank für die Gabe den rechten Nutzen daraus ziehen möge.“

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben

11 Bände in Prachteinbänden mit über 4500 Abbildungen

1. Bd.: **Raffael.** Des Meisters Gemälde in 203 Abbildungen. Herausgegeben von Adolf Rosenberg. 3. Auflage. M. 5.—
2. Bd.: **Rembrandts Gemälde** in 565 Abbildungen. Herausgegeben von Adolf Rosenberg. 2. Auflage. M. 10.—
3. Bd.: **Tizian.** Des Meisters Gemälde in 274 Abbildungen. Herausgegeben von Oskar Fischel. 2. Auflage. M. 7.—
4. Bd.: **Dürer.** Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 471 Abbildungen. Herausgegeben von Valentin Scherer. 2. Auflage. M. 10.—
5. Bd.: **Rubens.** Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Herausgegeben von Adolf Rosenberg. 2. Auflage. M. 12.—
6. Bd.: **Velazquez.** Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Herausgegeben von Walter Gensel. M. 6.—
7. Bd.: **Michelangelo.** Des Meisters Werke in 166 Abbildungen. Herausgegeben von Fritz Knapp. M. 6.—
8. Bd.: **Rembrandts Radierungen** in 402 Abbild. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. M. 8.—
9. Bd.: **Schwind.** Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen. Herausgegeben von O. Weigmann. M. 15.—
10. Bd.: **Correggio.** Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen. Herausgegeben von G. Gronau. M. 7.—
11. Bd.: **Donatello.** Des Meisters Werke in 277 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Schubring. M. 8.—

In Vorbereitung: van Dyck — Jan Steen — Holbein — Hals — Rethel — Botticelli — Murillo — Memling u. a.

Dr. A. Dresdner in der **Breslauer Zeitung:** „Wir erachten den Gedanken, das Werk der größten Künstlerpersönlichkeiten darzustellen und diese Darstellungen für einen mäßigen Preis weiten Kreisen zugänglich zu machen, für einen der nützlichsten und fruchtbarsten unter all den vielen, die im letzten Jahrzehnt in der Kunstliteratur zur Verwirklichung gelangt sind.“

Seitenstück zu den Gesamtausgaben der Literatur-Klassiker

DB 80 .8 S23A3 1908 Bd.1

Salis-Soglio, Daniel, Freiherr von
Mein Leben

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY